This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

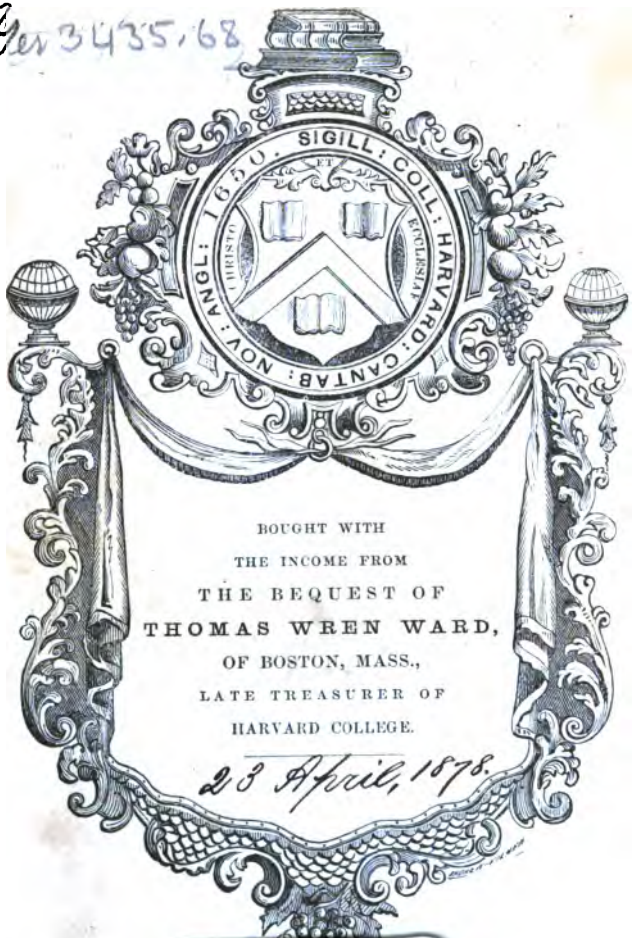
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ger
3435
68

BUCHHANDLUNG
in Göttingen.

Ger 3435,68



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
THOMAS WREN WARD,
OF BOSTON, MASS.,
LATE TREASURER OF
HARVARD COLLEGE.
23 April, 1878.

Aus deutschen Gauen.

Aus deutschen Gauen

in

Süd und Nord.

Volks- und Sittenschilderungen

von

Ernst Willkomm.

Gotha,
Verlag von W. Opetz.
1863.

Gen 3435.68
~~15544.42~~

1878, April 23.
Ward fund.

Vorwort.

Die hier folgenden Skizzen und Schilderungen machen in keiner Weise auf Vollständigkeit Anspruch. Zu verschiedenen Zeiten entstanden, geben sie großentheils ein Bild der Verhältnisse und Zustände vergangener Tage. Dies gilt vorzugsweise von den Sittenschilderungen aus der deutschen und wendischen Oberlausitz. Was ich in diesem Büchlein dem Publikum von den Oberlausitzern erzähle, dürfte gegenwärtig zum Theil schon der Geschichte angehören; denn auch dieser Volksstamm hat sich in den letzten zwanzig Jahren vielfach geändert, und manches Charakteristische in seinen uralten Sitten und Gebräuchen durch die Alles ummodelnde Zeit verwischen lassen. Vor zwei und drei Decennien aber lebte und dachte man noch so, wie ich es hier zu schildern versucht habe, und ich bin der Ansicht, daß solchen Lesern, welche nach

allen Seiten hin das deutsche Volk in seinen Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen wünschen, damit gedient sein wird.

Von dem alt berühmten Lübeck, dem ehemaligen Haupt der Hansa spricht man leider so wenig, daß schon dies Schweigen von einem historisch so berühmten Orte das Entwerfen einiger Federzeichnungen rechtfertigt. Ein dreijähriger Aufenthalt in Lübeck gab mir Gelegenheit, mich hinreichend in der noch immer gewaltigen Stadt umzusehen und das am Meisten Auffällige in anschaulichen Skizzen zusammen zu fassen. So entstanden diese Schildereien, für deren Treue ich einstehen möchte. Sollten dieselben dazu beitragen, Fremde, welche ihr Weg an die Ostsee führt, einige Tage festzuhalten in der Heimath Jürgen Wullenwebers, wäre es auch nur, um sich das Bild der merkwürdigen Stadt unvergänglich ihrem Gedächtniß einzuprägen und es lieb zu behalten, wie es mir lieb geworden ist für immer, so habe ich wenigstens nichts Ueberflüssiges gethan.

Nordseebad Büsum im Juli 1862.

L. Willkomm.

Inhalt.

Seite

I. Sittenschilderungen aus der Ober-Lausitz.

1. Sitten und Gewohnheiten in der deutschen Lausitz . . 3
   a) Verlobung und Hochzeit 11
   b) Das Leichenbegängniß 31
   c) Hohe Feste 40
   d) Nichtkirchliche Festlichkeiten 58
   e) Seher und kluge Männer 64
   f) Feuerfühler. 72
2. Erinnerungen aus der wendischen Lausitz 81
   a) Hochzeitsgebräuche 86
   b) Bei Tod und Begräbniß 107
   c) Gesellige Vergnügungen 113

II. Auf deutsch-dänischem Boden.

1. Der Mövenpreis 123
2. Die Geest. Husum und die Deiche der Westküste . . 132
3. Eine Nacht auf den Watten 138
4. Fahrt durch die Hallige 144
5. Föhr und die Föhringer 151

Seite

III. Lübische Schildereien.

1. Ein Städtebild bei Tag und Nacht 162
2. Ein Weinhaus an der Trave 171
3. Unter der Erde. 185
4. In Sanct Marien 192
5. Das Haus der Schiffergesellschaft 204
6. Das Schonenfahrer-Collegium 211
7. Die Weihnachtszeit in Lübeck 218
8. Eine Travefahrt. Travemünde. 235

IV. Skizzen aus dem Hamburger Volksleben.

1. Am Hafen 253
2. Matrosen am Lande 262
3. Hohes Wasser 282
4. Auf der Bleichenbrücke 297

I.

Sittenschilderungen aus der Ober-Lausitz.

1.

Sitten und Gewohnheiten in der deutschen Lausitz.

Viele Provinzen unseres Vaterlandes sind noch so wenig allgemein bekannt, daß es wohl der Mühe verlohnte, Entdeckungsreisen dahin anzutreten. Zu diesen gehören unter andern auch die beiden Lausitzen. Ich glaube daher nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn ich in nachfolgenden Skizzen den Versuch mache, die Bewohner der Lausitzen mit ihren Sitten und Gebräuchen zu schildern und das Augenmerk theilnehmender Leser auf sie zu richten. Es dürfte dies um so mehr an der Zeit sein, als die neuesten politischen Umwälzungen vieles den Lausitzern Eigenthümliche vielleicht in sehr kurzer Zeit verwischen werden, ja müssen, da die Revolution der Gegenwart in ihren Folgen auch eine Umgestaltung in den socialen und sittlichen Verhältnissen der Nationen im Ganzen, wie der verschiedenen Stämme eines Volkes nach sich ziehen wird.

Die Eintheilung der Lausitz in Ober- und Niederlausitz ist bekannt, und durch die Construction des Landes selbst gerechtfertigt. Jene umfaßt den gebirgigen Theil der Provinz, während diese ein mit weiten und dichten Waldungen erfülltes, von Flüssen und Sümpfen vielfach durchschnittenes Flachland bildet. Die Oberlausitz bewohnt, einen kleinen Bezirk ausgenommen, Volk urdeutschen Stammes, wogegen der größere Theil der niederlausitzischen Bevölkerung aus Ueberresten der alten Wenden besteht, die vor einem Jahrtausend ihre Wohnsitze bis weit über die Elbe vorgeschoben hatten. Bei der lebhaften Theilnahme, welche in neuester Zeit die Nationalitätsfrage aller Orten fand und noch findet, darf es nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß auch diese letzte Trümmer slavischer Welt ihrer Abstammung sich bewußt ward und, obwohl unter Deutschen wohnend, von Deutschen rings umschlossen, neben ihrem slavischen Idiom deutsch redend, die große Erschütterung unter sich nachzittern fühlte, welche die mächtigeren slavischen Stämme ergriff und zu gewaltsamen Thaten fortriß.

Ich wende mich zuvörderst dem größtentheils deutschen Lande, der Oberlausitz, zu. Es ist mir häufig begegnet und begegnet mir noch jetzt, daß ich von sonst ganz gebildeten und wohlunterrichteten Leuten hören muß, alle Lausitzer seien Wenden, mindestens wendischen Ursprungs.

Dies ist eine durchaus irrthümliche Annahme. Alles oberlausitzische Land, von den malerischen Kämmen der böhmischen Grenzgebirge bis nahe an die von den Niederungen in das Hügelland hinübergreifende Haide wird von Deutschen bewohnt; nur einen kleinen Strich, dessen Mittelpunkt die Hauptstadt der Provinz, Bautzen, bildet, haben jetzt noch Wenden inne. Gegen Ost, Süd und West von ziemlich hohen Gebirgen umschlossen, bildet die obere Lausitz ein ungemein malerisches Ländchen, das von Reisenden weit mehr besucht zu werden verdiente, als es bisher der Fall war. Daß dieser reizende Landesabschnitt mit seinen vielen Naturschönheiten, seinen alterthümlichen Städten, seinen großen Ortschaften so wenig das Ziel moderner Touristen ward, daran ist seine politisch-geographische Lage Schuld. In diesem versteckten Gebirgswinkel verlieren sich die großen Weltstraßen wie in einem Sack, und Straßen, aus denen man keinen Ausgang findet, liebt der Reisende nicht, oder pflegt sie wenigstens nur selten zu suchen. Die Theilung Sachsens, welche die ganze Nieder-Lausitz und die Ober-Lausitz fast zur Hälfte von demselben abschnitt, erschwerte dem bei Sachsen verbliebenen Theile die Verbindung mit der übrigen Welt außerordentlich und that dem Lande selbst großen Abbruch. Sachsens Anschluß an den Zollverein hob diesen Uebelstand zwar etwas auf, konnte aber den alten Glanz der Lausitz doch

nicht vollkommen wieder herstellen. Dies gelingt vielleicht in der Zukunft erst den Eisenbahnen, die sich seit Kurzem bis in jene romantische Gebirgseinsamkeit erstrecken, und der Einheit Deutschlands, an der so viele Hände bauen, nach deren Verwirklichung Millionen Herzen sich sehnen.

Man hat den Lausitzern nicht ohne Grund vorgeworfen, daß ihnen der Sinn für die politische Bewegung abgehe, daß sie den Reformbestrebungen, auf welchem Gebiete sich dieselben auch geltend machen mögen, eher feindlich als freundlich gesinnt seien. Dieser Vorwurf ist nicht aus der Luft gegriffen, aber mir scheint, daß er sich leicht erklären läßt, und daß man eine solche Erklärung versuchen muß, bevor man ihn herb und tadelnd ausspricht. Bis zur Theilung Sachsens war die Lausitz ein Land, das sich nach eigenen Gesetzen regierte, das eine große Menge von Privilegien besaß, die ihm Vortheil gewährten, und die namentlich die größeren Städte, die sogenannten Sechsstädte, fast ganz auf gleichen Rang mit den Reichsstädten erhoben. Eine lausitzische Sechsstadt mit ihrem reichen Landesgebiet war eine Art aristokratischer Republik. Es herrschte darin zwar nicht die Freiheit, häufig gebot vielmehr die Willkür der Regierenden, aber das Bewußtsein einer gewissen Unabhängigkeit, im Gegensatz zu andern den Erblanden angehörenden Städten, machte die Lausitzer stolz und ließ sie gern kleine Unannehmlichkeiten ertragen.

Dieſer Zug feſter Abgeſchloſſenheit und ſtarken Zuſammenhaltens in ſich, ſicheren Vertrauens auf ihre eigene Kraft geht durch die ganze Geſchichte der Lauſitz. Die Sechsſtädte waren es, welche durch eigene Kraft, mit ſtarker Fauſt die Burgen der Raubritter brachen und ihre Siegeszüge bis in die böhmiſchen Berge ausdehnten, um dem Unweſen der ritterlichen Wegelagerer ein Ende zu machen. An dem Muthe der lauſitziſchen Städtebewohner brach ſich die ungeſtüme, verheerende Wuth der Huſſiten. Die Sechsſtädte widerſtanden den Kriegern Wallenſteins, der in ſeinen vertrauten Briefen mehrmals das Gelüſt durchblicken läßt, die fette Thalmulde Zittau's nebſt den umliegenden Ortſchaften ſeinen angrenzenden böhmiſchen Beſitzungen einzuverleiben. Die deutſchen Kaiſer ſchenkten den Sechsſtädten Privilegien auf Privilegien, die ihnen auch nach der gänzlichen Trennung von Böhmen im Jahre 1635 verblieben, und zu denen ſie ſich neue zu gewinnen wußten. So oft alſo der Lauſitzer ſeinen Blick zurückwendet in die Vergangenheit, kann er ihn mit Wohlbehagen ausruhen laſſen auf Errungenſchaften. Er war ehedem etwas, er hatte eine Bedeutung gehabt und hatte ſie noch oder legte ſie ſich bei im Hinblick auf das Vergangene. Bei der Zerriſſenheit Deutſchlands, wo es ja von jeher nie eine nationale, ſondern immer blos eine provinzielle, nie eine Volks-, ſtets nur eine Stammes-

einheit gab, war dies ganz in der Ordnung. Es baute eben jede Provinz, jeder Stamm seine eigene partielle Größe so schön aus, als es die Umstände erlaubten, und je emsiger dies geschah, je weniger Rücksicht man dabei nahm auf Andere, immer nur das Nächste, das Eigenste bedenkend, für desto vorzüglicher erachtete man sich, desto mehr Achtung nöthigte man Andern ab.

Eine Aenderung in diesem provinziellen Leben trat thatsächlich erst nach der französischen Julirevolution von 1830 ein. Deutschlands Streben, versuchsweise ein politisches Leben sich gründen zu wollen, beginnt mit dieser letzten Vertreibung der Bourbonen; denn die großartige Erhebung in den Kriegsjahren von 1813—1815 hatte in der Masse des Volkes keinen dauernden Nachhall gefunden. Als Sachsen in die Reihe der constitutionellen Staaten eintrat, mußte, wie dies in der Natur der Dinge begründet war, die Lausitz viele ihrer Privilegien aufgeben. Sie konnte und durfte nicht mehr einen Staat im Staate bilden, eine Stellung, die sie bis dahin eingenommen hatte. Damit gewann sie zwar im Allgemeinen, als Provinz aber erlitt sie empfindlichen Verlust. Diese Verluste steigerten sich von Jahr zu Jahr, indem das constitutionelle Staatsleben eine Menge Regierungsmaßregeln nöthig machte, wobei ebenfalls der Staat als Staat, nicht aber die Provinz, nicht die Stadt, am wenigsten

aber der einzelne Bürger und Bauer gewann. Man wird es verzeihlich finden, daß dem Lausitzer diese politischen Verbesserungen nicht sonderlich gefielen, daß er mißtrauisch ward gegen den politischen Fortschritt, der ihm Bequemes, Liebgewordenes, seiner Meinung nach Erprobtes nahm und ihm dafür Unbequemes und Unsicheres gab. Persönlich gewann er nicht durch die größeren politischen Rechte, die ihm der Staat schenkte, den Verlust des Alten aber fühlte er tief, und weil dieses Alte unbestritten einen gewissen Glanz um sich verbreitet hatte und dieser Glanz nun plötzlich verschwand, glaubte er sich in seinen Rechten gekränkt, während er doch hören mußte, das Volk sei mit großen und wichtigen Freiheiten beschenkt worden. Diese Verstimmung ist dem Lausitzer seitdem geblieben, sie hat sich eher noch gesteigert durch so manche Trübungen, die im Geschäftsverkehr bemerkbar wurden. Mißtrauisch blickt er auf jede politische Neuerung, weil ihn die Erfahrung lehrt, daß das Neue nicht immer auch das Bessere sei, und so glaub' ich, daß die Abneigung der Lausitzer gegen politische Reformen und gar Revolutionen durch die Geschichte ihrer Provinz, der sie mit großer Liebe anhängen, wenn nicht gerechtfertigt, doch hinreichend erklärt ist.

Man darf ferner nicht vergessen, daß die Bewohner der Ober-Lausitz ein Gebirgsvolk sind und wie alle Gebirgsbewohner dem Neuen schwerer zugänglich als die

Flachländer. Diese Stimmung spricht sich in Allem aus, bildet den Grundcharakterzug des Volks und giebt ihm ein durchweg ehrenwerthes, solides und zuverlässiges Ansehen. Zuverlässig, aber derb, treu, doch vorsichtig und bedächtig im Verkehr mit Andern, namentlich mit Nicht-Lausitzern, klug, nicht selten verschmitzt und stets auf seinen Vortheil bedacht, auf seinen Ansichten mit Hartnäckigkeit beharrend und entgegengesetzte, ihm nicht zusagende unhöflich von sich weisend: so zeigt sich im Durchschnitt das ober-lausitzische Volk. Sind die Schilderungen treu und wahr, die uns Engländer und Reisende anderer Nationen von den Schottländern entwerfen, so müssen die Bewohner der schottischen Gebirge mit den Ober-Lausitzern große Aehnlichkeit haben.

Treuherzigkeit, Offenheit und derbes Wesen spricht sich auch aus in dem Dialekte. Für Nichteingeborene ist derselbe schwer verständlich, da ganz eigenthümliche Wortfügungen und seltsame Verkürzungen darin vorkommen, auch viele Worte der slavischen Sprache entlehnt und nur mit deutschen Endungen versehen worden sind. Der Fremde wird die Sprache des gemeinen Mannes immer hart klingend und rauh finden, obwohl sie auch viel Kindliches hat und an naiven und humoristischen Ausdrücken ziemlich reich ist. Am meisten ähnelt sie dem oberschlesischen Dialekte, hat aber auch manches gemein mit dem

Erzgebirgischen und besitzt Wendungen, die sich in allen deutschen Gebirgsdialekten von den Karpathen bis in die Alpen mit sehr geringen Abweichungen in der Aussprache wiederfinden.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen möge mich der geneigte Leser unter das Volk selbst begleiten, um es in seinen Sitten und Gebräuchen näher kennen zu lernen.

a) Verlobung und Hochzeit (Verlobje und Huckßt).

Landbewohner pflegen frühzeitig zu heirathen. Darum beschäftigen sich Aeltern, welche Kinder besitzen, sehr bald mit der Frage, wie sie am sichersten eine vortheilhafte Partie machen können. Sie beobachten dabei ganz die Taktik hocharistokratischer Familien, indem sie auf gutes Herkommen in bäuerlichem Sinne, auf Vermögen und Grundbesitz vor allem ihr Augenmerk richten und erst in zweiter Reihe auf Neigung oder Abneigung der Kinder Rücksicht nehmen. Häufig werden Nachbarskinder oder doch Kinder eines Dorfes schon als Verlobte betrachtet, wenn sie die ersten Schuljahre zurückgelegt haben. Die Eltern lassen keine Gelegenheit vorübergehen, erst die Kinder, später die Erwachsenen einander näher zu bringen, um ihren Zweck zu erreichen, und in den meisten Fällen werden so eingeleitete Ehebündnisse zu Stande kommen,

wenn auch nicht selten der hinkende Bote später nachfolgt. Die Heirath ist ihnen ein Geschäft, keine Herzensangelegenheit, und weil man es als solches betreibt, wird auch nur ausnahmsweise das Herz wirklich dabei betheiligt. Doch soll damit nicht behauptet werden, daß keine Ehen aus Liebe geschlossen würden. Sie kommen überall, obwohl selten, vor, weil das Herz ein Ding ist, das sich nicht meistern läßt.

Gewöhnlich werden Ehebündnisse unter Bewohnern eines und desselben Dorfes geschlossen, was vorzugsweise einem stark ausgesprochenen Hange zur Bequemlichkeit zuzuschreiben ist. Nachbarskinder werden meistens ein Paar, wenn die Vermögensverhältnisse der beiderseitigen Eltern nichts zu wünschen übrig lassen und beide auf gleicher Rangstufe stehen. Ein Bauernsohn reicht seine Hand in der Regel nur einer Bauerstochter, während der Gärtner oder Halbhüfner eine Verbindung mit der Tochter eines solchen in den meisten Fällen vorziehen wird. Ausnahmen kommen natürlich vor, heben aber die Regel nicht auf. Diese selbstgemachte Rangordnung drückt Niemanden; es unterwirft sich ihr Jeder gern und findet sie vollkommen der Ordnung gemäß, weshalb auch der offen zur Schau getragene Stolz des Bauers den niedriger gestellten Gärtner oder Häusler nur in seltenen Ausnahmefällen beleidigt.

Ist nun ein junger Mann entschlossen zu heirathen, so wird die angeknüpfte Bekanntschaft durch abendliche Besuche des Burschen bei seinem Mädchen fortgesetzt und fester geknüpft. Ein Zwiegespräch am Fenster in stiller Mondnacht genügt im Anfang; erst später, wenn er der Neigung des Mädchens gewiß ist und von den Eltern keine abschlägige Antwort erwarten darf, betritt er das Haus, doch nicht immer durch die Thür. Als ächter Bursche, der zu seiner Liebsten „auf die Freyt“ geht, muß das Fenster erklommen und die verschämte Schöne heimlich besucht werden. Das so angeknüpfte und durch des Mädchens Einwilligung geheiligte Verhältniß wird vertrauter, inniger und öffentlich bekannt durch die Theilnahme der still Verlobten an den dörflichen Tanzvergnügungen im Kretscham, wie man die Wohnung des Dorfrichters oder Schulzen in der Lausitz nennt. Hier kauft der Bursche seinem Mädchen einen Tanz und dreht sich bei schlechter Musik und schmauchenden Talglichtern auf holpriger Diele um die geschwärzte Säule, bis die physischen Kräfte der Tanzenden erschöpft sind oder eine improvisirte Schlägerei dem Vergnügen unversehens ein Ende macht, Fälle, die häufig vorkommen und nur zu oft einen bedauernswerthen blutigen Ausgang nehmen.

Die „Freyt“ dauert je nach Umständen bald kürzere, bald längere Zeit und endigt mit der Werbung, wenn

das Verhältniß mittlerweile sich nicht von selbst wieder lös't. Nach altem Brauch wirbt der Bursche nicht in eigener Person um das Mädchen, sondern mittelst eines Stellvertreters. Der Pathe oder ein anderer Verwandter, der sein Vertrauen besitzt, übernimmt die ehrenvolle Mission, im Namen seines Schützlings bei den Eltern der Erwählten um deren Hand anzuhalten. Da in den meisten Fällen derartige Besuche nicht ohne vorherige Anzeige gemacht werden, mithin alle Betheiligten schon im Voraus darauf eingerichtet sind, so ist der Empfang des Abgeordneten von Seiten der Eltern des Mädchens ein freundlicher, und die Einwilligung folgt demselben auf dem Fuße. Diese Einwilligung schließt aber die Verlobung noch nicht in sich. Dazu bedarf es wichtiger Förmlichkeiten und einer halb kirchlichen Ceremonie, wozu die segnende Hand des Pfarrers ganz unerläßlich ist. Der bemittelte Lausitzer sieht es gern, wenn diese Ceremonie möglichst glänzend vollzogen werden kann, weshalb er bei der Verlobung eines seiner Kinder oft mehr prunkt als Andere bei Hochzeitsfesten. Obwohl von Natur karg und sparsam, läßt er sich bei Familienfesten, in die er seinen Stolz und seine Ehre setzt, gern sehen und wirft dabei allenfalls auch Geld im Ueberflusse hinaus.

Ziemlich allgemein verbreitetem Gebrauche nach findet die Verlobung am Sonntag des ersten oder zweiten Auf-

gebotes statt, und zwar Nachmittags, entweder auf der Pfarrei oder im Hause der Braut. Pfarrer und Brautwerber, gewöhnlich „Hochzeitbitter“ genannt, weil er die Gäste persönlich einzuladen hat, finden sich hiezu, meistentheils mit ihren Frauen, ein. Die Braut, ganz so geschmückt wie am Tage der spätern Vermählung, erscheint zum ersten Male in bräutlicher Zier. Diese Zier besteht nicht in einem eigentlichen Kranze, sondern in einer kunstreichen Krone, die aus hundert und aberhundert Sternchen von Silber, aus künstlichen Blumen und Blättchen zusammengefügt, den ganzen Kopf wie eine Mütze bedeckt und nach der Mitte hin spitz zuläuft. Je mehr die Zier mit flimmerndem Schmuck überladen ist, desto schöner findet man sie. In neuerer Zeit ist es üblich geworden, vorzüglich bei den Reichen, sie mit einem grünen Kranze zu vertauschen oder sie damit zu umschlingen. Die Kleidung der Braut ist einfach, bei den Aermeren von schwarzem Tuch mit weißen Brusttuch und weißer Schürze, bei den Wohlhabenderen dagegen von reichem Stoff, meist von schwerer dunkelblauer oder violetter Seide. Große goldene Broschen, nicht gerade vom besten Geschmack, schwere Ohrringe von Silber und eine Halskette von gleichem Metall vollenden den bräutlichen Anzug. Einfacher geht der Bräutigam einher. Ihm genügt ein schlichter Rock von schwarzem Tuche, der bis auf die Knöchel

reichen, sehr weit und ohne alle Taille sein muß. Kleiderkünstler, die sich auf Anfertigung solcher Tracht verstehen, sind auf den Dörfern vorzugsweise gesucht. Ueber dem Knöchel der linken Hand auf dem Aermelaufschlage trägt der Bräutigam ebenfalls eine kleine Krone von Gold- und Silberflittern.

Eine Hauptrolle bei Verlobungen und Hochzeiten ist dem Brautwerber zugetheilt. Dieser Mann, gewöhnlich der Schulmeister des Orts, hat einen schweren Stand. Es gehören Gewandtheit, angeborener Takt, ja Talent zu einem guten Brautwerber. Der ober-lausitzische Bauer, im Leben ernst, herb und trocken, verlangt bei Hochzeiten allerhand derbe Scherze und Witze, die ihm behagen, ihn wo möglich zu bauchschütterndem Lachen reizen. Dafür soll nun ein rechter Hochzeitbitter Sorge tragen. Es wird mithin eine gewisse derbe vis comica von ihm gefordert, die er im gewöhnlichen Leben sorgfältig zu verbergen und nur bei Verlobungen und Hochzeiten geltend zu machen hat, ohne doch dem Bauer durch irgend eine Blöße Grund zu scharfem Tadel zu geben.

Das erste und wichtigste Geschäft des Brautwerbers bei einer Verlobung ist die Führung des Brautpaars vor den Pfarrer. Es ist dabei wesentlich darauf zu achten, daß der Bräutigam rechts, die Braut links zu stehen kommt, auf Grund des uralten Bibelwortes: „Und Er

ſoll dein Herr ſein!“ Galant iſt der Landbewohner in ſo wichtigen Angelegenheiten durchaus nicht. Ebenſo werden die Zeugen, Eltern und Verwandte der Brautleute, hinter dem Brautpaar geordnet; dann erſt beginnt die formelle mündliche Vorſtellung durch den Brautwerber, wobei ein unglaublicher Aufwand von Titulaturen verſchwendet wird. Geübte Brautwerber halten bei ſolchen Gelegenheiten ſelbſtgemachte Reden, die oft originell genug lauten; bisweilen werden ſie auch ausdrücklich von den Eltern des Brautpaars beſtellt. Je hochtrabender dieſe Reden ſind, deſto mehr Beifall finden ſie, während man es mit der Logik nicht ſehr ſtreng nimmt und einige Confuſion gern verzeiht. Nur darf der Sprecher nicht unterlaſſen, den Bräutigam ſtets und wiederholt „achtbar und wohlbenannt,“ die Braut „hoch-, wohl- und tugendbelobte Jungfer,“ den Geiſtlichen „inſonders hochwohlehrwürdig und hochgeſchätzt“ zu nennen. Am Schluſſe ſeiner Rede gedenkt der Brautwerber des zeitlichen Gutes der Brautleute, und zwar ſo, daß er vor den verſammelten Zeugen laut die Summe nennt, welche der Bräutigam ſeiner zukünftigen Frau „vermacht,“ falls er „ohne lebendige Leibeserben“ vor ihr ſterben ſollte. Ein ſolches Vermächtniß, das bei Reichen nicht ſelten in die Tauſende geht, heißt „Morgengabe.“ Iſt auch dies herkömmlichermaßen geſchehen, ſo ergreift der Geiſtliche das Wort, hält eine kurze, die

Verhältniſſe der Brautleute ſpeziell berührende Rede, erwähnt nochmals die ausbedungene „Morgengabe“ und legt dann die Hände der zu Verlobenden ſegnend in einander. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein reiches Mahl den feierlichen Tag heiter beſchließt.

Einige Tage vor dem dritten Aufgebote, an manchen Orten auch nach demſelben, bringt die Braut ihren ganzen Hausrath, ihre volle Ausſtattung dem Bräutigam zu. Bei dieſer Gelegenheit läßt ſich der Reiche gern ſehen, weshalb dieſer Umzug mit möglichſtem Pomp und entſchiedenſter Oeffentlichkeit vorgenommen wird. Solch ein Ereigniß iſt für Jung und Alt immer ein Feſt. Ganze Schaaren von Neugierigen umlagern am Tage des Umzugs den Hof der Brautekern, in dem freudige Regſamkeit und behaglicher Genuß herrſchen. In der Mitte des Hofraums, von ſtattlichen Männern in ſonntäglicher Tracht umgeben, ſteht das „Brautfuder,“ auch „Gerülle“ genannt, auf zwei der größten Leiterwagen ſo verpackt, daß man die bedeutendſten, am meiſten in die Augen fallenden Prachtſtücke bequem überſchauen, die Menge der buntbemalten Schränke, Seſſel, Schemel, Tiſche, Bettgeſtelle, Topfbretter u. ſ. w. genau nachzählen kann. Städtiſch Geſinnte und moderner Sitte ſich Zuneigende fügen auch noch ein Sopha mit ſchreiend buntem Ueberzuge bei, das quer über die Wagenleitern geſetzt wird, aller Welt zur

bequemen Schau und Augenweide. Sehr einladend gucken auf der Höhe des Wagens, gleich Zuckerhüten in bunt carrirtem Papier, fünf bis sechs Bettzipfel hervor, jeder in anderes, doch stets lebhaft buntes Zeug genäht. Diese Zipfel sind das besondere Augenmerk der zuschauenden jungen Mädchen und Frauen, denn sie erzählen in ihrem farbigen Gewande den Staunenden, wie viele Ueberzüge die Braut dem Manne zubringt, was für ein untrügliches Zeichen auch sonstiger reicher Mitgift gehalten wird. Ueber all' diesen Sachen und dem noch farbenduftigen neuen Hausrath flattert an hohem Stocke ein großer Rocken von glänzend weißem Flachs, mit rothseidenem Bande zierlich umwunden — ein untrügliches Zeichen, daß die Braut eine tüchtige, arbeitsame und sparsame Hausfrau werden zu wollen verspricht.

Ein zweiter, nicht minder großer Wagen trägt das „weiße Gerülle" aus den mancherlei zahlreichen Gefäßen bestehend, wie sie in bäuerlichen Wirthschaften unentbehrlich sind. Da giebt es Wannen, Fässer, Ständer, Kannen, Bänke und Gesindetische, über welche alle das Butterfaß wie ein Wartthurm emporragt An den Leitern aber klappern an bunten Bändern hängend zahllose blecherne Löffel, große und kleine Reibeisen, Kaffeemaschinen, hölzerne und zinnerne Teller, eiserne Töpfe und kupferne

Kessel, die beim Aufbruch der Wagen eine wahre Zigeunermusik verursachen.

Sind alle diese verschiedenen Gegenstände unter Beaufsichtigung des Brautvaters äußerst langsam und „stäte," d. h. mit Vorsicht und ohne Uebereilung aufgepackt, worüber gewöhnlich viele Stunden vergehen, überflüssige Worte in Menge gewechselt werden und noch mehr überflüssiger Branntwein getrunken wird, so setzt sich endlich der Zug in Bewegung. Vor jeden Wagen, immer aber vor den ersten, werden vier wo möglich gleichfarbige junge Pferde gelegt, die man für diese Ehrenfuhre einige Tage tüchtig gefüttert und dabei unbenutzt hat stehen lassen, damit sie recht muthig die Erde stampfen und die Köpfe stolz bewegen. Kummet und Riemenzeug, nebst den vielen Messingbehängen sind blank geputzt, ersteres obendrein mit seidenen Tüchern behängt, ein Geschenk, welches die Braut den Gerülleführern verehrt. Die Führer selbst erscheinen ebenfalls im Festtagsschmucke, die Hüte mit Blumensträußen aufgeputzt, nicht selten aber in so aufgeregtem Zustande, daß Pferde und Wagen nicht eben den sichersten Händen anvertraut sind. Indeß mit den Fröhlichen ist das Glück, aller Trunkenen Schirm, Schild und Vormund aber Gott selber, und so verläuft denn eine so wackelige Fahrt meistentheils ohne Unfall. Hinter den Gerüllewagen führen geputzte Jungen eine Kuh und eine

Ziege, deren Hörner oft, doch nicht immer, vergoldet und mit farbigen Tüchern behangen sind. Den wunderlichen Zug schließt eine offene Chaise oder Kalesche, „Karrete“ genannt, so gut und elegant man sie besitzt oder auftreiben kann, und in ihr sitzen eine oder ein paar Matronen in überladener bunter Kleidung, auf dem Kopfe große, bläulich gestärkte „Räderhauben“ mit hundert, Dütchen ähnlichen Falten, oder in Sammetmützen, auf denen zur höchsten Zier dunkelrothe künstliche Rosen nicken, je nachdem diese Ehrendamen alter oder neuer Dorfmode zugethan sind. Diese Matronen sind gewöhnlich die Tanten, immer die Pathen der Braut, und führen am Hochzeitstage den sonderbaren Namen „Salzmesten,“ weil ihnen obliegt, während des Mahles Mutterstelle bei der Braut zu vertreten, für Alles Sorge zu tragen, was nöthig ist und erforderlich in einer wohl eingerichteten Wirthschaft, als deren Grundlage man die gefüllte Salzmeste zu betrachten pflegt. Der Bräutigam erwartet diesen Brautfuderzug in seiner Behausung, empfängt die „Salzmesten“ wie die bald nachfolgenden Verwandten der Braut auf das Freundlichste und bewirthet sie in der Regel so vortrefflich, daß Mancher am andern Morgen nicht genau anzugeben weiß, wie er nach Hause gekommen ist.

Trauung (Troije) und Hochzeit finden in der Woche nach dem dritten Aufgebote statt, doch hält man nur drei

Tage für glückbringend: Montag, Dienstag und Donnerstag. Mittwoch wird ganz verworfen, weil der Dorfbewohner behauptet, es sei kein Tag, sondern das Mittelstück der Woche. Den Freitag, als des Herrn Todestag, findet man zu Lust und Tanz nicht schicklich; Sonnabend und Sonntag endlich passen weder Bauer noch Weber in ihren Geschäftsgang. Indeß modelt dies Herkommen fast jeder Ort nach seinem Belieben.

Es würde ein arger Verstoß gegen alle Sitte sein, zur Feier einer Hochzeit nicht alle nahen und entfernten Verwandten beider Brautleute einzuladen. Diesen fügt man aus Klugheitsrücksichten noch eine Menge anderer Personen von Distinction oder Vermögen bei, so daß bei angesehenen Familien die Zahl der Gäste bedeutend wächst. Hochzeiten von hundert Personen zählen nur unter die mittelgroßen; es giebt deren, wo nahe an zweihundert Gäste am Schmause Theil nehmen. Auf so großartige Gastereien ist der Bauer nicht eingerichtet, die ganze Structur und Banart der Häuser ist für große Gesellschaften nicht geeignet, so daß das im Erdgeschoß gelegene Wohnzimmer, dem sich ein kleiner abgegrenzter Raum unter dem Namen „Kabinet" anschließt, der gewöhnliche Aufenthaltsort des Hausherrn, die Menge so vieler Gäste nicht beherbergen kann. Zieht es nun der Brautvater nicht vor, die Hochzeit auf der „Vorbühne," dem zwischen

den Kammern im obern Geſtock fortlaufenden freien Raume, auszurichten, was in der ſchönen Jahreszeit häufig geſchieht, indem man die Kammern mit als Speiſeſäle benützt; ſo wird im Wohnzimmer ohne langes Bedenken Ofen und Zwiſchenwand herausgeriſſen, damit die Gäſte leidlich Raum finden. Noch übler iſt der Landmann mit der Küche daran, die immer nur auf das Allernothwendigſte eingerichtet iſt. Um hier nun auf einmal aller Verlegenheit los und ledig zu werden, baut man auf dem Hofraume eine interimiſtiſche Küche von Brettern und ſtellt dieſelbe unter Oberaufſicht des Kochs, der Niemand anders als der Hausſchlachter iſt.

Für die Braut iſt der Hochzeittag, obwohl der größte Ehrentag eines Mädchens, kein Tag der Luſt, ſondern der Qual. Schon beim Anputz muß ſie ſich Stundenlang peinigen laſſen, denn es gehören Zeit und viele ſachverſtändige Hände dazu, um die Unzahl von Zöpfen und Zöpfchen, an welche Kranz und Flitterkrone befeſtigt werden, in vorgeſchriebener Weiſe zu flechten und zu ordnen. Iſt das große Kunſtwerk endlich fertig, ſo muß die Braut die inzwiſchen erſchienenen weiblichen Hochzeitsgäſte gebührend empfangen, was abermals geraume Zeit wegnimmt und mancherlei ceremoniöſes Hin- und Herreden erfordert. Endlich verkündet das unmelodiſche Getön ſchmetternder Hörner und Poſaunen, quieckender Clarinetten

und brummender Fagotte das Nahen des Bräutigams mit seinem Gefolge, angeführt von dem Hochzeitbitter. Im Schmucke blendend weißer Hemdärmel, der sonntäglichen Haustracht des Bauers, geht der Brautvater dem Zuge bis über die Schwelle entgegen, vernimmt hier die begrüßenden Worte des Brautwerbers, und ladet darauf Bräutigam und Gäste mit herzlichem Händedruck ein, die mit Tannenreis und Stroh bestreute Hausflur zu betreten. Die Musikanten bleiben inzwischen auf dem Hofe und dudeln ein paar Walzer ab zu allgemeinem Entzücken der zusammengelaufenen Neugierigen. Unterdeß legt der Hochzeitsvater seinen Sonntagsrock an und giebt das Zeichen zum Aufbruch nach der Kirche.

In derselben Ordnung, wie er gekommen, setzt sich der Hochzeitszug wieder in Bewegung, nur daß jetzt unmittelbar hinter der Musikbande die „Züchtjungfern" gehen, zwei, drei, auch vier junge Mädchen von acht bis zwölf Jahren, die stets nahe Verwandte der Braut sind und genau, wie die Braut selbst, mit Kranz und Krone einherstolziren. Diesen schließen sich Braut und Bräutigam an, denen paarweise, nach Rang und Verwandtschaftsgrad geordnet, zuerst die Männer, dann die Frauen langsamen Schrittes nachziehen. Vor dem Kirchhofe tritt die Musik ab, doch spielt sie fort, bis der Brautzug in die Kirche getreten ist. Hier erfolgt nun in allbekannter Weise die

Einsegnung, worauf die Neuvermählten nach nochmals an den Pfarrer und seine Gattin ergangener Aufforderung dem Festmahle beizuwohnen, mit allen Begleitern in das Brauthaus zurückziehen.

Das Hochzeitsmahl beginnt Abends zwischen fünf und sechs Uhr. Die jetzt in ein Gast- und Festgemach verwandelte Wohnstube ist mit Guirlanden von frischen Ebischbeeren oder Hagebutten verziert, wenn die Jahreszeit solchen Schmuck darbietet. Ueber der Brauttafel von der niedrigen Decke herab schweben an buntseidenen Bändern dicke Kränze. Außerdem hing sonst noch eine Taube in der Mitte des Zimmers an Draht oder Seidengespinnst, kunstreich aus Binsenmark gefertigt. Diese Taube sollte den heiligen Geist vorstellen und wurde eifrig von Landleuten in den beiden Klöstern Marienthal und Marienstern gekauft, wo die Nonnen in müssigem und beschaulichen Leben sich mit derartigen Arbeiten beschäftigten. Viele brachten sie auch von ihren Marktzügen nach Böhmen mit heim.

Sobald Pfarrer und Schulmeister mit ihren Frauen und etwaigen Gästen zu Fuß oder zu Wagen eingetroffen sind, entwirft der Hochzeitsbitter die Tafelordnung; hierbei beobachtet man eine strenge Etiquette und unterwirft sich unabänderlichen Gesetzen. Es ist nämlich uraltes Herkommen, daß am ersten Hochzeitstage die Verwandten des

Bräutigams den Vorrang oder, wie man sagt, „Oberstelle“ haben, und zwar nach dem Grade ihrer Verwandtschaft, wogegen sie am zweiten Hochzeitstage den Verwandten der Braut nachstehen müssen. Die Ehrengäste machen natürlich eine Ausnahme und gehen Allen voran; auch erhalten sie allein gepolsterte Stühle, während die ganze übrige Gesellschaft auf Bänken und Schemeln sitzt. Braut und Bräutigam bleiben während des Mahles getrennt, da sie nach Landessitte jeder an einem besondern Tische präsidiren. Frauen und Mädchen sind nämlich von Männern und Jünglingen völlig geschieden und nehmen besondere Tische ein. Die Eltern der Braut, so wie deren Geschwister und nächste Anverwandte haben die Verpflichtung, die Gäste zu bedienen und werden, sobald ein munterer Geist die Geladenen belebt, durch Rufen und Aufträge nicht wenig in Trab gesetzt. Tafelordnung und Wahl der Speisen bleibt sich fast überall gleich. Ehe man sich aber dem Genusse hingiebt, setzt der Braut Bruder oder nächster männlicher Verwandte eine volle Schüssel dampfenden Fleisches vor den Pfarrer, worauf dieser das Tischgebet spricht und die Speise segnet. Der Aufwärter trägt die Schüssel wieder fort und nun erst beginnt das Mahl, wobei tapfer Bier und Branntwein, in seltenen Fällen ausnahmsweise auch Wein getrunken wird. Nach dem ersten Gange, Huhn mit Allerlei (Potage

genannt), reicht die Brautmutter Salz und Ingwer herum, wovon jeder Gast eine Messerspitze voll auf Brod genießt, um den Appetit zu reizen, der freilich bei den jetzt folgenden Fleischmassen stark in Anspruch genommen wird. Gewöhnlich bringt der zweite Gang Karpfen, polnisch gesotten. Diesen folgen gedämpftes Rindfleisch, Kalbsbraten, Schweinefleisch und Wurst mit Sauerkraut, Gänse- oder Truthahnbraten, gebackener Reis, eine Art Pudding, der mit Zimmet und Zucker bestreut sehr angenehm schmeckt — und endlich Schweinebraten und Schinken. Kaffee und Kuchen machen wie immer den Beschluß.

Während des Mahles spielt die Musik mit geringen Unterbrechungen; in den Pausen werden zwei über einander gesetzte zinnerne Teller unter den Gästen herumgegeben, um ein Opfer für den Pfarrer einzusammeln. Die Gabe legt jeder Gast in den untersten Teller, um sie den Blicken der Nächstsitzenden zu entziehen. Diesem Opfer folgen in gleicher Weise Sammlungen für die Armen des Orts, für die Musikanten und das Küchenpersonal. Damit die Gäste wissen, für wen die Sammlung bestimmt ist, legen die Musikanten auf den obersten Teller das Mundstück einer Clarinette oder eines anderen Blasinstruments, das Küchenpersonal aber einen zierlich aus Stroh geflochtenen Scheuerwisch. Ist das Mahl beendigt, so erhebt sich auf einen Wink des Hochzeitsbitters der

Geistliche zum Gebet, darauf stimmt der Schulmeister ein Lied an, das sämmtliche Hochzeitsgäste mitsingen.

Uralte Sitte will es, daß nach diesem Gesange der Hochzeitsbitter nochmals das Wort ergreift und im Namen des Vaters der Braut „abdankt." Dieses Abdanken besteht in einer offenen Danksagung, gerichtet zuerst an die Ehrengäste für ihr Erscheinen, besonders an den Pfarrer für die nach christlichem Ritus vollzogene Trauung und gesprochene Tischgebete, an die übrigen Gäste für ihre ihm und seiner Familie bewiesene Freundschaft. Der Pfarrer erwiedert einige Worte, worauf er sich gewöhnlich zurückzieht, die übrige Gesellschaft aber sich von Neuem heiterem Genusse überläßt. Eine eben so interessante als lustige Ceremonie, die des „Schenkens," nimmt jetzt die Aufmerksamkeit aller Gäste in vollen Anspruch. Auch dieses liegt, wie alles Ceremonielle, auf den Schultern des geplagten Brautwerbers, der nun erst seine ganze Virtuosität als Witzbold und harmloser Lustigmacher zeigen kann und soll. Es ist ihm nämlich die nicht leichte Aufgabe gestellt, jedes für die Neuvermählten eingegangene Geschenk einzeln mit Beifügung der Namen und Titel des Gebers auszurufen, wobei glücklich angebrachte Bemerkungen und Scherze mit schallendem Gelächter aufgenommen werden. Sämmtliche geladene Gäste, außer den Ehrengästen, müssen schenken, und zwar gibt der Mann Geld („ein ver-

ſtegeltes Präſent"), die Frau aber „ein Stück," d. h. irgend ein Hausgeräth, einen Schmuck oder ein Kleid für die Braut. Das Geld empfängt der Bräutigam in eine große vor ihm ſtehende zinnerne Schüſſel, die „Stücke" häuft man, ſo weit es thunlich iſt, auf dem Brauttiſche auf. Bei großen Hochzeiten kommen nicht ſelten blos an baren Geldgeſchenken einige hundert Thaler auf dieſe Weiſe zuſammen, da ſich jeder Gaſt ſehen laſſen und nicht hinter den andern zurückbleiben will. Dies iſt auch ein Hauptgrund, große Hochzeiten auszurichten; Küche, Keller, Kammern und Laden der jungen Leute werden dadurch vortrefflich gefüllt und die neue Wirthſchaft ohne viele Mühe auf's Beſte eingerichtet. — Braut und Bräutigam dürfen vom erſten Niederſitzen an bis nach Beendigung dieſer Ceremonie ihre Plätze nicht verlaſſen, wenigſtens hält man früheres Aufſtehen für ein Zeichen von Unbeſtändigkeit, überhaupt von Unglück in der Ehe, weßhalb ſich die Neuvermählten dieſem läſtigen Herkommen meiſtentheils mit bewundernswürdiger Geduld und Ausdauer fügen.

Nach dem „Schenken" wird gewöhnlich noch getanzt, weil aber die meiſten Gäſte von ſo vielen Genüſſen ſchon ermüdet ſind, verſchiebt man das eigentliche Tanzvergnügen auf den zweiten Tag, wo dann das Verſäumte gebührend nachgeholt wird. Am dritten Tage kommen nur

die Pathen und nächsten Verwandten der „jungen Leute," wie die Neuvermählten nunmehr heißen, zusammen, wobei die „Salzmeste" der Braut die Haube aufsetzt und sie damit als Hausfrau einweiht.

Für gewöhnlich schließen mit dem dritten Tage die Hochzeitsfestlichkeiten, an manchen Orten wird aber, besonders von Wohlhabenden, acht Tage später nochmals ein festliches Mahl bei den Eltern der Braut gehalten, bei welchem die nächsten Verwandten nicht fehlen dürfen. Da es den Anschein hat, als geschehe dies nur auf Antrieb der Brautmutter, die sich der von ihr geschiedenen Tochter noch nicht entwöhnen kann, so nennt man diese von der vereinsamten Mutter der Tochter gegebene letzte feierliche Mahlzeit „das Mutteressen."

In neuester Zeit, wo namentlich auf den Weberdörfern die einfachen Sitten der Altvordern, wie sie sich unter den Bauern noch ziemlich rein erhalten haben, mehr und mehr in Vergessenheit kommen, arten auch die Hochzeiten aus. Die meisten währen fünf, sechs bis acht Tage. Die Gäste ziehen von Verwandten zu Verwandten mit klingendem Spiel, während junge Bursche ununterbrochen Freudenschüsse abfeuern. Der lausitzische Bauer, der auf Gesetz und Ordnung im Allgemeinen großen Werth legt, hält auch bei lustigster Laune auf eine gewisse Würde und verschmäht maßloses Lärmen. Bei ihm ist daher auch

die Regel, also in diesem Falle das Althergebrachte zu suchen, während beim modernisirten Weber die Ausnahme, mithin die antinationale Neuerung Geltung gewinnen will.

b) Das Leichenbegängniß ('s letzte Geleede).

Christlich oder vielmehr kirchlich gesinnte lausitzische Landbewohner scheiden nur dann den Ihrigen völlig unerwartet, und mithin auf den Tod unvorbereitet aus dem Leben, wenn ein Schlagfluß sie plötzlich dahinrafft; frommer Sinn und kindliche Altgläubigkeit lassen sie streng festhalten an den Gebräuchen, welche in der lutherischen Kirche gäng und gäbe sind. Die Mehrzahl derer, welche dem Tode entgegen zu gehen glauben oder das Herannahen der letzten Stunde untrüglich fühlen, wünschen zuvor nicht blos ihre Rechnung mit der Welt abzuschließen, sondern, sofern dies möglich, sich auch mit Gott zu versöhnen. Darum begehrt jeder Sterbende, wenn er nicht ein Ungläubiger ist, oder für solchen gehalten werden will, vor seinem Ableben den Pfarrer zu sprechen, und, sei's nun aus wahrer, tiefer, innigster Ueberzeugung, sei's aus liebgewordener, allverbreiteter Gewohnheit, nochmals im Kreise der Seinen das heilige Abendmahl zu genießen. Ich würde dieser auch anderwärts üblichen Sitte nicht erwähnen, knüpfte sich nicht ein in der Lausitz

allgemein verbreiteter Aberglaube an den amtlichen Krankenbesuch des Geistlichen.

Bekanntlich giebt der Bauer und der Landmann überhaupt in Krankheitsfällen wenig auf den Gebrauch von Heilmitteln. Man enthält sich nicht blos ärztlicher Hülfe, man scheut sie sogar, theils weil man sie zu kostspielig findet, theils weil die ärztliche Behandlung Vielen unbequem wird und nicht rasch genug den verheißenen Erfolg herbeiführt. Der Bauer will vor Allem schnelle Heilung eines Uebels und greift deshalb entweder zu bewährten Hausmitteln oder nimmt am liebsten seine Zuflucht zu Personen, welche in dem Rufe stehen, geheime Kräfte zu besitzen und mittelst deren Anwendung jede Krankheit von Grund aus und wie durch Zauberei heilen zu können. Darum zeigt der Bauer noch bis auf den heutigen Tag unverholen große Vorliebe für die Quacksalbereien alter Weiber, für das Heimlichthun gewisser Schäfer und vor Allem für den unheimlichen Rath renommirter Scharfrichter. Der Glaube, der ja Berge versetzen kann, oder die kräftige Constitution der Kranken, die auch sogenannte Pferdekuren nicht zerstören, führen häufig zu gutem Ende, und so befestigt sich das Vertrauen zu solchen Afterärzten, wie der Glaube an das Wunderbare, Geheimnißvolle, dem man die Genesung zuschreibt. An diesem Glauben hält man fest bis zum letzten Augenblick, von ihm hofft

man auch dann noch Rettung, wenn der Tod ſchon mit kalter Hand das Herz des Leidenden berührt hat. Der Anſchein, als ſei menſchliche Hülfe nicht denkbar, kann ja trügen.

In dieſer äußerſten Noth nun greift der Bauer zum letzten Mittel, theils um auf alle Fälle dem Kranken die Segnungen des Chriſtenthums zu Theil werden zu laſſen, theils um ſich Gewißheit zu verſchaffen über das Schickſal des Leidenden. Dieſe Gewißheit, meint er, könne ihm nur der Geiſtliche geben. Ihm, den man als einen Gottgeweihten anerkennt, ſchreibt man Gaben zu, die anderen Sterblichen nicht verliehen ſind, Gaben, die nur in beſonders heiligen Augenblicken Macht und Einfluß gewinnen. Für einen ſolchen Moment gilt die „Abſpeiſung“ des Kranken. In der Minute, wo der Geiſtliche nach vorgenommener Conſecration dem Leidenden Brod und Wein darreicht, erhält nach dem Glauben des Bauers der Pfarrer, welcher ja an Chriſti Statt dem Menſchen Vergebung der Sünden verheißt, die Gabe untrüglicher Prophezeiung, und mit dem Ergreifen des Kelches insbeſondere wiſſe er beſtimmt, ob der Kranke wieder geneſe, oder ob er unrettbar dem Tode verfallen ſei.

Die Alten pflegten aus dem Kelche zu weiſſagen; an dieſes Weiſſagen wird man unwillkürlich erinnert bei den „Berichten,“ wie der Lauſitzer den Genuß des heiligen

Abendmahls auf dem Todbette nennt. Das Volk glaubt nämlich, der Geistliche sehe im Kelche des Kranken Schicksal. Nach der Behauptung Einiger bedeutet das Trübwerden der vergoldeten Höhlung im Augenblicke, wo der Mund des Kranken sie berührt, dessen Tod, während das Hellbleiben derselben ein Zeichen der Genesung ist. Nach der Meinung Anderer soll der Geistliche im Spiegel des Weins die Züge eines Sterbenden, die facies hippocratica, erblicken. Deßhalb umringen die Angehörigen eines eben „Berichteten" den sich entfernenden Geistlichen und bestürmen ihn mit Fragen, die über die Zukunft des Kranken Auskunft begehren. Vielerfahrenen Seelsorgern mag es nicht schwer fallen, von den Zügen des Kranken auf dessen baldige Auflösung oder wahrscheinliche Wiedergenesung zu schließen, eben aber, weil ein solcher Ausspruch des Pfarrers nach dargereichtem Abendmahle meistentheils zutrifft, befestigt sich der erwähnte Aberglaube im Volke.

Der eingefleischte Lausitzer lebt und stirbt ferner auf den Glauben, daß vor dem Tode eines Menschen der Familie desselben jederzeit ein Anzeichen gegeben werde. Das gewöhnlichste und allgemein verbreitete heißt „der Fall des Leichenbretts." Dieser thut sich kund durch einen sehr heftigen Schlag, der seltsam dröhnend das Haus erschüttert und von allen Bewohnern desselben, mit alleiniger

Ausnahme des Abſcheidenden, gehört wird. Wo ſich dieſer Ton ohne erklärbare Urſache vernehmen läßt, iſt ein Todesfall unvermeidlich. Weniger allgemein ſind die „Todtenlichter.“ Ihr Erſcheinen kommt nur in gewiſſen Familien vor, ſchließt jedoch den Fall des Leichenbretts nicht immer aus. Sie beſtehen in dem plötzlichen Aufleuchten einer blauen Flamme über dem Haupte deſſen, der abgerufen werden ſoll, und ſind außer dem ſo Bezeichneten allen Anweſenden ſichtbar [1]). Aber nicht blos Verwandten und Freunden eines dem Tode Geweihten wird deſſen Abſcheiden angedeutet, auch völlig fremde Perſonen werden häufig davon unterrichtet, doch beſchränkt ſich dieſe Kundmachung nur auf ſolche Individuen, welche zu Tod und Begräbniß in einiger Beziehung ſtehen. Am häufigſten wollen die Leichenfrauen, in der Lauſitz „Leichenwäſcherinnen“ genannt, derartige Anzeichen erhalten. Bei dieſen nämlich meldet ſich der nächſt Sterbende perſönlich, indem er der Leichenfrau gewöhnlich im Traume, bisweilen aber auch bei vollem Bewußtſein Abends in der

[1]) Dieſe Erſcheinung, welche mir von glaubwürdigen Perſonen als ihnen ſelbſt vorgekommen mitgetheilt wurde, findet vielleicht ihre Erklärung in der Lehre vom Od. Eben weil nur Einige und zwar Wenige ſie ſehen, läßt ſich vermuthen, daß überhaupt nur Hochſenſitiven jene leuchtende Ausdünſtung ſichtbar werden kann.

Anm. des Verf.

Dämmerung — der ſogenannten „Sitzge“ — erſcheint, lautlos die Stubenthür öffnet und ſcheinbar ein Stück Seife auf die Ofenbank legt. Endlich rühren ſich bei dem Todtengräber Hacke und Schaufel vor jedem Todesfalle und deuten ihm an, daß er demnächſt ein Grab werde aufzuwerfen haben. Auch diejenigen, welche das „Ausläuten“ der Verſtorbenen zu beſorgen haben, behaupten Anzeichen zu erhalten, worin jedoch dieſelben beſtehen, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. An die erwähnten glaubt man ſteif und feſt; von Leichenfrauen namentlich habe ich mehrmals gehört, wie der oder jener Verſtorbene einige Tage vor ſeinem Tode in angedeuteter Weiſe ſie beſucht habe.

Das kirchlich Herkömmliche bei Begräbniſſen kann füglich übergangen werden, da es eben nicht viel Ausgezeichnetes hat. Die Beiſetzung nebſt dabei üblichen Geſängen, desgleichen die kirchlichen Feierlichkeiten ſind bei dem Mangel einer feſt vorgeſchriebenen Begräbnißliturgie nicht geregelt, weshalb faſt jedes Dorf in dieſer Beziehung andere Gebräuche hat. Nur einer Ceremonie, die in dem Aberglauben des Volks ihre Erklärung findet, wird man in den meiſten Ortſchaften begegnen.

Auf allen Dorfkirchhöfen giebt es einen freien Platz, wo die Leichen während der Geſänge und des vom Geiſtlichen zu ſprechenden Segens aufgeſtellt werden. Di eſe

Ort heißt: „'s Schauplatzel". Hier wird die Bahre niedergesetzt, das schwarze Bahrtuch abgenommen und der gewöhnlich bunt, in neuester Zeit bei Reichen schneeweiß angestrichene, sehr hohe Sarg den Blicken aller Anwesenden ausgesetzt. Gleichviel, ob der Verstorbene jung oder alt, reich oder arm, ob Weib oder Mann ist, der Sarg wird sofort geöffnet, damit Jedermann die Leiche noch einmal sehen kann. Oft wird sogar der so geöffnete Sarg hoch emporgehoben und langsam im Kreise gedreht, damit auch der Entfernteste den vollen Anblick des Todten erhalte. Dieser trägt das herkömmliche Todtenkleid, den „Leichenjänker," eine langes faltiges Gewand von weißem Zeuge, das bei Vornehmern reich mit Spitzen, bei Jedem aber mit vielen flatternden Bändern besetzt ist. Weiße, mit Stroh gestopfte Kissen, ebenfalls mit allerhand Bändern ausgeputzt, die bei jugendlichen Leichen stets roth, blau und gelb sind, dienen zur Unterlage. Ein Kruzifix ruht gewöhnlich auf der linken Brust des Todten, die Rechte hält Rosmarin, zuweilen auch eine Citrone.

Ehe man den Sarg wieder schließt, tritt die Leichenfrau heran und steckt, während die Verwandten von dem Verstorbenen Abschied nehmen, jedes Bändchen, und was sonst etwa noch flatternder Bewegung unterworfen ist, fest an die Kissen und bindet bisweilen einen weißen

Streifen um das Kinn des Todten, damit der Mund fest geschlossen bleibe. Auch versäumen die abschiednehmenden Verwandten nicht, dem Todten erst die Hand, sodann das Kinn fest anzudrücken. Ist dieß geschehen und hebt sich flatternd kein Bändchen mehr, so schließt der Todtengräber mit Hülfe der Leichenfrau den Sarg und die Träger senken ihn in das Grab, während das Sängerchor den Vers anstimmt: „Nun laßt uns den Leib begraben."

Die Oberlausitzer sind, wie ich schon angedeutet, sehr abergläubisch; das Wunderbare, Geheimnißvolle zieht sie an, und wo sich dergleichen erhalten hat in uralten überlieferten Gebräuchen, da pflegt man es mit Vorliebe und Pietät. Bis auf den heutigen Tag wurzelt noch tief im Landvolke der Glaube, ein Verstorbener könne unter gewissen Umständen Ueberlebende, die ihm vorzugsweise lieb und werth waren, binnen kürzerer oder längerer Frist nachziehen, und sehr oft hört man im Volke von diesem „Nachziehen Lebender in's Grab" sprechen. Dieser Aberglaube erinnert entfernt an die morgenländische Sage vom Vampyr und hängt in seinem Ursprunge jedenfalls mit derselben zusammen. Sterben schnell hintereinander Verwandte, Mann und Frau, Braut und Bräutigam, so sagt man allgemein, „der oder die hat ihn nachgezogen," ohne sich Rechenschaft über diese Sprechweise zu

geben. Etwas Arges denkt man ſich nicht dabei, man betrachtet es mehr wie eine Schickſalsfügung, die man ertragen muß. Es kann jedoch das „Nachziehen“ gefährlich, ja ganzen Familien unheilbringend werden, wenn die Ueberlebenden nicht vorſichtig beim Schließen des Sarges ſind. Veranlaſſung zu Vernichtung Lebender durch Abgeſchiedene geben am leichteſten alle Liebesgaben, welche Freundſchaft und Anhänglichkeit dem Todten in den Sarg legen. Fügt es nämlich der Zufall, daß irgend ein Band oder Tuch, dem Verſtorbenen von Freundeshand geſchenkt, die Lippen des Todten berührt oder ſich wohl gar in dem etwas geöffneten Mund ſchiebt, ſo iſt der Geber nach dem Volksglauben dem Tode verfallen. Der Verſtorbene ſoll in dieſem Falle inſtinctmäßig gleich einem Lebenden die Lippen öffnen und den ſo berührten Gegenſtand langſam einſchlürfen, der Lebende aber mit dem allmäligen Verſchwinden deſſelben abzehren und ſterben. Der gemeine Mann nennt dieß hin und wieder „ſchmatzen,“ und vor mehr als hundert Jahren gab ein derartiger Vorfall, der zu richterlicher Unterſuchung führte, Gelegenheit zu einer wiſſenſchaftlichen Beleuchtung der Frage: ob es möglich ſei, daß Verſtorbene Ueberlebenden gefährlich werden können, wenn ſie in angedeuteter Weiſe mit denſelben in fortdauernder Berührung bleiben. Um nun ſo viel

wie möglich solches Nachziehen Lebender zu verhindern, befestigt man alle Gaben der Liebe im Sarge und läßt alle Verwandte nochmals mit liebender Hand die Lippen des Todten schließen.

Nach beendigter kirchlicher Feier sammeln sich die Leidtragenden im Trauerhause, um dem Todtenmahle, „Traueressen“ genannt, beizuwohnen. Oft genug geht es dabei lebhafter und heiterer zu, als man denken sollte, in früheren roheren Jahren arteten derartige Mahle sogar häufig in wüste Gelage aus, bei denen die vom Trunk Erhitzten gelegentlich handgemein wurden und sich gleich den Irländern weiblich durchprügelten, ein Gebrauch, der glücklicherweise schon seit längerer Zeit für abgeschafft gelten kann.

c) Hohe Feste (Hihre Tage).

In dem geschichtlichen wie gesellschaftlichen Leben des lausitzischen Volksstammes macht sich durchgängig ein tief religiöser Zug bemerkbar. Die Stürme der Reformationszeit, die Gräuel der späteren Religionskriege, die tiefe Erschlaffung des deutschen Geistes, die leider die einzige Errungenschaft mehr als dreißigjähriger Kämpfe für das arme dahingeschlachtete Volk war, und die mancherlei Drangsale späterer Zeiten haben den Sinn

für das Religiöse in der Masse des Volkes nicht vermindert, vielmehr eher zur Stärkung desselben beigetragen. Man kann daher noch bis auf den heutigen Tag den Lausitzer religiös nennen. Vor der Reformation, so weit die Geschichte Zeugniß giebt, dem Katholicismus innig ergeben, traten, durch Luthers kühne Reden aufgerüttelt, in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit die meisten Städte und Flecken der obern Lausitz dem Augsburgischen Glaubensbekenntnisse bei und hängen seitdem mit eben so großer Zähigkeit wie tiefer Verehrung an demselben, als der Rest der übrig gebliebenen Katholiken an den Satzungen ihrer Kirche. Luther ist nächst Christus der vom Volke am meisten geachtete Mensch. Von ihm spricht Jedermann mit hoher Verehrung und nie wird sein Name genannt, ohne daß man respectvoll den Doctortitel hinzufügt. Wer dieß unterläßt und den großen Reformator nur schlechthin Luther heißt, kann sich als ein Mensch ohne Lebensart möglicherweise Unannehmlichkeiten aussetzen.

Sind nun die Lausitzer zum größten Theile aufrichtige Lutheraner und hängt besonders das Landvolk in vielen Ortschaften dem strengen Lutherthume an, so hat dieser scharf ausgeprägte Typus des religiösen Bekenntnisses doch niemals die Toleranz ausgeschlossen, welche eine der Grundlehren des auf Menschen- und Nächstenliebe ruhen-

den Christenthums ist. Die Lausitz war es, welche den vertriebenen mährischen Brüdern in einer der schönsten Gegenden der Provinz ein Asyl gewährte, das bald zu dem weltberühmten Bruderorte „Herrnhut“ erblühte, von dem aus zahllose Missionäre als neue Apostel des Christenthums in die entlegensten Winkel der Erde ausgesendet wurden. Je mehr herrnhutisches Wesen sich ausbreitete in dem kleinen Lande, je tiefer der Geist des Herrnhuterthums Wurzel schlug in dem zu großem Wohlstande erblühenden Orte selbst; desto mehr mußte die umwohnende lutherische Bevölkerung aufmerksam werden auf das Thun und Lassen der „Brüdergemeinde.“ Das stille, anspruchslose Wesen dieser immer thätigen Leute machte auf harmlose Gemüther bleibenden Eindruck. Die Sauberkeit des städtischen Ortes, die Festtagsstille, der Gottesfrieden, welche auch an Werkeltagen Herrnhut charakterisiren, und die ewig sich gleich bleibende Zufriedenheit und Freundlichkeit der „Brüder und Schwestern“ hatten etwas Berauschendes, Entzückendes. Zwar traten nur Wenige aus dem lutherischen Kirchenverbande zu den Herrnhutern wirklich über, wohl aber bildeten sich nach und nach in den meisten Ortschaften bald kleinere, bald größere Zirkel, die als „Stille im Lande“ eine besondere Art Gottesverehrung einführten, sich sehr bald für bessere Christen als Andere hielten und später in

das nicht eben ſehr ruhmreiche Conventikelweſen ausarteten. Aus früher Jugend weiß ich mich ſehr wohl zu erinnern, daß in ſolchen Conventikeln die wunderlichſten Vorträge gehalten, die confuſeſten Auslegungen ſtreitiger Bibelſtellen verſucht und die ungereimteſten Predigten oft von ganz unfähigen Köpfen, leider zur Erbauung der noch unfähigeren Zuhörer, gehalten wurden. [1]) Indeß ſchlug das Conventikelweſen der Lauſitz meines Wiſſens niemals in verheimlichte Unſittlichkeit um, wie ſie das Muckerthum ſchmachvollen Andenkens in den dreißiger Jahren gebar.

Zu läugnen iſt es nicht, daß dieſer ſtark ausgeſprochene Hang zum Herrnhuterthume einerſeits einer religiöſen Kopfhängerei in der Lauſitz Bahn brach, die viele nachtheilige Folgen hatte, andererſeits aber diejenigen, welche der Lutheriſchen Lehre ergeben waren, zu einer ſchrofferen Starrheit forttrieb, die ſich in dem ſogenannten Altlutherthume ſcharf zuſpitzte. Der Rationalismus fand in der Lauſitz unter dem Volke keinen Boden, ſelbſt unter den Geiſtlichen werden nur Wenige ſich dieſer Richtung

---

[1]) So kam es, um nur ein Beiſpiel anzuführen, einmal vor, daß ein Schneider der ſich zum Prediger aufgeworfen und eine ziemliche Anzahl Gläubiger um ſich geſchaart hatte, allen Ernſtes an dieſe das Verlangen ſtellte, ſie ſollten ihm einen Pelz ſchenken, denn dies hätte ihm die Jungfrau Maria aufgetragen, ihnen zu ſagen. Dies irdiſche Verlangen zerſprengte die Gläubigen.

angeſchloſſen haben. Die meiſten waren Jünger des Supranaturalismus und mögen es wohl heute noch ſein.

Was der Lauſitzer einmal beſitzt, das läßt er ſich, wie ſchon bemerkt, nicht gern nehmen, ſelbſt dann nicht immer, wenn dieſes ihm Vortheil brächte. Es iſt, als mache ihm das Feſthalten des einmal Erworbenen oder Ueberlieferten ganz beſonderes Vergnügen und als könne er nicht glücklich und zufrieden leben, wenn er daſſelbe aufgäbe. Wie ſeine Abneigung gegen politiſche Neuerungen und Verbeſſerungen aus dieſer Eigenthümlichkeit entſpringt, ſo fließt auch ſein Feſthalten an kirchlichem Ceremoniell und religiöſen Gebräuchen ganz aus gleicher Quelle. Als in den erſten dreißiger Jahren aus Utilitätsrückſichten die ſächſiſche Regierung ſich bewogen fand, die dritten Feiertage an Oſtern, Pfingſten und Weihnachten aufzuheben, wäre in der Oberlauſitz ob dieſes Beſchluſſes beinahe ein Volksaufſtand ausgebrochen. Viele Gemeinden widerſetzten ſich offen dieſer Neuerung, in der ſie einem Angriff auf die Religion ſelbſt zu erblicken glaubten. Die Geiſtlichen wurden anfangs durch Deputirte der Gemeinde erſucht, die Kirchen öffnen zu laſſen und Gottesdienſt zu halten, und wo dieß nicht fruchtete, ſpäter mit ſanfter Gewalt dazu gezwungen. Die Aufregung ward ſo ernſthaft, ſo drohend, daß auf erſtatteten Bericht die Regierung den wunderlichen Beſchluß faßte,

denjenigen Gemeinden der Lauſitz, die ſich durch das erlaſſene Geſetz in ihrer Kirchlichkeit gekränkt glaubten, die Feier des dritten Feſttages frei zu geben. Seitdem wird nun auf vielen großen Dörfern der Lauſitz noch jetzt an den drei hohen Jahresfeſten der ſonſt im ganzen Königreiche abgeſchaffte dritte Feiertag noch kirchlich begangen.

Von den genannten drei Kirchenfeſten verdienen nur zwei, Weihnachten und Oſtern, näher betrachtet zu werden; Pfingſten, obwohl mit nicht geringerer religiöſer Innerlichkeit von dem Volke begangen, iſt doch nicht ausgezeichnet durch Eigenthümlichkeiten, welche mit volksthümlichen Sitten und Gebräuchen in Wechſelwirkung ſtehen. Ich wende mich daher zu den beiden genannten Feſten und beginne mit dem Geburtsfeſte Chriſti, dem alle Welt Freude und Glück beſcheerenden Weihnachten.

Noch im zweiten Decennium unſeres Jahrhunderts war es auf den Dörfern der Lauſitz ziemlich allgemein verbreitete Sitte, daß etwa vier Wochen vor dem Feſte der „heilige Chriſt“ ſeinen Umgang zu halten begann. Wenn Abends Burſchen und Mädchen bei einem „Lichtengange“ [1]) verſammelt ſind, jene, um zu rauchen und

[1]) So heißen in der Lauſitz die abendlichen Beſuche mehrerer Freunde und Bekannten bei einem Nachbar, die mit der Herbſtzeit beginnen und bis zum Frühjahr fortgeſetzt werden. Es ſind die Soireen der Landleute.

zu plaudern, sehr häufig auch Gespenstergeschichten zu erzählen, diese, um fleißig zu spinnen und zu weisen, klopft es mit leisem Finger an ein Schiebefenster. Die schnurrenden Rädchen stehen still, die plaudernden Burschen verstummen. Vorsichtig öffnet die Hausfrau das Fenster, um zu sehen, wer Einlaß begehrt, und sogleich fallen zwischen die Spinnerinnen prasselnd ein paar Dutzend Nüsse, die jubelnd aufgesucht und verspeist werden. Der „heilige Christ" hat auf seinem Umgange die Fleißigen belohnt, sie ermuntern wollen zur Fortsetzung gesitteten Lebenswandels. Bisweilen, im Allgemeinen aber doch selten, meldet sich auch noch das „Christkind" selbst in Begleitung des Knechtes Ruprecht, um Gesittete und Fromme zu belohnen, Ungesittete und Gottlose zu bestrafen. In der Lausitz ist gewöhnlich eine Bettelei damit verbunden, welcher Knecht Ruprecht mit seinem ledernem Dreschflegel nöthigenfalls Nachdruck zu geben weiß.

Am Thomastage gehen die Lausitzer gern in Gesellschaft, um in heitern Gesprächen bis tief in die Nacht beisammen zu bleiben und sich dabei gütlich zu thun. Man nennt diese Nachtschwärmerei „thomsen," und wer nur irgend kann, „thomst" mit. Die Sankt Thomasnacht wird für besonders glückbringend gehalten, weshalb denn auch junge Leute fast ohne Ausnahme in derselben

Fragen an das Schickſal thun, um Ausſchlüſſe über ihre Zukunft zu erhalten. Das „Bleigießen," wohl in ganz Deutſchland gekannt, wird bloß zum Scherz getrieben, mehr Gewicht legt die Jugend auf das Nußſchaalenſchwimmen. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit verfolgt jeder ſein mit einem dünnen Wachslichte verſehenes Schiffchen, freut ſich, wenn es kein Waſſer zieht und das Licht ruhig und langſam brennt, eine glückliche Zukunft daraus prophezeiend, während derjenige, deſſen Nußſchaale ſchwankt und ziſchend untergeht, wenn nicht ſeinen Tod im nächſten Jahre vermuthet, doch ganz gewiß auf empfindliche Schickſalsſchläge ſich gefaßt macht. Schwimmen die Nußſchaalen eines Mädchens und eines jungen Mannes einträchtig nebeneinander und finden ſie ſich nach vorgenommener Trennung, wie von magnetiſcher Kraft angezogen, wieder zuſammen, ſo werden die Inhaber derſelben von den Anweſenden als zukünftige Brautleute betrachtet, was denn auch häufig im Laufe des Jahres in Erfüllung geht. — Junge Mädchen, wenn ſie ſich unbeachtet wiſſen, pflegen am Thomastage gern „den Pantoffel zu werfen," um zu erfahren, welche von den Verſammelten zuerſt heirathen wird. Sie ſetzen ſich zu dieſem Frageſpiele an die Zukunft in gleicher Entfernung neben einander an die Erde, die Rücken der Thür zugekehrt, und werfen jede einen Pantoffel rückwärts

nach der Thür. Dasjenige Mädchen, deſſen Pantoffel der Thür zunächſt liegt, die Spitze derſelben zugekehrt, verläßt zuerſt als Braut das väterliche Haus, wogegen diejenigen, deren Pantoffelſpitzen einwärts zeigen, im nächſten Jahre noch keine Hoffnung haben, unter die Haube zu kommen.

Der „heilige Abend“ iſt für Dorfbewohner ſchon darum ein ausgezeichneter Tag, weil in den meiſten Ortſchaften des Nachts in glänzend erleuchteter Kirche ein feierlicher Gottesdienſt gehalten wird. Dieſen Gottesdienſt, „die Chriſtnacht,“ beſucht Jedermann, mag er nah oder fern wohnen, mag es ſtürmen oder ſchneien, oder harter Froſt die Bäume ſpalten. Weiber und Kinder ſind natürlich die eifrigſten Chriſtnachtgänger. Jeder erſcheint mit einer Laterne, in der ein buntbemaltes Wachslicht brennt. Dieſe Laternen pflanzen alle vor ſich hin auf ihre Kirchſtände, was denn einen allerliebſten Anblick gewährt. Die Andacht freilich iſt nicht ſehr groß, da die vielen Kinder, denen man doch den Zauberreiz einer feſtlich erleuchteten Kirche nicht entziehen will, Geſang und Predigt keine große Aufmerkſamkeit ſchenken. Vor, meiſtentheils auch nach der „Chriſtnacht“ wird „beſcheert,“ und dann erſt eine ſtolze Mahlzeit eingenommen, die gewöhnlich aus polniſch geſottenen Karpfen, einem Lieblingsgericht aller Lauſitzer, beſteht.

Städter pflegen gewöhnlich fette „Mohnmilch“ zu eſſen, ein Gericht, das auch am Abend des heiligen Dreikönigstages, dem ſogenannten „hohen Neujahre,“ ſelten auf bürgerlichen Tafeln fehlt.

Für äußerſt wichtig hält der Lauſitzer den Zeitraum vom Chriſttage bis zum „hohen oder großen Neujahr.“ Dieſer Jahresabſchnitt gilt ihm im wahren Sinne des Wortes für „hehr,“ weshalb er ihn auch „die heiligen zwölf Nächte“ nennt. Von der Witterung dieſer zwölf Tage — weshalb ſie Nächte heißen, weiß ich nicht — hängen nach dem Glauben des gemeinen Mannes die Geſchicke der Völker und Staaten wie der einzelnen Familien im nächſten Jahre ab, und zwar iſt es vorzugsweiſe die Sonne, deren belebender Strahl, je nachdem er die wolkenloſe Himmelskugel erhellt oder hinter dichten Wolkenſchleiern dem Auge des Menſchen unſichtbar bleibt, Glück oder Unglück, des Segens Fülle oder maßloſes Elend dem zagenden Menſchengeſchlechte prophezeit. Ich kann mich leider nicht mehr genau beſinnen, welches Heil oder Unheil das Erſcheinen der Sonne an jeder der „heiligen zwölf Nächte“ bedeuten ſoll; ſo viel nur weiß ich beſtimmt, daß wolkenloſes Sonnenlicht am „erſten heiligen Chriſttage“ im allgemeinen „ein glückliches Jahr“ bedeutet, am zweiten „Fried' und Einigkeit,“ am eilften „Peſt und anſteckende Krankheiten,“

am zwölften „Krieg und Blutvergießen.“ Daß der Sonnenſchein eines Tages die Wirkung der Sonne des andern Tages aufhebt, wenn in den „zwölf Nächten“ zufällig völlig heiteres Wetter eintritt, merkt der gemeine Mann nicht, wenigſtens ſtört es ihn durchaus nicht in ſeinem Glauben, mag die Wirklichkeit ihn auch noch ſo oft eines Beſſern belehren.

Das „hehrſte“ Feſt iſt dem ſchlichten Landbewohner unſtreitig Oſtern. Es knüpfen ſich an daſſelbe für die meiſten Menſchen Erinnerungen, die dem Gedächtniſſe tief eingeprägt bleiben, die für Außerordentliches empfängliche Seelen mit Furcht und Beben, mit Schauern der Andacht und mit hohem Entzücken erfüllen. In der „Marterwoche“ am Gründonnerſtage werden auf den meiſten Orten Knaben und Mädchen durch den erſtmaligen Genuß des heiligen Abendmahles in den Bund erwachſener Chriſten aufgenommen. Die feierliche Stille der Kirche, die Gebete und Geſänge der anweſenden Eltern und Verwandten, die eindringlichen Worte des Predigers, die den Opfertod des Erlöſers preiſen; vergißt auch der Leichtſinnigſte nicht, und ſo oft das Feſt ſich wiederholt mit ſeinen weltbewegenden Erinnerungen, ſo oft wird die Phantaſie des Volkes von neuem angeregt, das Herz empfänglicher gemacht für das Wunderbare.

Schon mit dem Palmſonntage tritt auf allen Ort-

ſchaften eine größere Ruhe ein, die, je näher dem Feſte, ſich ſteigert und zuletzt alles profane Geräuſch zum Schweigen bringt. Etwas geheimnißvoll Heiliges, eine ſich Allen mittheilende Weltandacht ſcheint in der Luft zu liegen, und reizbare Seelen mögen wohl das Rauſchen der himmliſchen Heerſchaaren zu vernehmen glauben, die den Tod des Gottesſohnes und ſeine Auferſtehung feiern.

Die Zeit vom Gründonnerſtage bis zum Oſterſonntage iſt denn auch dem Volke wieder überaus heilig; heilige Zeiten aber ſind ihm gewöhnlich gleichbedeutend mit wunderkräftigen. Die Lauſitzer halten beſonders viel auf die Wirkungen des in dieſer heiligen Zeit vor Sonnenaufgang geſchöpften Flußwaſſers. Ihm ſchreibt man eine ſolche Menge Wunderkräfte bei, daß man ſie kaum zählen kann. Dieſe Kräfte aber wohnen dem Waſſer, gemeinhin „Oſterwaſſer“ genannt, nur dann inne, wenn gewiſſe Formalitäten beim Schöpfen beobachtet werden oder werden können. Derjenige, welcher Oſterwaſſer ſchöpfen geht, muß vor Sonnenaufgang einen rauſchenden Bach aufſuchen, er muß dieß außerdem nüchtern thun, und es darf ihm, ſoll die Kraft des Waſſers nicht geſchwächt werden, Niemand, wenigſtens keine alte Frau begegnen; auch muß er ſich wohl hüten, vor dem Schöpfen einen Begegnenden anzureden: alles Bedingungen, die ſchwer zu erfüllen ſind, da gerade an

jenen Tagen alle Wege und Stege von Leuten wimmeln, welche, um Waſſer zu holen, nach rauſchenden Bächen wandern. Mit ſolchem Waſſer wäſcht ſich Jeder, ſei's nun, um ſich guter Geſundheit zu erfreuen, ſei's um die Schönheit des Körpers zu erhöhen, oder in ſonſt einer andern Abſicht. Auch glaubt man allgemein, daß Waſſer, vom Gründonnerſtage bis zum Oſterſonntage geſchöpft, ſich, wenn ich nicht irre, dreißig Tage lang friſch erhalte.

Vor zwanzig und mehr Jahren war der Gründonnerstag für die Jugend auf den meiſten Dörfern der Lauſitz ein Tag ſchuldloſer Freude und glücklicher Luſt. Man ging Truppweiſe von Haus zu Haus, um den Bewohnern einen Gruß zum Gründonnerſtage zu ſagen. Dieß geſchah natürlich nicht in flüſterndem Tone, ſondern mit möglichſtem Geräuſch, und jeder Rufende erhielt dafür von dem Hausherrn gewöhnlich eine kleine Bretzel, hie und da auch einen Pfennig. War das Dorf groß und weitläufig gebaut, wie dieß in der Lauſitz faſt immer der Fall iſt, ſo dauerte das Gründonnerſtagsrufen mehrere Stunden, und die luſtigen Schreier kehrten nicht ſelten heiſer, dafür aber mit Bretzeln wahrhaft belaſtet nach Hauſe. Der übliche Gruß heißt: „Guten Morgen zum Gründonnerſtage," im Lauſitziſchen Idiom: „„Gud'n Morgen zun Grinnduhrſtje!"" So viel ich weiß, hat

ſich dieſe, manchem Hausbeſitzer vielleicht unbequeme, an ſich aber heitere und von geſundem Frohſinn zeugende Sitte ſchon ſeit Jahren gänzlich verloren, woran zum Theil die liebe Polizei Schuld iſt, die es unanſtändig fand, daß eine Menge Knaben und Mädchen wohlhabender Leute, denen ſich bisweilen wohl auch Erwachſene beigeſellen, mit lautem Geſchrei offene Bettelei trieben. Lieber Gott, was iſt der deutſchen Polizei nicht Alles unanſtändig vorgekommen! Und wie viele alte ſinnige, tief im Volke und ſeinem Leben wurzelnde Sitten und Gebräuche ſind dieſem ordnungsliebenden Inſtitute geopfert worden, damit der deutſche Michel fein ruhig und geſittet werde und das Muſterbild eines guten Bürgers vorſtellen könne!

Kein Feſttag im Jahre ſieht gefülltere Dorfkirchen, als der Charfreitag. Es iſt nicht ſowohl die Wichtigkeit des Tages ſelbſt, oder etwa die Kanzelberedſamkeit des Pfarrers, die mit magiſcher Gewalt ſo viele Zuhörer herbeiruft, ſondern vielmehr ein ſeit Jahrhunderten üblicher Kirchengeſang, der nur an dieſem Tage vorgetragen und von der verſammelten Gemeinde mit größter Andacht angehört wird. Dieſer Geſang heißt „die Paſſion“ und iſt die wörtlich nach der lutheriſchen Bibelübertragung auf Noten geſetzte Leidensgeſchichte Chriſti, nach einem der vier Evangeliſten, gewöhnlich nach dem Evangelium

St. Johannis. Ein musikalisch gebildetes Ohr würde schwerlich Genuß an dem Absingen der Passion finden, denn sie wird in der Regel schauderhaft executirt, der Landmann aber, der nur die Sache in's Auge faßt und in Bezug auf musikalische Leistungen durchaus nicht schwierig ist, ergötzt und erbaut sich gleicherweise an dem endlosen Gesange, der mit einer Menge Lieder verflochten ist, bei denen die ganze Gemeinde einfällt.

Der größte Reiz für den unmusikalischen lausitzischen Landbewohner besteht darin, daß die einzelnen in der Leidensgeschichte auftretenden geschichtlichen Personen von je einem der fungirenden Chorsänger dargestellt werden. Der Bauer sieht also mit einem gemischten Gefühl von Scheu und Bewunderung Christus selbst gleichsam handelnd auftreten, und es stört ihn keineswegs, daß dieser Christus, den er auf allen Stationen seiner Leiden begleitet und zuletzt mit versöhnendem Seufzer am Kreuze sterben sieht und hört, ein ihm wohlbekannter Schneider oder Zimmermann ist, der sich vielleicht sein ganzes Leben lang in christlichen Tugenden nicht eben sehr ausgezeichnet hat. Wir sehen in der Passion als Solosänger auftreten: Christus, den Evangelisten Johannis als Erzähler, Petrus, Pontius Pilatus, zwei Jünger, einen Thürhüter, Pharisäer, Juden und Kriegsknechte. Der Gesang Aller ist ein ziemlich monotones, wenn es von

muſikaliſch Gebildeten geſungen würde, anſprechendes, vielleicht ergreifendes Recitativ. Da es auf Dörfern gewöhnlich an geſchulten Sängern fehlt, ſo iſt es ſchwer, die Solopartien paſſend zu beſetzen, weshalb denn gewöhnlich die Rollen an dieſelben Perſonen auf Lebenszeit vertheilt bleiben. Ich habe z. B. Chriſtus immer nur von einem alten Zimmermeiſter ſingen hören, der nicht den geringſten Begriff von Muſik hatte und einen halsbrecheriſchen Baß ſang. Die Rollen des Petrus und Pilatus, beide auf Alt geſetzt, fielen ein und demſelben Virtuoſen zu, und der Discant ſingende Thürhüter war jederzeit ein Mann in den beſten Jahren, der indeß einen Fiſteldiscant zu Stande brachte, wie man ihn nur immer wünſchen konnte.

Nachmittags um die vierte Stunde zieht bei leidlichem Frühlingswetter die halbe Dorfbevölkerung auf's Feld, am liebſten auf buſchige Höhen und kleine Berge, die einen weiten Fernblick in's Land gewähren. Unter meiſtentheils ernſten, nicht ſelten religiöſen Geſprächen verbringt man, langſam Felder und Büſche durchſchreitend, die Zeit bis gegen ſechs Uhr, wo Jedermann ſeine Behauſung wieder aufſucht. Dieſe Feldſpatziergänge unternimmt man, um beſſer von verſchiedenen Ortſchaften her das Glockengeläute zu vernehmen, das gewöhnlich von fünf bis ſechs Uhr Nachmittags zur Erinnerung an den

Tod des Weltheilands auf Dörfern und in Städten angeſtimmt wird. Gleiches einſtündiges Geläut aller Glocken verkündet in der Nacht vom „ſtillen Sonnabend“ zum Oſterſonntag den Gläubigen die Auferſtehung des Herrn, und die Landleute geben ſich alle Mühe, dieſes Geläut nicht zu verſchlafen. — Die Feſttage ſelbſt zeichnen ſich durch keine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit aus.

Ein Gebrauch, früher allgemein im Gange, jetzt aber ſchon ſeit einer guten Anzahl von Jahren in's Vergeſſen gekommen, war das „Oſterſingen.“ Zu dieſem vereinigten ſich die Chorſänger einer oder mehrerer Gemeinden unter Direktion des Kirchſchulmeiſters, der als Organiſt immer einige muſikaliſche Kenntniſſe beſitzen muß. Ein ſolches „Oſterſängerchor“ ging dann, Choräle und Motetten, wohl auch Fugen ſingend, unter Begleitung von Blasinſtrumenten von Hof zu Hof und erhielt für dieſe muſikaliſche Begrüßung ein von der Willkür des Gebers abhängendes Geldgeſchenk. Die Lauſitz hat unſtreitig durch den Verfall dieſes Gebrauches nicht viel verloren, denn weder Geſang noch Muſik waren der Art, daß ſie den Zuhörern einen Genuß verſchaffen konnten. Vielleicht weil man dieß fühlte, oder weil wohl gar Klagen über ſchlechte Oſterſänger einliefen, unterließ man es nach und nach ganz. Hiebei muß ich bemerken, daß die Oberlauſitzer als Volksſtamm wenig Sinn für Muſik

haben, was um ſo mehr auffallen muß, als ſie von ungemein muſikaliſchen Stämmen rings umgeben ſind, denn ſowohl der Czeche und Deutſchböhme, als der Sorbenwende ſpielen und ſingen mit Geſchmack und ſind mit muſikaliſchem Talent faſt überreich geſegnet. Der deutſche Bewohner der Oberlauſitz dagegen hat weder Volkslied noch Volksgeſang. Nur äußerſt ſelten hört man bei der Arbeit, im Hauſe oder auf dem Felde ſingen, und geſchieht es bisweilen, am häufigſten noch in den langen Winterabenden, ſo ſind es gewöhnlich geiſtliche Lieder. Mir iſt nicht ein einziges dem Volke entſprungenes Lied bekannt, eben ſo wenig eine Melodie, die ſich volksthümlichen Urſprungs rühmen könnte, und ſo ſehe ich mich leider genöthigt, meinen ſonſt wackern und tüchtigen Landsleuten im Allgemeinen Sinn für Muſik und Geſang abſprechen zu müſſen. Glücklicherweiſe hindert dieſer allgemeine Mangel nicht, daß unter den Lauſitzern Muſiker und Componiſten erſten Ranges geboren worden ſind, [1]) die redlich beigetragen haben, den Ruhm der Deutſchen als tiefe, gedankenreiche und gediegene Tondichter auch im Auslande zu verbreiten.

---

[1]) So die Gebrüder Schneider, der verſtorbene Hofkapellmeiſter in Hannover, Heinrich Marſchner und Andere.

d) Nichtkirchliche Festlichkeiten.

Der Norden Deutschlands ist arm an eigentlichen Volksfesten. Das Volk ist ernster, die Phantasie weniger erregbar, das sinnliche Lebenselement dem geistigen mehr untergeordnet, als in dem phantasiereicheren, beweglicheren, sinnlich aufgeweckteren Süden. Wir haben daher nur schwache Anfänge volksthümlicher Belustigungen, die sich an bestimmte Tage, an Zeitabschnitte knüpfen, und welche in früheren Jahrhunderten, wo das Volksleben ein harmloseres war, ihren Ursprung haben. Die jährlich wiederkehrenden Kirchweihen tragen hin und wieder einen volksfestlichen Charakter, können aber, da sie nicht in eine Zeit fallen, sondern sich auf das ganze Jahr vertheilen, kaum in Betracht kommen. Auf Dörfern, deren Bewohner ausschließlich oder doch zum größern Theile von Ackerbau leben, wird das Erndtefest, „die Aehrenmohst," in heiterer Lust begangen, obwohl auch diese Vergnügungen mehr den Charakter eines Familienfestes haben. Allenfalls vereinigen sich die Besitzer mehrerer Höfe, um ihrem Gesinde nebst Arbeitsgehülfen eine solenne Mahlzeit zu geben und ihnen dann eine nahe Wiese zu dem beliebten Spiele des „Hahnschlagen" anzuweisen. Gemeinsamer Tanz der geladenen und zufällig eingetroffenen Gäste schließt den festlichen Tag,

wozu immer ein Sonntag gewählt wird, um die Arbeitskräfte an den Werkeltagen nicht zu zersplittern.

Nur der Johannistag, oder richtiger der Johannisabend hat einen volksfestlichen Anstrich und giebt namentlich der heranwachsenden Jugend Gelegenheit zu allerhand lustigen Spielen, die jedoch nirgends geregelt erscheinen. Fremde, welche am Johannisabend das Hügel- und Bergland der Oberlausitz betreten, werden überrascht von einem feenhaften Anblick, denn auf allen Berghöhen, auf den zahllosen Kuppen des hohen Grenzgebirges, von den äußersten Abstürzen des Iserkammes in Schlesien bis zu den niedrigeren Gebirgszügen der sächsischen Schweiz erglänzt das ganze Land von tausend und abertausend Freudenfeuern, die meilenweit sichtbar sind und ihre sprühenden Flammen in den stillen blauen Nachthimmel emporsenden. Die Thäler entlang aber, an Bächen und Flüssen hin, über Felder, Wiesen und kahle Höhen schlängeln sich feurige Schlangen, die sich bald in glühende Knäuel zusammenrollen, bald phantastische Figuren, wohl auch Namenszüge bilden, und dazwischen knattern Musketen- und Büchsenschüsse, Raketen steigen zischend in die Luft, Schwärmer hüpfen sprühend durch die jauchzend auseinander stiebende Zuschauermenge. Der Besen spielt bei dieser volksthümlichen Illumination des ganzen Landes eine Hauptrolle. Die Schuljugend

geht schon Wochen vorher von Haus zu Haus, um Besenstümpfe einzusammeln und eine möglichst große Anzahl dieser billigen Fackeln sich zu verschaffen. Bewaffnet mit den dürren sprühenden Bränden, sammelt sich dann bei einbrechender Nacht die lärmende Menge, um oft weite Züge anzutreten und während derselben allerhand ansprechende Manövers auszuführen. So weit es sich thun läßt, wählt man dazu Bergabhänge, um die brennenden Stiele weithin leuchten zu lassen, während auf den höhern Bergen Pechtonnen, Massen dürren Reisigs, ja ganze Klaftern Holz in Brand gesteckt werden, die oft bis zum frühen Morgen mit ihren dunkelrothen Flammen das romantische Land wunderbar beleuchten. — Johanniskränze, mit denen man die Hausthüren schmückt, in den Erblanden eine allgemein verbreitete Sitte, kennt die Lausitz nicht. Sie feiert den Johannisabend ganz in der Weise uralter Tage, durch Freudenfeuer, als Fest des beginnenden Sommers, der Herrschaft der Sonne, und es wäre zu wünschen, daß dieser Gebrauch sich noch recht lange erhalten möchte.

Die Bewohner der großen Ortschaften im Neisse- und Mandauthale pflegen am Johannistage in großer Anzahl die prachtvollen Burg- und Klosterruinen auf dem Oybin zu besuchen, dessen überaus reizende Lage und eigenthümliche Form — er hat bekanntlich die

Gestalt einer Glocke — dem Freunde der Natur immer neue Genüsse spendet. Der Bursche, der ein Liebchen hat oder den Besitz eines Mädchens wünscht, geht sicherlich mehr wie einen Johannistag nach „dem Dyb'schen Schlosse," wie das Volk sagt, hinter'm Ohr eine duftende Nelke, die gewöhnliche Festtagszier junger Leute vom Lande. Ein vielbesuchter Ort auf dem senkrecht aus dem Thale aufsteigenden Sandsteinfelsen ist „der Jungfernsprung," ein tiefer Schlund an der Südseite des Dybin, welche der Sage nach einem solchen Johannisfeste seinen Namen verdankt. Mit weniger Gefahr als jene Jungfrau der Sage, die durch den kühnen Sprung ihre Ehre rettete, tänzeln jetzt die neugierigen Mädchen kichernd über den umfriedeten Felsspalt, geleitet und beschirmt von den Burschen ihrer Wahl. Böhmische Harfnerinnen spielen mit geübter Hand heitere und ernste Melodien, Böllerschüsse wecken das Echo in den Bergthälern, daß der Wiederhall wie Donnerruf aus Fels und Schlacht erschallt, und wenn der Vollmond mit silbernem Dämmerschein die Thäler füllt, ziehen die glücklichen Menschen befriedigt wieder der Heimath zu.

In vielen Orten, vorzüglich in solchen, wo nachweisbar in grauer Vorzeit Wenden saßen, hat sich noch eine vorchristliche Sitte, freilich nicht in ursprünglicher Reinheit erhalten. Dieß ist das „Todaustreiben" am Sonn-

tage Lätare, von dieſer Ceremonie „der Todtenſonntag“ genannt. Gegenwärtig dürfte dieſer Gebrauch ziemlich überall in Vergeſſenheit gekommen ſein, in den erſten Decennien unſeres Jahrhunderts kam er aber noch bisweilen vor, wenn auch nur Kinder ſich dabei betheiligten. Am längſten und ſolennſten erhielt er ſich in Königshayn bei Görlitz. Hier zogen die jungen Burſchen am gedachten Sonntage mit aus Stroh geflochtenen Fackeln oder auch mit einem angeputzten Strohmann unter Geſang und Spiel aus dem Dorfe, zündeten die Fackeln an, verbrannten den Strohmann oder warfen ihn in's Waſſer, wobei ſie folgenden Vers ſangen:

»'N Tud hammer ausgetrieben.
'N Summer breng' mer wieder,
'N Summer und en Mee,
Und Blümel allerlee.«

Die Kinder pflegten an dieſem Sonntage mit Papierfahnen herumzuziehen und folgende Verſe dabei zu ſingen:

»Die Schüſſel hat einen goldenen Rand,
Die Jungfrau hat eine milde Hand,
Sie wird ſich wohl bedenken
Und mir ein Trinkgeld ſchenken;
Und ſchenkt ſie mir ein Trinkgeld nicht,
So kriegt ſie auch den Liebſten nicht.«

Bisweilen sang man auch:

»Kleine Fischchen, kleine Fischchen schwimmen auf der See,
Rothe Rosen, rothe Rosen blühen auf dem Stengel,
Der Herr ist schön, der Herr ist schön, die Frau ist wie ein Engel;
Der Herr, der hat ein hohes Haus,
Er guckt mit seiner Jungfrau 'raus.
Er wird sich wohl u. s. w.«

In Großenhayn war dieser Umzug der Kinder noch in den ersten dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts im Gange. In dem benachbarten Schlesien hat er sich bis heute erhalten. Hier bekommen die Kinder, welche man „Sommerkinder" heißt, Bretzeln, bisweilen auch kleine Münze für ihren Gesang, und werden mithin ganz so belohnt wie die Gründonnerstagsrufer. Beide Gebräuche haben zweifelsohne denselben Ursprung: sie sollen die Freude andeuten, welche die Menschen empfinden über die Rückkehr des blühenden Frühlings nach den langen, kalten und düstern Wintermonaten. — Nach allen hohen Festtagen, desgleichen nach Kirmeßgelagen und Hochzeitfesten pflegen die Lausitzer einen Rasttag zu halten, der ausschließlich der körperlichen Pflege, der physischen Erholung gewidmet ist. Dieser Tag heißt allgemein „Wälztag". Die Deutschen meinen, es rühre diese Bezeichnung von dem Bedürfniß her, sich ausruhen und so zu sagen zu faullenzen. Möglich, daß diese Erklärung

die richtige ist. Indeß wäre es auch möglich, daß der wahre Ursprung des Namens im Wendischen zu suchen sei, und zwar in dem noch heut üblichen wendischen Spiele Wâlê, von walkac, wälzen, kollern, das von Groß und Klein am Tage nach Ostern gespielt wird, und zwar mit bunt gemalten Ostereiern. Diese werden nämlich in eine abschüssige Erdbahn, deren unteres Ende tief ist, hinabgerollt, gewälzt und zwar mit der Absicht, das hinuntergerollte Ei des Vormanns mit seinem eigenen Ei zu treffen, wodurch man gewinnt.

e) Seher und kluge Männer.

Seit ewigen Zeiten hat es Propheten gegeben unter allen Nationen. Erständen sie nicht selbst im Volke, die Hinneigung zum Wunderbaren im Menschen, das Bedürfniß, Unerklärliches, Geheimnißvolles auf sich einwirken zu lassen, würde sie alsbald schaffen. Was anderes, als der unbesingbare innere Drang, die Zukunft enthüllt zu sehen, führt selbst Gebildete zu Wahrsagern und Kartenschlägerinnen? Und wenn tausendmal die gesunde Vernunft das Thörichte solcher Prophezeiungen nachweist, es wird ihr doch niemals gelingen, sie gänzlich und für immer zu beseitigen.

Unter den civiliſirten Nationen unſerer Tage ſtehen vor allen die Hochſchotten in dem Rufe, reich zu ſein an Sehern und Propheten. Das „zweite Geſicht“ dieſes Volksſtammes iſt weltbekannt und wiederholt Gegenſtand gründlicher Beſprechung geweſen. In faſt ganz ähnlicher Geſtalt kommt die Gabe der Prophetie bei den Weſtphalen vor, obwohl weniger häufig und weniger allgemein als in den hochſchottiſchen Gebirgen. Auch das lauſitziſche Oberland kennt dieſe Erſcheinung, doch nimmt ſie hier eine weſentlich andere, von jenem zweiten Geſicht der Schotten und Weſtphalen ſehr abweichende Form an. Merkwürdig aber und völlig unerklärlich bleibt es, daß die Gabe des Sehens, wo immer ſie beobachtet wird, nur dem Ende des Lebens gilt, daß die verſchiedenen Seher der genannten drei Volksſtämme nie von etwas anderem in naher oder ferner Zukunft Vorhergehendem Kunde haben, als entweder von ihrem eigenen Ende oder von dem Tode eines Andern.

Schotten und Weſtphalen, wenn ihnen die Gabe des Sehens verliehen iſt, erſcheint bekanntlich in plötzlich aufſteigendem Schattenbilde, gleichſam in einer geiſtigen Fata Morgana, das Ereigniß ganz ſo, wie es ſpäter ſich zutragen wird. Nicht ſo bei den Sehern der Lauſitz. Dieſe kennen kein Bild, ihnen erſcheint weder die Perſon, deren baldiges Ende bevorſteht, noch die Art und Weiſe

oder die Veranlassung, die es herbeiführt. Sie erfahren durch eine ganz sonderbare Erscheinung, die eben so unerklärlich ist als die Gabe der Prophetie selbst, daß Dieser oder Jener binnen kürzerer oder längerer Frist sterben wird, ohne jedoch angeben zu können, ob ihm ein friedlicher oder gewaltsamer Tod bevorsteht. Man nennt diese Begabung „das Todsehen," weil derjenige, der sie besitzt, den Tod zu sehen vorgiebt, nicht gerade in der Gestalt, wie ihn die christliche Mythologie abzubilden pflegt, sondern als weiß glänzendes Gebild, das bald menschliche Form annimmt, bald in ungewisser oder oft wechselnder Gestalt dem Seher sich zeigt.

Häufig kommt diese prophetische Begabung in der Lausitz nicht vor, auch dürfte sie sich kaum in eigentlichen Niederlande wieder finden. Im Gebirge waren mir vor zwanzig und mehr Jahren zwei solcher Seher bekannt, deren Einer den Tod mehrerer Personen und schließlich seinen eigenen fast auf die Stunde voraus sagte. Seltsamer Weise stand dieser Mann nicht im besten Rufe, während man sonst annehmen darf, daß große Seher, also Menschen, die Gott vor andern bevorzugt hat, die Achtung Aller in hohem Grade genießen. Er war arm, anerkannt ein harter Familienvater, hatte in früher Jugend ein ausschweifendes Leben geführt, und nach der Behauptung der ganzen Gemeinde lastete ein falscher

Eid auf seinem Gewissen. Dem sei wie ihm wolle, der fragliche Seher nährte sich ehrlich und kümmerlich durch Tagarbeit, pflog wenig Umgang und war meistens still und in sich gekehrt. Nur wenn er seiner feierlichen Versicherung nach „den Tod sah," ward er gesprächig, wenigstens machte er gegen solche, denen er Vertrauen schenkte, so wie gegen seine eigene Familie, kein Geheimniß daraus. Die Erscheinung selbst beschrieb er folgendermaßen: „Wenn einer sterben soll, den ich kenne, begegnet mir ein weißer „Schiem" (Schein), geht oder kriecht wie eine breite Schlange vor mir her und bleibt vor dem Hause des dem Tode Verfallenen stehen. Der Schein hält sich mehrere Schritte von der Person entfernt, die abgerufen werden soll, oder nimmt, ist sie nicht gegenwärtig, deren gewöhnlichen Sitz im Zimmer ein. Legt sich der Schein vor die Füße des Bezeichneten, so steht sein Tod nahe bevor, und beugt er sich gar über ihn dergestalt, daß er ihn umarmt und gleichsam in ihm verschwindet, so lebt er keine vierundzwanzig Stunden mehr."

Der Seher versicherte hoch und theuer, daß er sich niemals irre, daß er jedesmal, wenn ein Bekannter sterbe, den Tod in angegebener Weise sehe, und daß die seltsame Erscheinung erst nach erfolgtem Ableben des Bezeichneten wieder verschwinde. Als sein eigenes Ende

herannahte, gab er genau den Tag seines Todes an, ohne Scheu oder Angst davor zu äußern. Er behauptete, den weißen Schein anfangs am Fenster, später an der Zimmerthür gesehen zu haben, versicherte, daß er täglich einen Schritt näher trete und in so und so viel Tagen ihn umarmen werde. Am bezeichneten Tage starb er still und schmerzlos. Bemerkenswerth ist noch, daß die unerklärliche Erscheinung nie am Tage, sondern erst mit einbrechender Dämmerung sich zeigt, nie also einem Schatten, sondern stets einem matt glänzenden weißen Lichtscheine ähnelt. Das Gefühl der Nähe des unheimlichen Boten will zwar der Seher auch am Tage haben, doch könnte dieß wohl auf Täuschung beruhen.

Auffallende Verehrung zollt man solchen Sehern im Volke eben so wenig, als man sich scheu vor ihnen zurückzieht. Man betrachtet sie weder als von der Hand des Herrn wunderbar Gesegnete noch als Gezeichnete. Wenn man ihnen dennoch nicht häufig im Gedränge des Lebens begegnet, sie meist still und in sich versenkt antrifft, so ist die Ursache davon einzig und allein in ihrer Gemüthsart zu suchen. Leichtsinnige, sanguinische, zu lautem, heitern Lebensgenusse hinneigende Menschen besitzen die Gabe des Sehens niemals, es scheint ein gewisser Grad von Schwärmerei, ein Hang zu anhaltendem Grübeln zu ihrer Ausbildung erforderlich zu sein. —

An die Untrüglichkeit des Sehens glaubt das Volk eben so fest als der Seher selbst, doch mochte es kaum irgendwo vorkommen, daß Jemand aus Neugier einen als Seher bekannten Mann fragte, wer von seinen Bekannten wohl zunächst sterben würde. Die Scheu vor dem Tode, deren sich auch der Roheste nicht gänzlich erwehren kann, hält selbst Frivole ab, mit übermüthigem Finger an die dunkle Pforte zu klopfen, und so erfahren selbst diejenigen, welche derartigen Sehern näher stehen, nur zufällig, ob und wann sie von dem todtverkündenden Gesicht heimgesucht werden.

Einigermaßen verwandt mit dieser geheimnißvollen, ja unheimlichen Sehergabe ist die Kunst gewisser Personen, gestohlene oder verlorene Gegenstände wieder zu finden, den Dieb zu ermitteln oder sogleich zu bezeichnen, ferner alle Leibesschäden durch gewisse, sehr geheim gehaltene Mittel zu heilen. Solche Personen nennt man in der Lausitz „kluge Männer." Sie finden sich ungleich häufiger als die Seher, stehen in außerordentlichem Ansehen bei den Landleuten, und erwerben sich meistentheils, da sie sich ihre Kunst theuer bezahlen lassen, ein ansehnliches Vermögen. Daß bei dem Treiben dieser Leute die Leichtgläubigkeit der ungebildeten Menge einerseits, die plumpste Charlatanerie andererseis Hauptrollen spielen, bedarf keines Beweises. Auffallend freilich, bisweilen

sogar an das Unbegreifliche grenzend sind die Aussprüche der „klugen Männer;“ sie würden aber sehr bald auf ihr natürliches Maaß zurückzuführen sein, wüßte man die klugversteckten Quellen zu entdecken, aus denen sie ihre Weisheit schöpfen. Bekannt mit Jedermann, verbunden mit zahllosen Mittelspersonen, die immer die Zuträger machen müssen, außerdem vorsichtig, stets wachen Geistes, mit Schlauheit und zuversichtlichem Wesen ausgestattet, und nie um Antworten wie um Ausflüchte verlegen, wenn es gilt, ihre Kunst, ihren Ruf zu retten, finden sie in Dreistigkeit und zweifellosem Glauben des hülfesuchenden Volkes ihre sichersten Bundesgenossen. Gewisse medicinische Kenntnisse kann man solchen Personen nicht absprechen, anderer unschädlicher Hülfsmittel, deren sie sich bedienen, nicht zu gedenken. Von Haus aus sind sie weiter nichts als kecke und glückliche Taschenspieler, die mit wenig Kunst und vielem Glauben Wunderdinge verrichten und von allem Volk in hohen Ehren gehalten werden.

Fast alle „kluge Männer“ wohnen im Gebirge, gewöhnlich dicht an den Grenzen Böhmens, manche auch in diesem Königreiche. Ein möglichst versteckter Wohnort scheint zur Betreibung ihres einträglichen Geschäftes nöthig, wenigstens sehr empfehlend zu sein. So häufig die Landleute ihre Kunst oder Weisheit in Anspruch

nehmen, so wenig Verkehr im gewöhnlichen Leben pflegen sie mit „klugen Männern“ zu haben. Man fürchtet sie, weil man ihnen Kräfte zuschreibt, die fast an Zauberei, wo nicht gar an Hexerei grenzen. Hülfesuchende müssen, soll der „kluge Mann“ ihrer Sache sich annehmen, gewöhnlich ein paar Haare oder eine ungleiche Anzahl Tropfen von ihrem eigenen Blute, zu einer bestimmten Stunde dem Körper entnommen, bisweilen auch ein Stückchen ihrer Kleidung oder irgend etwas der Art dem Dorfweisen einhändigen, bevor er seine Operationen beginnt, Hülfe zusagt und schafft.

Es ist sonderbar, daß man nur von „klugen Männern,“ niemals auch von „klugen Frauen“ in der Lausitz sprechen hört. Sei es nun, daß man dem weiblichen Geiste nicht so viel Kraft der Forschung zutraut, wie dem Manne, sei es, daß vor Allem Verschwiegenheit erforderlich ist, um mit Erfolg die Klugheit in den verworrensten Lebensverhältnissen als Schiedsrichterin sprechen zu lassen — genug, die Frauen haben in dieser Hinsicht keinen Kredit bei den Lausitzern. Nur eine gewisse Gabe der Hexerei schreibt man einzelnen Frauen in fast jedem Orte noch heutigen Tages zu. Wenig genügt, um in solchen nicht eben empfehlenswerthen Ruf zu kommen — stets gut melkendes Vieh, vortreffliche Butter, fetter Rahm, überreichlicher Kleewuchs u. dgl. mehr. Fügt es gar der

Zufall, daß an einem vom Volke für unheimlich gehaltenen Tage, etwa am Walpurgisabend, eine Sternschnuppe über dem Schornsteine einer solchen glücklichen Hausfrau zerplatzt, so darf man mit Sicherheit darauf zählen, daß es Viele giebt, die steif und fest an den Besuch des Drachen glauben. Die Massen haben sich in dieser Hinsicht selbst durch den vielfach verbesserten Schulunterricht noch wenig geändert, und schwerlich möchte sobald eine Aenderung eintreten, da das heranwachsende Geschecht von früher Jugend auf in alle abergläubischen Meinungen eingeführt und der Glaube daran durch Eltern und Verwandte möglichst genährt wird.

f) Feuerfühler.

Unter der vorigen Rubrik hätte ich wohl noch einer höchst eigenthümlichen Art von Sehern gedenken sollen, von denen ich anderswo in deutschen Landen niemals etwas gehört habe. Ob diese seltsam gearteten Menschen in dem Berglande der Ober-Lausitz ausschließlich zu finden sind oder ob auch andere Strecken deutscher Gauen wenigstens ganz ähnliche Individuen aufzuweisen haben, ohne daß sich Jemand die Mühe gab, auf sie zu achten, muß ich ununtersucht lassen. Jedenfalls muß in sittenschildernden Skizzen dieser Leute

Erwähnung geschehen, wäre es auch nur der Sonderbarkeit wegen, und nur aus diesem Grunde widme ich denselben noch einen besondern Abschnitt.

Der geistvolle Verfasser der odisch-magnetischen Briefe hat uns vor einigen Jahren eine Welt erschlossen, die früher Niemand ahnte. Schon jetzt wird der Mann der Wissenschaft und gewissenhaften Forschung nicht mehr zweifeln, daß auf der Basis jener Mittheilungen eine bedeutend modificirte Weltauffassung sich entwickeln dürfte und daß, wenn nicht Alles, so doch das Meiste von dem, was bisher als thöricht entweder verlacht oder als unerklärbar mit geheimnißvoller Scheu betrachtet wurde, sich auf einfache Naturgesetze zurückführen läßt, die man bisher nur nicht hinlänglich kannte, um sie eben als Gesetze hinstellen und auf dieselben verweisen zu können. Es ist dies nur ein Gewinn für die Wissenschaft, wie für die Fortbildung der Menschheit zu einer naturgemäßeren und darum höherem Weltanschauung. Gewiß nur hängen mit jener Urkraft, welche der Verfasser der erwähnten Briefe „Od", nennt, auch noch andere Erscheinungen zusammen, und vielleicht ließe sich dahin auch die Begabung der Hochschotten und der Bewohner mancher andern Länder zählen, theils ihr eigenes, theils Anderer Schicksal genau in der Gestalt vorauszusehen, wie es sie bald früher, bald später wirklich erreicht. Betrug

kann bei solchen Sehern nicht im Spiele sein, da gar zu viele Beispiele dagegen sprechen. Es bleibt daher nichts übrig, als eine eigenthümliche Fähigkeit bei solchen Personen anzunehmen, die doch nur in ihrer erhöhten Sensitivität ruhen kann.

Wer vermag die Zahl derer zu nennen, die mit so fein fühlenden Nerven begabt auf Erden wandeln! Der Gebildete, der sich selbst zu beobachten pflegt und dem etwas daran gelegen ist, Erscheinungen, die anfangs überraschen, natürlich zu erklären, spricht sich gegen Andere aus, wird mithin früher oder später als ein eigenthümlich Begabter erkannt. Seltener ist dies der Fall bei dem gemeinen Mann. Dieser spricht von dem, was er sieht, was ihm „vorkommt," was als unklare Ahnung ihn beunruhigt, höchstens vorübergehend mit seines Gleichen, wodurch er entweder in den Ruf eines klugen, d. h. ungewöhnlich begabten Mannes kommt, oder als Geisterseher mehr gefürchtet als geachtet wird. Dem Gebildeten ist ein so gearteter Mensch überhaupt schwer zugänglich, am wenigsten enthüllt er aber einem solchen sein innerstes Heiligthum, weil er stillschweigend voraussetzt, daß man ihn als närrischen eingebildeten Kauz verlachen würde, wenn er Alles haarklein erzählen wollte, was ihm schon zugestoßen ist in seinem Leben, und was er noch täglich sieht, während es den Augen Anderer verborgen bleibt.

Von dem zweiten Geſicht, das ſich auf dem Feſtlande am häufigſten in Weſtphalen und einigen Gebirgsgegenden Mitteldeutſchlands zeigt, iſt bereits die Rede geweſen. Ob nun dieſe Gabe des Vorausſehens verwandt ſein mag mit dem odiſch-magnetiſchen Fluidum, wäre doch wohl einer gründlicheren Unterſuchung werth. Man hat ferner häufig von Perſonen gehört, welche mit Leichtigkeit, auch ohne das Hocuspocus der Wünſchelruthe, in der Erde verborgene Quellen entdecken. Derartige Individuen ſind keine ſeltenen Erſcheinungen in gebirgigen Gegenden, auch viel geſucht und gern geſehen; daß ihnen ſonſt Kenntniſſe eigen wären, wüßte ich nicht, der Bau der Erde wenigſtens und die Lagerungsſchichten verſchiedener Steine und Erdarten, die hier allein das Vorhandenſein von Quellen mit einiger Beſtimmtheit anzeigen könnte, iſt ihnen eine völlige Terra incognita. Solche Perſonen hat man Waſſerfühler genannt, und der Verfaſſer der erwähnten Briefe hat mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit nachzuweiſen verſucht, daß dieſelben nur ſtark ſenſitive Naturen, daß ſie Odträger ſeien.

Wer hat wohl ſchon von Feuerfühlern gehört? Es ſei mir erlaubt, hier auseinander zu ſetzen, was man unter einem Feuerfühler, oder wie ein ſolches Individuum etwa zu nennen ſein möchte, verſteht.

Es ist mir nur eine einzige Person bekannt geworden, die sich dieser wunderlichen Begabung nicht blos rühmte, sondern die sie auch wirklich in einem so merkwürdig hohen Grade besaß, daß sie deshalb mehrmals recht unangenehme Verwickelungen zu überstehen gehabt hat. Man könnte allerdings veranlaßt werden, die ganze Sache für Täuschung, vielleicht sogar für böswillige Täuschung zu erklären, spräche nicht eine sehr große Menge von Beispielen für das Unbestreitbare ihrer Angaben. Gesetzt aber auch, es liese Täuschung mitunter, so läßt sich doch nicht behaupten, daß diese Täuschung eine absichtliche war. Die erwähnte Person war eine hoch bejahrte, damals immer noch sehr rüstige Frau, die sich ihr Brod als Botin verdiente. Ihr Aeußeres war ernst, fast streng, ihre Sprache salbungsvoll. Stets ging sie, trotz ihres hohen Alters, grad' aufgerichtet einher und trat mit vielem Selbstbewußtsein auf. Sie liebte es, auch in die allergewöhnlichsten Erzählungen eine Menge Sprüche der heiligen Schrift einzuflechten, wie sie denn überhaupt voll von dem Worte Gottes war. Dies empfiehlt gerade nicht, auch spricht es weder für Offenheit noch Gradheit des Charakters. Indeß konnte ihr Niemand mit Fug und Recht etwas Schlechtes oder nur Unordentliches nachsagen. Diese sonderbare Frau nun behauptete, Feuer, mochte es nahe oder fern auflodern, ein paar Tage,

wenigſtens aber einen Tag vorher zu fühlen, zu ſehen, zu hören!

Zu einer Zeit, wo theils in dem Wohnorte dieſer Frau, theils in der Umgegend ſehr häufig Feuersbrünſte entſtanden, die allem Vermuthen nach von Frevler Hand herrührten, glaubte ſich die Behörde berechtigt, die auffallende Prophetin gefänglich einzuziehen, da es weit und breit ruchbar wurde, daß die vielbekannte Botenfrau jeden Brand vorausgeſagt, ja hin und wieder ſogar die Häuſer bezeichnet hatte, welche demnächſt von den Flammen verzehrt werden würden. Was lag näher als die Vermuthung, daß die ſchwatzhafte Alte in irgend einer Weiſe um dieſe Unglücksfälle wiſſen möge, daß ſie vielleicht Kunde habe von Dingen, die Andern verborgen geblieben waren? Man ſperrte ſie alſo ein und verhörte ſie wiederholt, obwohl ohne irgend welchen Nutzen. Man war alſo genöthigt, ſie nach einiger Zeit wieder zu entlaſſen, denn die ſonderbare Perſon erklärte unumwunden, daß man ſie einſperren und in Ketten und Banden legen könne, wie man wolle, die Gabe des Feuerfühlens werde man ihr damit eben ſo wenig rauben als es verhindern können, daß bald da, bald dort, je nachdem es Gottes Wille ſei, der Wiederſchein eines Brandes den Himmel röthe. Es ſoll ſogar vorgekommen ſein, daß die Feuerfühlerin noch während ihrer Haft die Gegend bezeichnete,

wo es demnächst brennen werde, denn sie sehe die Feuerwolken und höre das Rauschen des Feuerwindes.

Thatsache ist es, daß diese räthselhafte Frau im Jahre 1842 den großen Hamburger Brand drei Tage vor seinem Ausbruche voraussagte, obwohl sie schwerlich wissen mochte, in welcher Himmelsgegend sie Hamburg zu suchen habe. Die Feuerwolke allein, die nur ihr Auge sah, zeigte ihr an, daß in weiter, weiter Ferne eine ganze Stadt in Flammen stehen müsse. Aehnliches sagte sie voraus bei andern großen Bränden, die fünfzig und mehr Meilen von ihrem Wohnort entfernt entstanden. In der Nähe, d. h. in einem Umkreise von mehreren Meilen, behauptete sie jedes Feuer, möge es noch so unbedeutend sein, voraus zu wissen, zu „fühlen", wie sie sagte, und zwar war es ganz gleich, ob die betreffende Feuersbrunst böswilliger Brandlegung, bloßer Unvorsichtigkeit oder einem Naturereigniß, wie dem Zünden eines Blitzstrahles, ihre Entstehung verdankte.

Als gewöhnliches Zeichen eines nahe bevorstehenden Feuers nannte die eigenthümliche Seherin das Aufleuchten einer Wolke, der „Feuerwolke," wie sie sagte. Meistentheils zeigte sich dieses Phänomen ihrem Auge gegen Abend, gleichviel ob der Himmel klar oder bewölkt war. Sie beschrieb sie als ein brandroth gefärbtes Wolkengebild, das entweder über dem Gebäude, welches den Flam-

men verfallen solle, unmittelbar sichtbar ward, oder sich gegen dasselbe hinzog. Entstand das Feuer in größerer Entfernung, so zeigte die Feuerwolke nur die Richtung an, wo der Brand aufleuchten würde.

Ungewöhnlicher war die zweite Form der Erscheinung, welche der Seherin sagte, daß eine Feuersbrunst nahe bevorstehe. Dies war der „Feuerwind." Hörte die Seherin diesen Wind, so zeigte sich die beschriebene Wolke nicht. Der Feuerwind springt auf bei tiefer Windstille, am Tage wie bei Nacht, und ist der begabten Person eben sowohl hörbar als sichtbar. Derselbe entsteht in dem Wipfel irgend eines der Seherin sichtbaren Baumes, schüttelt und rüttelt dessen Aeste wild durch einander, unterscheidet sich aber von jedem andern Winde dadurch, daß sein Rauschen genau dem Knistern, Knattern und pfeifenden Sausen verzehrender Flammen gleicht. Der Feuerwind zeigt der Seherin auch nur den baldigen Ausbruch einer Feuersbrunst an, nicht deren Richtung oder den Ort, wo sie zu gewärtigen ist.

Diese Mittheilungen habe ich zum Theil aus dem eigenen Munde der sonderbaren Frau, die gegenwärtig wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden weilt. Sie brüstete sich nicht damit, sondern suchte sich vielmehr durch die Aeußerung zu entschuldigen: „Ich kann nichts dafür. Wenn's irgendwo brennen soll, seh' oder hör' ich's

eben, und dann läßt's mir keine Ruhe; ich muß den Leuten sagen, daß es wieder einmal brennen wird."

Prophetisches Wesen wie prophetischer Ton war der Seherin übrigens stark zur andern Natur geworden. Sie prophezeite gern und unaufgefordert, doch hatte sie bei andern Prophezeiungen, namentlich bei dem Voraussagen der Witterung, nicht so viel Glück wie bei ihren traurigen Feuergesichten.

Ist dies nun Täuschung oder Begabung? Gehört dieses Feuerfühlen mit zum second sight oder ruht es auf odisch-magnetischem Grunde? Ist vielleicht alles Vorahnen, Vorfühlen und Vorsehen nur der Ausfluß einer odisch-magnetischen Kraft? Diese Fragen liegen so nahe, daß man sie kaum von der Hand weisen kann. Höchst wahrscheinlich wäre auch bei jenen Begabten, welche das zweite Gesicht haben, die Sehergabe auf vollkommen natürliche Ursachen zurück zu führen, gäbe man sich die Mühe, solche Individuen genauerer Prüfung und unausgesetzter Beobachtung zu unterwerfen.

2.

Erinnerungen aus der wendiſchen Lauſitz.

Wenn man von Zittau, aus dem hohen Grenzgebirge kommend, die Heerſtraße nach Bautzen einſchlägt, erreicht man hinter dem Herrnhut zunächſt gelegenen Dorfe Strahwalde eine breite Hochebene, wo ſich nach allen Himmelsgegenden die reizendſte Ausſicht aufthut. Dieſe Hochebene bildet in meilenweiter Ausdehnung die Waſſerſcheide zwiſchen den größern und kleinern Zuflüſſen der Elbe und Oder, alſo der Gewäſſer, welche die großen Waſſerbecken der Nord- und Oſtſee füllen helfen. Außerdem iſt ſie als Scheidewand zwiſchen dem eigentlich ſogenannten Oberlande und dem Niederlande zu betrachten, unter welch' letzterem das Volk alles nördlich und weſtlich vom Kottmar gelegene Land verſteht, deſſen Gebirgszüge im Vergleich mit dem Grenzgebirge niedrig zu nennen ſind. Einige Strecken dieſer Hochebene gehören zu den unheimlich ödeſten Gegenden, die man ſich denken kann, und gerade die Heerſtraße berührt bei dem ſogenannten „Todten" einen Punkt, wo ein freier Blick über dieſe traurigen Landſtrecken gewährt iſt. Die Sage, wie ſie bis auf den heutigen Tag im Munde des Volkes ſich erhalten hat, zeichnet den Charakter dieſer troſtloſen

Oede, in der einem fühlenden Herzen wirklich angſt und bange werden kann, am beſten. „Als der Teufel ſich in der Welt umſah,“ heißt es darin, „um ſich einen Ort auszuſuchen, wo er die Hölle bauen könnte, kam er auch in die Gegend von Dürrhennersdorf, Oberkunnersdorf und Schweidnitz, und wie er ſich da umſah, war ihm die Gegend zu ſchlecht, und der Teufel baute da die Hölle nicht.“

Kaum zwei Stunden nördlich von dem höchſten Rande genannter Hochebene beginnt die Herrſchaft der ſlaviſchen Zunge, erſt in bunter Miſchung mit deutſchen Lauten, bald aber entſchieden das deutſche Idiom verdrängend. Der fremde Wanderer fühlt bald, daß er ſich unter einem andern, nicht deutſchen Volksſtamme befindet; denn abgeſehen von der Sprache, die er vielleicht nicht einmal hört, weicht die Bauart der Häuſer ab von der unter den Deutſchen üblichen, und andere Tracht, bisweilen auch andere Sitte, verräth die fremde Nationalität.

Die deutſche Lauſitz kann man ſtundenlang durchſtreifen, ohne in den endloſen Dörfern einen andern Laut zu hören als das Klappern der Webſtühle, das Schnurren der Spulräder und, wenn es hoch kommt, das unmelodiſche Jodeln eines Kuhhirten bei ſeiner Heerde. Berühren ausnahmsweiſe Geſangestöne ſein Ohr, ſo ſitzt irgendwo in halb verfallenem Gedingehäuschen eine ein-

ſame alte Spinnerin und ſingt mit zitternd näſelnder Stimme ein geiſtliches Lied. Wie ganz anders dagegen kündet die Heimath der Wenden ſich an! Da hallen Feld und Wald aller Orten wieder von hellem Geſang. Im Wettgeſange Frage und Anwort gebend, unterhält ſich der arbeitende Nachbar mit der ſchäkernden Nachbarin, und kaum möchte es Abends ein Haus geben, in deſſem Innerem nicht eine eigenthümlich rührende Melodie von geübten Stimmen geſungen wird. Tiefer im Heidelande, an den ſumpfigen Ufern der Spree, hört man wohl auch bisweilen noch den Dudelſack, ein ächt national wendiſches Inſtrument, das jedoch in neuerer Zeit mehr und mehr aus der Mode kommt. Die wendiſche Oberlauſitz kennt Dudelſackpfeifer nur als Raritäten und belohnt ſolche umherwandernde Künſtler wie Bärenführer und Kameeltreiber; zum Tanz locken ſeine quäckenden Töne nur ſelten noch Burſche und Mädchen.

Schon in dieſer Hinneigung zu Geſang und geſelligem Verkehr verräth ſich die ſlaviſche Nationalität und bildet einen um ſo größeren Abſtand von der umwohnenden germaniſchen Bevölkerung, als dieſe, wie ſchon früher bemerkt ward, in der Lauſitz geringe muſikaliſche Begabung beſitzt. Während der deutſche Bauer ſtill und ernſt hinter ſeinem Pfluge hergeht, ſingt der wendiſche Pflüger eines ſeiner zahlloſen „Feldlieder“ (Psezpólna); ſitzt der

deutſche Leineweber mit trübſeliger Miene hinter ſeinem Webſtuhle, nur darauf denkend, recht bald die aufgebäumte Leinwand tadellos dem Lohnherren abliefern zu können, ſo vertreibt ſich der Wende Zeit und Grillen dadurch, daß er mit den andern Hausbewohnern einen „Rundgeſang“ anſtimmt. Wie auch die Zeiten beſchaffen, ob die Feldfrüchte durch Hagelſchlag und widrige Witterung verdorben ſein mögen, ob Waſſerfluthen die Heuernte vernichtet, ob der Blitz die Scheuer angezündet und eine Feuersbrunſt Haus und Hof verzehrt hat, ſeine Fröhlichkeit, ſeinen Hang zu geſelligem Leben, ſeine Luſt an Geſang und Tanz läßt der glücklich begabte Wende ſich nicht rauben. Es iſt deshalb im Allgemeinen mit Wenden leicht Umgang zu pflegen, mit ihnen bekannt und vertraut zu werden. Sie ſind nicht verſtockt und düſter, wie die Czechen, nicht ſo launiſch und ſlaviſcher Tücke voll, wie die Polen. Ein Jahrhunderte lang fortgeführtes Leben mitten unter Deutſchen, mit dieſen in ununterbrochenem Verkehr, ſcheint die abſtoßenden Eigenſchaften der ſlaviſchen Nationalität in den Wenden faſt gänzlich verwiſcht zu haben, während alle liebenswürdigen Seiten ſich ſchärfer herauskehrten und ſie als umgängliche, leicht zu behandelnde Menſchen Jedermann angenehm machen. Nur bisweilen, wenn Fremde ihre Marken überſchreiten und ſich nach Weg und Steg

erkundigen, regt sich in der Jugend die Lust zur Neckerei und Schabernack, und nicht selten kommt es vor, daß solche Fragende entweder durch falsche Antworten irregeleitet werden oder daß sie gar keine, höchstens aber eine höhnische Antwort erhalten. Häufig stellt sich bei solchen Gelegenheiten der Wende, als verstehe er nicht deutsch, und die Antwort „nerosymju“ (ich verstehe nicht) kann man auf eine Frage sehr leicht erhalten.

Betritt man in wendischen Ortschaften den Krug oder Kretscham, so kann man sicher darauf rechnen, Gesellschaft zu finden. Ist der Abend nahe, so finden sich mehrere ein, und gibt es Frauen und Mädchen darunter, so ist ein Tanz bald arrangirt. Bei solchen Gelegenheiten hört man nur wendisch sprechen, wie sie denn seit undenklichen Zeiten unter sich ihres weichen, sehr wohlklingenden slavischen Idioms ausschließlich sich bedienen. An solchen Orten sieht man auch ihre eigenthümliche Nationaltracht, vornehmlich an Sonntagen, wo Frauen und Mädchen im Festtagsschmucke erscheinen. Hat man das Glück, einen wendischen Krug gerade während einer Kindtaufe oder einer Hochzeit zu betreten, so kann man mit Bequemlichkeit Manches von wendischer Art und Sitte kennen lernen und sich dabei wahrhaft vergnügen. Ich möchte deshalb den Leser freundlichst ersuchen, mich auf einer Sonn- und Feiertagswanderung durch's Wenden-

land, bei den Deutſchen „die Wendei“ genannt, zu begleiten, ſich mit mir niederzulaſſen am gaſtfreien Tiſch des Sorben, der für jeden Fremden gedeckt iſt, und ein paar Stunden mit ihm zu leben in Haus und Hof, auf Feld und Flur, zu Sommer- und Winterszeit, und ich hoffe, daß er nicht gelangweilt zurückkehren wird in ſein deutſches Heimweſen.

a) Hochzeitsgebräuche.

Jahrhunderte langes Zuſammenleben Deutſcher und Sorben auf einem kleinen Stück Erde hat in die Sitten und Gebräuche beider Volksſtämme viel Aehnliches, ja ganz Uebereinſtimmendes gebracht. Ob Germaniſches oder Slaviſches im Allgemeinen darin herrſchend geblieben iſt, läßt ſich kaum ermitteln, doch kann man annehmen, daß die Sorben als der unterworfene Stamm mit größerer Zähigkeit an den Ueberlieferungen ihrer Väter feſtgehalten haben, als die erobernden Deutſchen, und daß, wo ſich volle Gleichheit der Gebräuche unter Deutſchen und Sorben findet, die wendiſche Sitte in der Regel tonangebend geweſen ſein mag.

Dieſe Ueberzeugung drängt ſich dem Beobachter von ſelbſt auf, indem wir bei den Deutſchen ein minus, bei den Wenden ein plus in allen Gebräuchen finden.

Dort iſt das Herkommen loſer, wandelbarer, hier geſchloſſener, ſtabiler. Außerdem finden wir bei Deutſchen und Wenden für dieſelben Dinge faſt gleiche Bezeichnungen, nur daß die deutſche Zunge das urſprünglich ſlaviſche Wort germaniſirt hat. Von ſolchen ſlaviſch-deutſchen Ausdrücken im gewöhnlichen Leben wimmelt die lauſitziſche Volksſprache. So ſagt man z. B. für „trinken“ „pitſchen,“ von picz, für „junge Gans“ „Hnſchel,“ von huss u. ſ. f.

Schon der deutſche Lauſitzer hat, wie wir früher geſehen, bei Hochzeiten eine Menge Förmlichkeiten zu beobachten, ſoll dem geheiligten Herkommen ſein Recht werden. Ungleich förmlicher geht bei dieſer Feierlichkeit der Wende zu Werke. Wo der wortkarge, kurz angebundene deutſche Bauer zu ſprechen pflegt oder für ſich ſprechen läßt, da ſingt und ſpielt der ſanguiniſch leichtblütige Wende. So häufig ſchon bei der Werbung um das Mädchen ſeiner Wahl. Hauptperſon iſt von Anfang an Ceremonienmeiſter, Luſtigmacher und Schalk der Brautwerber oder Hochzeitsbitter (braska, auch druzba genannt). Dieſer, nicht der heirathsluſtige Burſche, geht zu dem Vater des Mädchens, und zwar gewöhnlich Abends, um im Fall einer abſchläglichen Antwort nicht von Schadenfrohen ausgelacht zu werden. Er hält aber nicht etwa geradeswegs um das Mädchen an, ſondern ſtellt ſich, als ob

er um etwas handeln wolle, weshalb denn die gewöhnliche Frage lautet: ob nicht ein junges Ferkel, eine Ziege oder anderes Thier u. dgl. zu verkaufen sei? Dabei kommt denn gelegentlich die wirkliche Absicht zu Tage. Schlägt der Vater das Gesuch nicht rund ab, so findet sich später in Begleitung des Braska auch der Bräutigam ein, um die Braut zu besehen, weßhalb diese Besuche auch „Besichtigungen," wuhlady, heißen. Sie endigen mit der Zusage des Mädchens, dem „Jawort."

Die Verlobung (slub) ist bei den Wenden ein reiner Familienakt, während die Deutschen der Lausitz sie in einen kirchlichen verwandeln. An manchen Orten, gewöhnlich aber bei wenig Bemittelten, findet sie ohne alles Ceremoniell ganz in der Stille statt, an andern dagegen und bei Begüterten fast überall unter langen Reden des Druzba, der auch schließlich die Hände der Verlobten zusammenfügt. Die Anwesenden singen einen Vers und ein heiteres Mahl endigt die Feierlichkeit.

Zur Hochzeit, die, wie bei den Deutschen, nach dreimaligem, öffentlichem Aufgebot gehalten wird, schicken sich Braut und Bräutigam gegenseitig einige Geschenke, die gewöhnlich aus Kleidungsstücken bestehen. Es ist üblich, daß die Braut diese, so weit möglich, selbst näht. Etwa acht Tage vor der Trauung erhält der Hochzeitbitter den Auftrag, die Gäste persönlich einzuladen.

Zu dieſen Ehrengängen wird er durch die Braut ganz beſonders herausgepuzt. Ein Kränzchen mit flatterndem Bande von rother Seide wird an ſeinen Hut geſteckt, ein gleiches an den großen Stock, den jeder Hochzeitbitter trägt, befeſtigt; ein buntes Tuch guckt weit aus der Taſche des Rockes, ein anderes baumelt vorn am linken Rockflügel. So phantaſtiſch ausſtaffirt tritt er ſeine Wanderung an, bei jedem einzuladenden Gaſte eine feierliche Rede haltend. Etwas anders geſtaltet ſich dieſer Act in den wendiſchen Heidelanden. Hier beſorgt nicht der Druzba die Einladung, ſondern zwei Freunde des Bräutigams, die zu Pferd von Hof zu Hof reiten und, ich weiß nicht warum, der Große und der Kleine (weliki und maly) heißen. Zwei oder drei Tage vor der Hochzeit pflegen die Gäſte allerhand Geſchenke an Lebensmitteln, am meiſten aber Milch und Butter, in das Haus der Braut zu ſchicken, um die Koſten der Ausrichtung des Brautmahls einigermaßen mit tragen zu helfen. Weil unter allen Gaben Butter die Hauptrolle ſpielt, nennt man dies „das Tragen der Butterbüchſe“ (krinku nosyc).

Zur Trauung wird der Bräutigam von ſeinen Freunden und Verwandten, wie bei den Deutſchen, in ſeinem Hauſe abgeholt. Hier findet ſich auch der Braska ein, dem die Pflicht obliegt, jeden einzelnen Gaſt zu begrüßen,

ihm Bier oder Branntwein zu reichen, und dazu jedesmal einen ziemlich langen Spruch herzusagen. Sind alle Gäste beisammen, so leitet der Braska „das Scheiden“ oder „Aussegnen“ ein, was immer durch Absingen eines Liederverses geschieht. Fragen und Anreden voll Salbung an Bräutigam und Gäste folgen, so wie Danksagungen an Pathen, Bruder, Schwester, Vater und Mutter, worauf abermals unter Anstimmung eines Gesanges Stube und Haus verlassen wird und der Zug nach dem Brauthause sich ordnet. Herrschte bisher Ernst und feierliche Stimmung vor, so gewinnt während dieses Umzugs Heiterkeit und Uebermuth die Oberhand. Unter lautem Jauchzen und Jodeln nähert sich der Zug dem Orte, wo die Braut ängstlich bangend des Bräutigams harrt.

Lebt die Braut in einem andern Dorfe, so macht der Zug an der Grenze desselben Halt. Zwei Freunde des Bräutigams gehen allein als Abgesandte zum Richter und fragen an, ob es fremden Männern gestattet sei, das Dorf zu betreten. Die Antwort lautet bejahend, doch mit dem Bedeuten, daß sie Kindern und alten Leuten nichts Uebles zufügen möchten. Die Abgesandten gehen zurück, ihnen auf dem Fuße folgt die Dorfjugend und hält den Hochzeitern, bevor sie das Dorf selbst betreten, eine mit Bändern verzierte Stange vor. Es

entſpinnt ſich nun zwiſchen jenen und dem Braska ein Geſpräch, das mit Erlegung einer unbedeutenden Summe endigt, worauf die Stange entfernt wird. Dieſe Sitte, „das Abkaufen der Stange,“ hat ſich bis heut auch auf den deutſchen Dörfern erhalten in der Form des ſogenannten „Verſchnürens,“ was ebenfalls eine kleine Gabe des Bräutigams erheiſcht.

Am Hofe der Braut angekommen, finden die Hochzeiter Thür und Fenſter feſt verſchloſſen. Erſt auf mehrmaliges Klopfen des Braska läßt ſich die Stimme des Brautvaters auf der Flur hören. Er fragt nach dem Begehr der Fremden, die dann gewöhnlich um Herberge bitten. Nach einigen Zaudern wird geöffnet, doch darf der Bräutigam die Schwelle des Hauſes erſt überſchreiten mit ſeinen Begleitern, nachdem der Braska nochmals förmlich um die Braut geworben hat. Nun beginnt eine luſtige Neckerei, indem man dem ſehnſüchtigen Bräutigam erſt eine alte Frau, ſpäter ein junges geputztes Mädchen und erſt zuletzt die wirkliche Braut zuführt. Bei allen dieſen herkömmlichen Ceremonien ſpielt der Braska die wichtige Rolle des Sprechers und Vermittlers. Er fragt die endlich erſcheinende Braut, ob ſie wirklich ihre Hand dem jungen Manne reichen wolle, und hält ihr nach empfangener Bejahung die ſchweren Pflichten einer Hausfrau und dereinſtigen Mutter vor.

Ist dies Alles geschehen, so folgt auch hier die Ceremonie des Aussegnens oder Scheidens, und man bereitet sich zum Aufbruch in die Kirche. Die Deutschen gehen gewöhnlich zu Fuß, die Wenden, prunkliebender, ziehen es vor, in geputzten Wagen, geleitet von mit bunten Tüchern geschmückten Kutschern, den Trauungszug anzutreten. Dem Brautwagen voraus fährt das Musikchor, in dem selten die national wendischen Instrumente, die dreisaitige Geige (husla, so genannt, weil sie einer Gans ähnelt) und eine klarinettenartige Flöte (Tarackawa) fehlen. Unterwegs lärmen, singen und jodeln die Hochzeiter nach Kräften. An vielen Orten schießt man dabei Pistolen und Flinten ab, oder führt mit derben Stöcken ein Scheingefecht auf, nur um möglichst viel Spectakel zu machen. Begegnenden werden unterwegs Bier und Branntwein gereicht, die man zu diesem Behufe besonders mitnimmt. Vor dem Kirchhofe ordnet sich der Zug, das Toben einstellend. Hinter dem vorausschreitenden Braska geht die Braut, ihr folgt zunächst die Slonka (die Salzmeste der Deutschen), sodann die Züchtjungfer (Druzka). In gleicher Ordnung schließt sich die Begleitung des Bräutigams an, und dieser alle übrigen Gäste.

Die kirchliche Trauhandlung ist mit sehr geringen Abweichungen, wozu der „Umgang" das dem Pfarrer zu erlegende Opfer, gerechnet werden kann, der in

deutſchen Gemeinden ähnlich. Nach erfolgter Einſegnung bewegt ſich der Zug in der vorigen Ordnung wieder zurück, nur ſitzen jetzt Braut und Bräutigam in einem Wagen, während ſie auf dem Wege zur Kirche von einander getrennt in verſchiedenen Wagen ſaßen. Jeder Begegnende wünſcht auf dieſem Rückwege in's Brauthaus den Neuvermählten Glück mit der ſtehenden Formel: Daj bôh zbozje! worauf die immer wiederkehrende Antwort folgt: Daj to bóh! (das gebe Gott!). Beim Eintritt in's Gehöft, wo ſich immer eine Schaar Neugieriger einfindet, nimmt die Braut eine Milchgelte und giebt dieſem Zuſchauertroß daraus Bier zu trinken, wohl zum Zeichen, daß ſie mildthätig ſein will gegen alle Nothleidenden. Zuweilen geſchieht es auch, daß die Gäſte einen Tanz im Hofe improviſiren, während die Braut den Viehſtall beſucht und eine Kuh melkt.

Die allgewaltige Herrſcherin der Zeit, die Mode, hat bei den Wenden von ächtem Schrot und Korn die uralte Nationaltracht noch nicht ganz vertrieben. Bei außerordentlichen Feierlichkeiten, wie eben bei Hochzeiten ſieht man wenigſtens die Braut noch ganz im Schmuck vergangener Jahrhunderte einherſchreiten. Dieſer iſt in verſchiedenen Gegenden des Wendenlandes verſchieden, anders bei den Sorben der Oberlauſitz, anders bei den Bewohnern des fruchttragenden ebenen Ackerlandes,

anders in den ſumpfigen Heidegegenden. Auch nach dem religiöſen Bekenntniß ſcheidet ſich der Brautanzug, ſo daß die katholiſche Braut weſentlich anders gekleidet auftritt als die evangeliſch-lutheriſche. Die Hauptzier der wendiſchen Braut beſteht in der Borta, der bräutlichen Kopfbedeckung. Es iſt dies eine hohe, in Geſtalt eines ſtumpfen Kegels oben etwas ſpitz zulaufende, wohl zehn bis zwölf Zoll hohe Mütze von ſchwarzem Sammet. Am obern offenen Rande iſt ſie mit rothem Sammet, eingefaßt und umlegt mit einem faſt zollbreiten ſtark vergoldeten Reife, an welchem zwölf vergoldete, bewegliche Sterne blinken. Um den oberſten offenen Rand wird das Zeichen der Jungfräulichkeit, ein mit künſtlichen Blumen ausgeſchmückter Rautenkranz gelegt. Am Hinterkopfe läßt ſich die Borta erweitern oder verengern, um ſie jeder Braut anzupaſſen. Man befeſtigt ſie mittelſt bunter Bänder an das Haargeflecht und ſchlingt um den dadurch gebildeten Abſatz abermals ein mit goldenen Sternchen verziertes Band, das „Haarband“ oder „Silberband“ (Slyebornik), ſo genannt, weil es urſprünglich aus Silber beſtand. Unter der Borta über der Stirn zeigt ſich ein grünſeidenes Band, vielleicht zum Zeichen, daß ſie froher Hoffnung voll dem neuen Stande entgegengeht. Um den Hals trägt die wendiſche Braut ſtets eine Perlenkette, an der jedoch keine rothe

Perle zu finden ſein darf, wie denn überhaupt alles Rothe ſtreng vermieden, die grüne Farbe aber ſehr geliebt wird. Von ſonſtigem Schmuck iſt als national wendiſche Zier nur noch zu erwähnen die „Flizur," ein über Bruſt, Schultern und Rücken reichendes, drei bis vier Zoll breites Stück weißer Leinwand, das in viele Falten gelegt und mit grünſeidenem Bande eingefaßt wird. Der Rock beſteht aus ſchwarzem, in enge Falten gelegtem Tuche. Darüber trägt die Braut zwei Schürzen, eine Unterſchürze von Kattun und eine Ueberſchürze von weißem geſtickten Zeuge.

Obwohl dieſe Tracht die gewöhnliche iſt, wird ſie doch nicht aller Orten getragen. In der Gegend von Muskau und tiefer in die Spreewälder hinein kleidet ſich die Braut ganz anders. Die national wendiſche Borta verſchwindet hier gänzlich. Statt derſelben umwindet man den ganzen Kopf ſo dicht mit hellgrünen Bändern, daß es ſcheint, als habe die Braut ein eng anliegendes grünſeidenes Mützchen aufgeſetzt. Am Scheitel wird ein kleines Kränzchen von Raute feſtgeſteckt, und von dieſem Kränzchen bis zum Gürtel herab läßt man ein Büſchel von grüner und weißer gezupfter Seide flattern. Dem Brautanzuge allemal entſprechend iſt die Tracht der Züchtjungfer, nur daß dieſer der Rautenkranz fehlt.

Von den mancherlei unwesentlichen Abweichungen, die hin und wieder vorkommen, muß ich noch die Tracht der Züchtjungfern katholischer Konfession erwähnen, wie sie meistentheils unter den um Bautzen wohnenden Wenden vorkommt. Ihr Hauptschmuck besteht aus einem anderthalb Hände breiten hellrothen Bande mit dunkelrothen Blumen, dessen am Hinterkopf angebrachte Schleifen bis zum Gürtel herabfallen. Den Hals schmücken vier Korallenschnüre, an deren jeder im Nacken eine seidene Schleife prangt. Von diesen Schleifen ist die oberste am kleinsten, die unterste am größten. Mehrere Perlenschnüre schließen sich unten den Korallen an, und endlich folgen zwei, drei, auch wohl noch mehr Reihen gehenkelte schwere Gold- und Silbermünzen, die fast die ganze Brust bedecken; über diesen Münzen aber sieht man ein goldenes Kreuz hängen.

Die Tracht des Bräutigams hat nichts besonders Ausgezeichnetes, nur daß an manchen Orten, z. B. in Schleife, dem Bräutigam das Rautenkränzchen wie der Braut am Scheitel befestigt wird, möchte der Erwähnung werth sein. Im Uebrigen trägt er sich einfach und entsprechend der Kleidermode, die eben Geltung hat. Ein Rosmarinzweig, der auch der Braut nicht fehlt, steckt gewöhnlich im Knopfloche des Rockes.

Beim Hochzeitsmahle gelten unter den Wenden faſt dieſelben Regeln wie unter den Deutſchen, nur ſitzen Männer und Frauen einander gegenüber, nicht an getrennten Tafeln. Die Tafel ſelbſt bildet immer einen rechten Winkel und wird ſo geſtellt, daß die Tiſchecke der Stubenthür gegenüber im Zimmerwinkel ſich befindet. Hier nehmen Braut und Bräutigam Platz, ſo daß zwiſchen beiden die Tiſchecke bleibt. Dieſer Ehrenplatz heißt deshalb auch „der Brautwinkel.“ Zur Rechten der Braut ſitzt deren Slonka, links vom Bräutigam die Slonka dieſes. Beide Ehrenperſonen ſind während des Mahles gewiſſermaßen die Beaufſichtiger und Moderatoren des Brautpaars. Sie legen ihren Schütz- und Pfleglingen die Speiſen vor, beſtimmen was und wie viel ſie eſſen ſollen, und geben vor Allem Acht, daß die vor den Brautleuten aufgeſtellten beiden Lichter ja von Niemand geputzt werden.

Schon während der Tafel beginnen die Gäſte in den Pauſen zu tanzen. Gewöhnlich wird dazu die Scheuertenne benutzt. Theilnehmen an dieſem Vergnügen darf Jeder mit alleinigen Ausſchluß des Bräutigams, der am Hochzeittage ſich ganz ſtill verhalten muß. Dagegen ſieht man es gern, wenn die Braut recht viel tanzt. Sie hat an dieſem Ehrentage das Recht, die Tänzer ſich zu wählen, überhaupt ihnen Vorſchriften zu geben,

und bei jedem neu beginnenden Reigen den Vortanz. Fehlt es zufällig einmal an einem Partner, so muß einer der Ehrendiener des Bräutigams (ein Swat) den Lückenbüßer machen und mit der Braut tanzen. Der eigentliche große Tanz beginnt erst nach beendigtem Mahle und nachdem der Braska abgebetet, auch die jungen Eheleute durch vermahnende Rede zu einem ehrbaren christlichen Lebenswandel aufgefordert hat. Seltsam und nur den Wenden eigenthümlich ist die Sitte, daß beim Verlassen der gemeinsamen Tafel die Braut über den Tisch schreiten und auf der andern Seite herabspringen muß. Ehe es dahin kommt, pflegen die Züchtjungfern dem Bräutigam gewöhnlich den Hut, die Ehrendiener des Bräutigams aber der Braut einen Schuh zu rauben. Beide Gegenstände müssen durch Geldgeschenke wieder eingelöst werden. Während der ganzen Dauer des Mahles sammeln sich die jungen Mädchen des Dorfes im Brauthofe und stimmen eine Menge theils geistlicher, theils weltlicher Lieder an, Gesänge voll slavischer Naivetät, reich an wahrer Volkspoesie und leider viel zu wenig gekannt. Sie erhalten dafür reiche Spenden an Bier, Butter, Brod und Käse, und entfernen sich erst beim Aufbruche der Gäste von der Tafel.

Um die Zeit, wo sich das Brautpaar zurückzuziehen pflegt, umringen die anwesenden Männer den Bräutigam,

Frauen und Mädchen die Braut, und geben sie erst nach längerem Sträuben wieder frei. Der Braut wird hierauf Borta und Kranz genommen und die Haube aufgesetzt. Unter Gesang und Musik begleiten dann sämmtliche Hochzeiter die Neuvermählten bis an die Schwelle des Schlafgemachs. Nur der Braska und die Slonka der Braut dürfen es mitbetreten, um Zeugen des Gebets der jungen Eheleute zu sein und den Segen des Himmels auf sie herabzuflehen. Diese Ceremonie heißt „das Einsegnen in's Brautbett."

Der nächste Tag ist fast nur der Pflege des Leibes durch Speise und Trank gewidmet. Es wird zweimal gefrühstückt und abermals ein lang dauerndes Mittagsessen gehalten. Nach diesem zweiten Mittagsmahle werden auf besondere Aufforderung des Braska von den Gästen die Hochzeitgeschenke gegeben. Es geschieht dies in folgender Weise. Der Braska nimmt zwei übereinander gesetzte Teller, läßt sich damit neben dem Brautpaare nieder und legt ein paar Thaler darauf, indem er eine Anrede an die Anwesenden hält, in welcher er sagt, die neuen Eheleute müßten sich eine eigene Küche bauen, um etwa eintreffende Gäste gastfreundlich bewirthen zu können. Aus diesem Grunde nun bitte er um einige milde Gaben. Die Schenkenden treten hierauf der Reihe nach zu dem Braska, legen ein Geldstück auf den obersten Teller

und ſprechen dazu die ſtehende Formel: „Gott gebe, daß es euch viel helfe und mir wenig ſchade!“ Der Braska aber läßt die Münze auf dem Teller klingen, nennt den Namen des Gebers und legt ſie in den untern Teller. Jedem Einzelnen wird dabei das Glas des Braska gereicht, um daraus zu trinken, und dieſer hat dem Geber im Namen des jungen Ehepaars für das Geſchenk zu danken, was am Schluſſe des ganzen Schenkaktes dieſes nachträglich ſelbſt noch thut.

Nun erſt ſchicken ſich die Neuvermählten an, das Brauthaus zu verlaſſen und ihr eigenes Heimweſen zu beziehen. Die Brautdiener packen die Ausſtattung, die Geſchenke und in der Regel aus Eifer, den Vortheil der Braut im Auge zu behalten, mehrere ihr nicht zugehörende Gegenſtände, die ſpäter wieder zurückgegeben werden, auf Wagen und ſpannen die Pferde ein. Zugleich beginnen die Hochzeiter den Abſchiedsgeſang unter dem Spiel der Muſikbande. Während dieſes Geſanges, der ein Meiſterſtück ſlaviſcher Volkspoeſie genannt zu werden verdient, ſagt die Braut der Wiege ihrer Kindheit, ihrer glücklichen Jugend, Vater, Mutter, Geſchwiſtern, Geſpielen ein wehmüthiges Lebewohl. Dieſer Geſang rührt gewöhnlich nicht bloß die Braut, ſondern auch ſämmtliche Anweſende theils durch den Wortlaut, theils durch die

rührend melancholiſche Melodie zu Thränen, und wenn unter den klagenden Worten der Gäſte:

»Gute Nacht, alte Mutter mein, gute Nacht,
Nicht länger bin ich mehr euer Töchterlein,
Gehöre dem Mann, mein Herz das iſt ſein.«

die weinende Braut den Wagen beſteigt, bricht Alles in lautes Schluchzen aus. Voran der Wagen mit dem Ehepaare, gefolgt von den Gäſten und den mit Hausrath und Geſchenken beladenen Packwagen, die möglichſt glänzend ausgeſchmückt werden, um den Reichthum der Braut in's beſte Licht zu ſtellen, bricht der Hochzeitzug auf. Bevor er aber das Dorf verläßt, wird die Braut von den jungen Mädchen „verſchnürt“ und muß ihren Abzug mit Geldgeſchenken ebenſo erkaufen, wie ihren Einzug in den Ort, wo ſie künftig als Hausfrau wohnen und ſchaffen ſoll.

Sobald der Zug den Wohnort des Bräutigams von Ferne erblickt, beginnt von Neuem Geſang und Jubel der Begleiter. Es ſind im Munde des Volkes fortlebende Lieder, die von Geſchlecht zu Geſchlecht vererben, die Jeder kennt und zu ſingen weiß, und die immer in derſelben Reihenfolge bei jeder neuen Hochzeit abgeſungen werden. Sie ſind größtentheils naivſentimental und athmen einen friedliebenden Geiſt, der ſein höchſtes Glück in patriarchaliſchen Familienleben findet. — Im Hofe

ihres jungen Gatten wird die jugendliche Frau von ihrem Schwiegervater mit Kuß und Händedruck begrüßt, worauf sie ihren neuen Verwandten die üblichen Geschenke, den Zuschauern aber Kuchen und Bier reicht. Der Braska hält wieder eine ermahnende und belehrende Rede, die namentlich an die junge Frau gerichtet ist. Diese, wie alle übrigen bei wendischen Hochzeiten vom Braska gehaltenen Reden haben immer denselben Wortlaut.

Abermals setzt man sich nun zur Tafel, die nur aus wenigen Gängen besteht. Der jungen Frau liegt es dabei ob, nach dem ersten Gange einen Teller mit Brot eigenhändig derjenigen Familie im Dorfe zu bringen, die für die ärmste gilt. Nach dem Mahle endlich zerstreuen sich die Gäste und das junge Ehepaar wird von seinen Ehrendienern in die festlich geschmückte Kammer geleitet.

Von diesen bei wendischen Hochzeiten in der Oberlausitz üblichen Gebräuchen weichen mehrfach ab die in der Niederlausitz geltenden. Ich würde für diese Skizzen einen zu großen Raum beanspruchen müssen, wollte ich jede Kleinigkeit anführen, die „in der Haide" anders ist als „im Gefilde." Deßhalb beschränke ich mich bloß auf das Hauptsächlichste und vorzugsweise Charakteristische.

Der Brautwerber heißt in diesen Gegenden Pobratrka. Am Trauungstage pflegt er ein Schwert zu tragen und

beritten zu erſcheinen, was auch bei den Freunden des Bräutigams, Towariſe genannt, der Fall iſt. Bei der „Abbitte“ unmittelbar vor dem Aufbruche der Hochzeiter nach dem Brauthauſe, reitet der Pobratrka, falls ſie im Hofe von ihm gehalten wird, um Wagen und Reiter, und ſchlägt dreimal ein Kreuz mit dem Schwerdte. Kommt der Zug vor dem Wohnorte der Braut an, ſo reiten die Towariſe voraus, um ſich vom Ortsrichter die Erlaubniß zum Eintritt in's Dorf zu erbitten, ſprengen dann nach dem Brauthauſe und reiten ſo lange vor demſelben auf und ab, bis man ſie bemerkt und nun durch einen abgeſchickten Boten ihr Begehr erfährt. Bei Ankunft des Bräutigam's geht nur der Pobratrka ins Brauthaus. Er findet die Braut in vollem Schmuck trauernd zwiſchen ihren Züchtjungfern ſitzend, mit beiden Händen das Geſicht verhüllend. Nach kurzem Gruße ſchlägt er mit dem Schwerte auf den Tiſch und fragt, was die Braut koſte? Es iſt herkömmlich, 80 Thaler für ſie zu verlangen, eine Summe, die der Brautwerber zu hoch findet, da er ſehr viel an der Braut auszuſetzen hat. Die Towariska der Braut muß ihre Schutzbefohlene vertheidigen, was denn in der Regel zu einem bald länger, bald kürzer dauernden witzigen Streite führt, der endlich mit Entſchleierung der Braut und deren Verkauf für 50 Thaler endigt. Die Towariska verlangt

5 harte Thaler Aufgeld, die auch erlegt werden. Erst nach diesen Förmlichkeiten giebt man dem Pobratrka aus einem mit Raute umwundenen Glase den Begrüßungstrunk und putzt ihn in üblicher Weise mit Blumen und Bändern heraus. Die älteste Züchtjungfer überbringt dem Bräutigam Kranz und Rosmarienstengel nebst einem weißen Tuche, dem Geschenk seiner Braut. Er nimmt Alles im Empfang mit der Versicherung, daß ihm jedes einzelne Geschenk werth, das Liebste ihm aber die Braut sei. Darauf trinkt er den dargereichten Ehrentrunk und reicht das geleerte Glas über die rechte Schulter dem ältesten Ehrendiener, der es ihm in die Tasche steckt. Erst nach der Trauung darf er es wieder zurück geben. Beim Zuführen der Braut erlaubt man sich, wie bei den Oberwenden, allerhand Scherze, nur daß man in der Niederlausitz noch etwas weiter geht und die erste als Braut erscheinende schlumpige Alte vom Bräutigam mit Stockschlägen fortgejagt wird. Bei der Fahrt zur Kirche ist zu erwähnen, daß gleichsam als Oberaufseherin der Wagen und der ganzen Gesellschaft eine alte Frau, die Balka, mitfährt, und so lange Fahrt und Trauhandlung dauern, den Wagen nicht verlassen darf. Nach der Trauung wird vor dem Kirchhofe der „Brauttanz" aufgeführt, eine Art Polonaise, die der Probatrka mit der Braut eröffnet, worauf alle der Reihe

und dem Range nach mit der Braut tanzen, mit alleiniger Ausnahme des Bräutigams. Dieſer Tanz wird vor dem Hochzeithauſe nochmals wiederholt. Das Erpreſſen von Geldgeſchenken durch die jungen Leute des Dorfes mittelſt Vorhalten bunter Bänder kömmt auch hier vor, doch iſt es mit weniger Umſtändlichkeiten verbunden.

Auch in der Tracht weichen die Wenden der Niederlauſitz ab von ihren Stammesbrüdern in der Oberlauſitz. So fällt z. B. bei der Braut die Borta ganz weg. Statt derſelben umwindet man das Haar derſelben mit Bändern, wie in der Gegend von Muskau, nur bedient man ſich dazu verſchiedenfarbiger Bänder. Ueber der Stirn umſäumt das Haar ein ſchmaler Streifen weißſeidenen Bandes, dann folgt grünes, weiß gewürfeltes und endlich ganz ſchwarzes Band. Den Scheitel ziert ein kleiner Kranz ſeidener Schleifen von gelber und blauer Farbe. Daran wird noch beſonders der Rautenkranz befeſtigt. Der ganze Kopfputz heißt „Hupatz.“ In einigen Orten nimmt man zum Kranze ſtatt der Raute ausnahmsweiſe Myrthe, noch öfter aber Eppichblätter, und wo dies üblich iſt, legt man der Braut auch Eppichblätter in die Schuhe. Gewöhnlich trägt die Braut an ſolchen Orten den ſogenannten Slabnik, einen Reif von Gold, auf dem der Kranz ruht. Bräute mit

dieſem Goldreif gehen dann zur Trauung mit lang wallendem Haar, um das vier lange grüne Bänder flattern. Die Brautführer (Towariski), unverheirathete junge Leute, haben für das Brautpaar einen Thronhimmel von geſtickten weißen Tüchern zu erbauen über den Sitzen, welche die Neuvermählten bei Tafel einnehmen, auch müſſen ſie jedem geladenen Gaſte ein roth- und blaues Band überreichen, das mit Goldflittern eingefaßt iſt und um den Hut geſchlungen wird — die Landesfarben der Lauſitz.

Bei Tafel gelten im Allgemeinen dieſelben Gebräuche, wie bei den Wenden der Oberlauſitz, desgleichen hinſichtlich der Ceremonie des Schenkens. Abſchied und Abreiſe der Braut aus dem väterlichen Hauſe erfolgen ebenfalls unter Muſik und Geſang der Gäſte. Man weiß es immer ſo einzurichten, daß beim Einzuge der jungen Frau in das Haus ihres Mannes noch Dunkelheit herrſcht. Ehe die Braut den Hof betritt, läßt ſie eine mitgebrachte Henne heraus laufen. Bleibt dieſe ruhig im Hofe, ſo bedeutet dieß ein glückliches, zufriedenes Leben der jungen Eheleute, flattert ſie aber unruhig umher oder ſucht gar das Weite, ſo wird die Ehe nicht ohne Stürme bleiben. Vor dem Eintritt in das Haus wird ein Topf gegen die Thür geworfen, daß er zerbricht; hierauf ergreift der junge Mann die Hand ſeiner

Frau und geleitet ſie über eine an der Schwelle liegende Axt in's Zimmer, wo die größte Dunkelheit herrſcht, denn das Heerdfeuer iſt vorher ſorgfältig verdeckt worden. Bald darauf aber erhellt man das Zimmer und begrüßt die neue Gebieterin. Dieſe hat nun allen Anweſenden ein Stück friſch gebackenen Brodes zu überreichen, auch gleiche Stücke an alle Haushaltungen des Dorfes zu überſenden. Als eine Eigenthümlichkeit iſt noch zu erwähnen, daß die Wenden ſich nie Donnerſtags trauen laſſen. Dieſer Tag wird, wie bei den Deutſchen der Lauſitz Mittwoch, für einen unglücklichen Tag gehalten. Auch hat der junge Mann wohl darauf zu achten, daß er einen andern Weg zur Trauung, und einen andern bei der Rückkehr aus der Kirche mit ſeiner Braut einſchlägt. — Wer einen und denſelben Weg wandeln wollte, würde nach dem Volksglauben nur Unglück in ſeinen Hausſtand mitbringen.

b) Bei Tod und Begräbniß.

Die Wenden ſind ein frommes, in religiöſen und kirchlichen Angelegenheiten orthodoxes Völkchen. Wie ſie unverbrüchlich feſthalten an den Ueberlieferungen ihrer Urväter und mitten im Wandel der Zeit, in politiſchen und ſocialen Revolutionen treu bleiben ihren alten, zum

Theil noch aus heidnischer Vorzeit stammenden Sitten und Gebräuchen, eben so beharrlich zeigen sie sich auch als Mitglieder christlicher Gemeinschaften. Der katholische Wende ist mit ganzer Seele Katholik, wovon er erst in neuerer Zeit den schlagendsten Beweis gegeben hat. Nirgends fand der neu aufkommende Deutschkatholicismus unfruchtbarern Boden, größere Abneigung, entschiedenere Gegner, als unter den katholischen Wenden der Lausitz. Ich glaube nicht, daß zwanzig Personen dem alten Glauben entsagt haben. Der Protestant dagegen ist eben so eifriger Bekenner seiner Lehre, und lebt und stirbt für sie.

Fühlt der Wende sein herannahendes Ende, so bereitet ihm seine Familie das Sterbelager. Man trägt nämlich frisches Stroh in's Zimmer, breitet ein weißes Tuch darüber und legt auf dieses mehr als einfache Lager den Kranken. Während des Sterberöchelns öffnen die Umstehenden einen Fensterflügel oder die Thür, um die Seele des Scheidenden bei ihrem Fluge zum Himmel nicht aufzuhalten.

Alle Wenden behandeln und pflegen ihr Vieh mit großer Vorliebe und zählen es gleichsam mit zur Familie. Ganz besondere Aufmerksamkeit aber schenken sie der Bienenzucht, die, namentlich in den Haidestrichen, einen wichtigen Erwerbszweig bildet. Was daher immer im

Hauſe geſchieht, die Pferde und das Rindvieh werden davon in Kenntniß geſetzt, den fleißigen Bienen wird davon Nachricht gegeben. Stirbt der Beſitzer eines Hofes, der viele Bienen hielt und deshalb den Namen „Bienenvater“ führte, ſo geht der Sohn oder doch ein Verwandter des Verewigten in's Bienenhaus, klopft mit leiſem Finger an jeden Stock und verkündet den Bienen den Tod ihres Pflegers mit den ſolennen Worten: „Bienchen, ſteht auf, euer Wirth iſt geſtorben.“ Dem Laſt- und Nutzvieh aber ſagen Knecht oder Magd am Tage des Begräbniſſes im Augenblick, wo die Träger den Sarg heben, daß ihr Herr beerdigt werde, wobei das Vieh aufgejagt und ihm etwas Futter vorgelegt wird.

Bei den Deutſchen iſt, wie früher gemeldet worden, der Todtengräber auch zugleich der Grabebitter. Die Wenden kennen beide Perſönlichkeiten nicht, das Grabmachen geht in der ganzen Gemeinde der Reihe nach herum, und zwar ſo, daß beim Ableben eines Erwachſenen zwei Männer, beim Tode eines Kindes bloß Einer zum Aufwerfen des Grabes beordert werden. Die Einladung zur Leichenbegleitung beſorgt man durch das bei allen Gemeindeangelegenheiten übliche Herumſchicken der Gemeindekeule. Dieſe trägt der Nachbar dem Nachbar zu, bei der Abgabe den Gegenſtand nennend, weshalb ſie

herumgeht. An manchen Orten bedient man ſich auch zur Anmeldung von Todesfällen eines ſchwarzen Stockes, der gewöhnlich in den Hof geworfen und dabei der Name des Verſtorbenen laut genannt wird.

In einem wendiſchen Trauerhauſe herrſcht bis zum Begräbnißtage des Verſtorbenen die tiefſte Ruhe. Alle Arbeit, ſelbſt die nöthigſte, wird eingeſtellt. Man rührt keinen Dreſchflegel, ſchwingt kein Beil, läßt Feld und Wieſe unbeſtellt. Nur Abends beim weithin leuchtenden Kaminfeuer kommt die Familie zuſammen, um Sterbe- und Troſtlieder zu ſingen, woran bisweilen auch die nächſten Nachbarn Theil nehmen, die ſich ebenfalls in Haus und Hof größter Ruhe möglichſt befleißigen. Größer wird der Zufluß von Menſchen im Trauerhauſe am Abend vor dem Begräbniß, denn jetzt finden ſich nicht bloß die Leidtragenden und Nachbarn ein, ſondern jede Haushaltung im Orte ſchickt einen Vertreter in's Trauerhaus. Dieſe oft ſehr zahlreiche Geſellſchaft umgibt den bereits aufgeſtellten Sarg, auf deſſen Deckel gewöhnlich eine blanke Axt gelegt wird, und unterhält ſich monoton genug bis tief in die Nacht hinein mit Abſingen von Troſt- und Sterbeliedern. Sehr bezeichnend nennt man dieſe wendiſche Todtenwache „den wüſten Abend“ (pusty wecor)

In Gemeinden, die ihre eigene Kirche haben, wird der Verſtorbene zu Grabe getragen, bei in benachbarte Dörfer eingepfarrten Orten aber führt man den Sarg auf einen Leiterwagen bis in die Nähe der Kirche, wo er zuerſt auf die bereit ſtehende Bahre geſetzt und auf den Kirchhof getragen wird. Die Leiter, auf welcher der Sarg ſtand, wirft der Fuhrmann vor dem Dorfe ab und hier bleibt ſie unangetaſtet liegen, bis Wind und Wetter ſie zerſtören. Bei der Rückkehr aus der Kirche werden faſt überall Schemel oder Bänke, auf denen der Sarg im Trauerhauſe ſtand, während der Dauer des Begräbnißtages umgekehrt. Daſſelbe geſchieht hin und wieder auch mit dem Wagen, der die Leiche zur Kirche geführt. Von kirchlichen Ceremonien iſt als den Wenden eigenthümlich nur „das Lebewohl“ oder „gute Nacht“ (dobra nòc) zu nennen, das der Geiſtliche nach gehaltener Predigt im Namen des Verſtorbenen jedem ſeiner Verwandten, allen Freunden, Pathen ꝛc. einzeln zuruft. Es enthält daſſelbe einen Dank für alles im Leben ihm erwieſene Gute.

Die Trauerzeit hält der Wende ſehr gewiſſenhaft ein, vor Allem die tiefe Trauer, welche vier Wochen dauert. In dieſer Zeit dürfen gewiſſe häusliche Verrichtungen nicht vorgenommen werden. Streng verpönt z. B. iſt es, Lauge zu bereiten, oder Wäſche in Lauge aufzu-

brühen. — Höchſt eigenthümlich und meines Wiſſens nur bei den Wenden üblich iſt die Trauerkleidung der Frauen. Deutſche und andere Nationen kleiden ſich bekanntlich zum Zeichen, daß ſie Leid tragen um einen Abgeſchiedenen, ſchwarz oder doch dunkel; die Wenden der Lauſitz dagegen hüllen ſich in blendend weiße Gewänder. Man nimmt dazu gewöhnlich feines Linnengewebe und hüllt ſich darin von Kopf bis zu Fuß, nichts frei laſſend als Augen und Hände. Die Oberwendinnen tragen außer dieſem Ueberwurf noch ein die ganze Stirn bedeckendes mindeſtens drei Zoll breites weißes Linnenband, die Bewohnerinnen der Haide aber ein Mundtuch, ebenfalls von weißer Leinwand. Am beliebteſten iſt dieſe Art der Trauer in dem von zahlloſen Flußarmen, Teichen und Sümpfen durchſchnittenen Spreewalde. Hier begegnet man häufig ganzen Reihen ſolcher weiß gekleideter Geſtalten, die auf ſchmalen Steigen, auf hohen Dammwegen im Düſter des Waldes ſchweigend wie Geiſter vorüberwandeln, oder in dunkeln Kähnen über den zitternden Waſſerſpiegel gleiten. — Die Männer behalten auch für die Zeit der Trauer ihre gewöhnliche Sonntagstracht bei, ohne beſondere Auszeichnung. Nur in einzelnen Orten iſt es Brauch, daß während der tiefen Trauer die nächſten männlichen Anverwandten eines Verſtorbenen beim Kirchenbeſuch einen ſehr breit-

krempigen Hut tragen, der zum größten Theil das Gesicht verdeckt. Wo dieser Hut getragen wird, bleibt der Trauernde während des Gottesdienstes mit bedecktem Haupte sitzen.

c) Geſellige Vergnügungen.

Frohsinn und Heiterkeit sind Haupteigenschaften des wendischen Stammes. Selbst in trüben Zeiten verleugnet sie der Wende nie, im Glück beherrschen sie all' sein Thun und Treiben. Der Ruhe genießend in seiner umfriedeten Wohnung, wie bei angestrengter Arbeit auf Flur und Feld verkündet er durch Gesang, wie wohl ihm zu Muthe ist, und ist das Tagewerk vollbracht, bannt ihn die rauhe Jahreszeit in's Haus, so vertreibt er sich auch hier die Zeit mit Singen und Jauchzen, mit Spiel und Tanz. Besonders sind es die langen Winterabende, die diesem Hange, das Leben von der heitersten Seite zu nehmen, Vorschub leisten. In keinem deutschen Orte ist das Gesellschaftsleben so ausgebildet wie auf wendischen Dorfschaften. Hier vergeht im Herbst und Winter kein Tag ohne fröhliche Zusammenkünfte der Jugend, und bei diesen Zusammenkünften spielt der Gesang vom Volke gedichteter Lieder, denen poetischer Gehalt nicht abzusprechen ist, eine Hauptrolle. Diese

Gesangeslust der Wenden hat dem wendischen Volksliede eine Ausbildung gegeben, die bei dem Mangel einer selbstständigen Literatur überraschen muß. Die Zahl der Volkslieder ist sehr groß und sie sind im Munde jedes Wenden. Der Sohn lernt sie vom Vater, die Schwester vom Bruder, und kaum möchte ein Jahr vergehen, in welchem nicht neue entstehen, ohne daß irgend Jemand die Verfasser anzugeben weiß. Der Eine dichtet in fröhlicher Laune nach bekanntem Rhythmus und ansprechender Melodie einen Vers, der Andere fügt antwortend einen zweiten hinzu. So hat sich ein reicher Liederschatz unter diesem rundum von Deutschen dicht eingeschlossenen kleinen slavischen Volksstamme gebildet, der leider viel zu wenig gekannt ist. Man schätzt im Ganzen die Zahl dieser Lieder auf mehr als 500, die ihrem Inhalte nach in Feldlieder, Tanzlieder, Hochzeitlieder und Bittlieder zerfallen, ohne die sogenannten „Sätzchen" und „Legenden," die ebenfalls im Liedertone gehalten sind. Bei der Arbeit auf dem Felde verkürzt sich der wendische Bauer die Zeit mit Absingen der erstern, bei Tanz, Hochzeiten und Bittgängen, wobei man scherzweise Brot und Bier von einem Hauswirthe erpreßt, werden die übrigen gesungen. Die „Gesetzchen" stimmt der tanzende Bursche zu Ehren seines Mädchens an, wenn er ihr einen Tanz in der Schenke kauft und

damit das Recht des „Vortanzens“ gewinnt. Außerdem kennt der Wende noch „Rundgesänge,“ die in den Gesellschaften von Burschen und Mädchen gemeinschaftlich gesungen werden. [1]) Das gesellige Zusammenleben der Wenden in der Familie beginnt seit undenklichen Zeiten regelmäßig am Burkhardstage (den 11. Octbr.) Dies ist die Zeit, wo die Spinngesellschaften (psaza) feierlich eröffnet werden und nun ununterbrochen den ganzen Winter hindurch bis zum Aschermittwoch dauern, an welchem Tage sie aufhören. Das Flachsspinnen ist den Wenden eine liebe Beschäftigung, der sich Männer und Frauen, das Alter und die Jugend hingeben. Es ist wichtig für das Hauswesen, für den Wohlstand der Familie, da in den fruchtbaren Gefilden, die sie bewohnen, der Flachsbau vortrefflich gedeiht und jeder Hauswirth seinen Bedarf an Linnenzeug durch eigenen Fleiß zu beschaffen sucht. Im Sommer können sich nur ältere Leute mit Spinnen beschäftigen, im Winter aber, wo die Feldarbeit ruht, spinnt Jedermann, und ein wendisches Dorf schnurrt daher an dunkeln Herbstabenden von schwirrenden Spinnrädern wie eine Spinnfabrik.

---

[1]) Eine höchst werthvolle Sammlung wendischer Volkslieder haben Haupt und Smaler herausgegeben, zwei gründliche Kenner wendischer Art und Sitte.

Um nun diese Spinnabende so unterhaltend wie möglich zu machen, treten bekannte und verwandte Familien eines und desselben Ortes zusammen und bilden ein Kränzchen. Die Mitglieder desselben versammeln sich um Sonnenuntergang in einem der dazu gehörigen Höfe, der dann für dieses Jahr der Sammelplatz Aller bleibt. In jedem Winter wechselt man, damit die Kosten der Gastfreundschaft auf Alle gleich vertheilt werden. Jede dieser Spinngesellschaften, die selten aus mehr als zehn bis zwölf Familien bestehen, hat zur Leitung des Gesanges ihre Vorsängerin, der es obliegt, die zu singenden Lieder anzufangen und auf Takt und Ordnung zu sehen. Solche Vorsängerinnen sind geachtet und nicht wenig gesucht. Daher kommt es, daß Personen, welche genöthigt sind, bei Fremden Dienste zu nehmen, dann am liebsten von den Hofbesitzern genommen werden, wenn sie viele Lieder kennen, und eine wohlklingende Stimme besitzen. Außer bei Eröffnung der Spinnabende am genannten Tage wird während der Sitzungen sehr frugal gelebt, auch nie in der Arbeit eine Pause gemacht. Nur Sonnabend feiern die fleißigen Hände kurze Zeit zwischen neun und zehn Uhr Abends, und diese kurze Ferienzeit heißt „die halbe Spinte“ (pól psazy).

Abwechselung ist die Würze des Vergnügens. Auch das fröhlichste Herz wird matt, der munterste Geist

ſtumpft ſich ab, wenn es an friſcher Anregung fehlt und in geſelligem Verkehr immer nur ein und daſſelbe getrieben wird. Darum ſorgen die jungen Burſchen dafür, von Zeit zu Zeit friſches, wo möglich keckes Leben in die Spinngeſellſchaften zu bringen. Dieß geſchieht, indem ſie bald da, bald dort ſich zu Beſuch anmelden, öfter aber noch durch unerwartetes Erſcheinen, was dann jedesmal mit Kurzweil und allerhand ergötzlichem Maskenſpiel verbunden iſt. Wird der Beſuch vorher angemeldet, ſo legen die ſpinnenden Mädchen zuſammen, um ihre Gäſte zu bewirthen, die ihrerſeits es ebenfalls nicht an mitgebrachten Lebensmitteln fehlen laſſen, wie man ſie auf dem Lande liebt. Bis zehn Uhr, wo die Arbeit regelmäßig eingeſtellt wird, tragen bei ſolchen Beſuchen die jungen Burſche die Koſten der Unterhaltung, indem ſie Wettgeſänge anſtimmen, Mährchen erzählen und allerhand Poſſen treiben. Hat es zehn geſchlagen, ſo verſtummt das Schnurren der Räder, die tanzenden Spindeln werden bei Seite gelegt, die Paare ordnen ſich zum Tanze und die ganze Spinngeſellſchaft jubelt und tobt oft bis zum dämmernden Morgen, wo dann die Burſchen die ländlichen Schönen nach Hauſe begleiten. Unangemeldete Beſucher erſcheinen maskirt, gewöhnlich in der Verkleidung eines ungeſtaltenen Pferdes, das durch ſeine poſſierlichen Sprünge die Mädchen ergötzt, manchmal auch wohl

erſchreckt. Es läßt ſich von den Spinnerinnen füttern, und nachdem es genug Tollheiten getrieben hat, entpuppt es ſich, um mit ſeinen Gefährten die Mädchen zum Tanz zu führen.

Am letzten Spinnabende, dem Aſchermittwochstage, iſt es Brauch, dieſe winterlichen Vergnügungen feierlich zu tödten. Die Spinte wird „erſtochen.“ Zu dieſem Beſuche erſcheint einer der luſtigſten Burſchen mit einem Spieß oder Degen bewaffnet, in deren Ermangelung auch eine Ofengabel nicht verſchmäht wird, und durchſticht einen aufgeputzten Rocken. Mit dieſem luſtigen Rockenmorde ſchließen jedes Jahr die ländlichen Geſellſchaftsabende der Wenden.

Wir haben geſehen, daß es um die Oſterzeit bei den Deutſchen der Lauſitz Sitte iſt von Hof zu Hof zu ziehen und geiſtliche Lieder oder Motetten mit Muſikbegleitung zu ſingen. Auch bei den Wenden begegnen wir einer ähnlichen Sitte. Nur ſind es hier nicht die angeſtellten Chorſänger der Gemeinde, ſondern die Mitglieder der Spinngeſellſchaften, und zwar meiſtens bloß die jungen Mädchen jeden Ortes. Dieſe treten während der ganzen Faſtenzeit zuſammen und ſingen Abends geiſtliche Lieder. Wie in den Spinnſtuben, richtet ſich die Geſellſchaft auch bei dieſen Singübungen nach einer leitenden Vorſängerin. Am feierlichſtem begeht man die heilige

Osternacht. Mit dem Glockenschlage zwölf verlassen sämmtliche Singgesellschaften ihre Versammlungsorte und wandeln singend durch das Dorf. Bei diesem „Umgange“ ist es gebräuchlich, vor jedem Hause anzuhalten und die Zahl der zu singenden Lieder nach der Zahl der einzelnen Hausbewohner zu bemessen, worüber denn gewöhnlich die ganze Nacht vergeht. Ein zweiter von Gesang begleiteter Umzug beginnt nach beendigtem Nachmittagsgottesdienste. Zu diesem sammeln sich die Sängerinnen in höchstem Feiertagsstaate in der Kirche und eröffnen den Umgang durch einen auf dem Kirchhofe anzustimmenden Gesang. Mädchen fremder Orte, die keine eigene Kirche haben, pflegen singend durch die Felder zu wandeln, und mit dem Eintritt in ihr Dorf den gewöhnlichen Umgang zu halten.

Die wendischen Burschen, ungenügsamer als die Mädchen, schaffen sich lustigere Vergnügungen. Das beliebteste unter diesen sind die sogenannten „Wurstbrüderschaften.“ Ihr tolles, ausgelassenes Wesen treiben dieselben nur in der eigentlichen Fastnachtswoche. Hauptzweck dieser Brüderschaften ist, von Haus- und Hofbesitzern möglichst viele Geldgeschenke und andere Gaben, namentlich Butter, Eier, geräuchertes Fleisch ꝛc. zu erbetteln. Sie ziehen zu diesem Behufe in Maskenkleidern mit lärmender Musik durch die Dörfer, machen vor

jedem Hauſe Halt, treiben tolles Zeug und laſſen die Muſik dazu aufſpielen. Mit Anbruch des Abends begiebt ſich die Wurſtbrüderſchaft in den Krug oder Kretſcham, läßt für das empfangene Geld Bier auftragen, tractirt mit den geſammelten Eßwaaren die ſich einfindenden Mädchen und durchſchwärmt tanzend die Nacht. Beſonders luſtig geht es zu am letzten Tage dieſer Maskopei. Jeder Theilnehmer, Burſchen wie Mädchen, erſcheinen in feſtlichem Schmucke. Den Mädchen wird in beſonders lebhafter Weiſe der Hof gemacht, wofür ſie jedoch ebenfalls eine Gabe an Geld erlegen müſſen, um für die zuſammenkommende Summe recht lange jubeln und ſchwärmen zu können. Gewöhnlich iſt man aber ſo freigebig, daß alle Gaben nicht ausreichen die Koſten zu decken, weßhalb am Ende des wendiſchen Carnevals die Wurſtbrüder in ihre eigene Taſche greifen und das Fehlende ergänzen müſſen.

II.

Auf deutsch-dänischem Boden.

1. Der Mövenpreis.

Vor langen, langen Jahren ging ein Wanderer des Nachts von Fahrdorf am ſüdlichen Schleiufer nach dem uralten Haddebye. Es war heller Himmel und ſtilles Wetter, was eine Seltenheit iſt an den Ufern der Schlei. Als er den Damm überſchritten hatte, der zwiſchen beiden Orten durch die Schlei ſetzt, warf er zufällig einen Blick hinüber nach der Altſtadt des lang geſtreckten Schleswig, deren Dom in der Dämmerung der hellen Sommernacht deutlich zu erkennen war. Plötzlich bemerkte er auf dem breiten, ſtillen Waſſerſpiegel ein ſeltſames Glänzen und Flimmern. Als würden tief im Grunde tauſend Lichter angezündet, ſo leuchtete es über den Wellen. Die ſonderbare Helligkeit war genau an der Stelle, wo die Schleiinſel, der Mövenberg, als ſanfter grüner Hügel ſich aus den Gewäſſern erhebt. Daß auf dieſem Berge vor vielen hundert Jahren einmal eine Burg geſtanden habe, die ehemalige Reſidenz der Herzöge von Schleswig, das war dem Wanderer wohl bekannt; jetzt aber ſah er den ganzen entzückenden

Wunderbau dieſer Burg wieder emportauchen, ſo daß es ihm faſt grauſte. Den Blick unverwandt dieſem wunderbaren Schauſpiel zukehrend, ſchritt der nächtliche Wanderer fürbaß. Bald hörte er nicht mehr das Geräuſch ſeiner Tritte, und als er zur Erde blickte, befand er ſich zu ſeinem größten Erſtaunen mitten auf dem glitzernden Strome. Die Wogen rollten dicht unter ihm fort, und doch ward ihm nicht einmal die Spitze des Fußes davon benetzt. Er mußte daher wohl annehmen, daß ganz beſondere Mächte ſchützend die Hand über ihn hielten. Zwar klopfte ihm das Herz vor Bangigkeit, aber die Neugierde war doch noch ſtärker als die Furcht, und trieb ihn unaufhaltſam vorwärts. So erreichte er denn die Inſel, die jetzt ein koloſſaler Bau in alterthümlicher Pracht ſchmückte. Alle Fenſter waren hell erleuchtet, beſonders ſchön aber ſtrahlte die weit offenſtehende Pforte. Dahin wandte der Wanderer ſeine Schritte. Als er nun in den Schloßhof trat, ſah er eine große gelbe Blume von ſeltener Schönheit in deſſen Mitte blühen, aus deren Kelche die unbegreifliche Helligkeit zu ſtrahlen ſchien. Der Duft dieſer Blume war wo möglich noch verführeriſcher als ihr Glanz. Kecker und ſicher geworden, ſtreckte der Wanderer ſeine Hand danach aus und brach ſie ab, dem Innern des Schloſſes zuſchreitend. Wie von Geiſterhänden geöffnet, thaten ſich alle Thüren vor ihm auf,

und eine Pracht, ein Reichthum zeigte ſich, wie er ihn nie zuvor, ſelbſt nicht in Träumen, geahnt hatte. Gold und Silber war in ſolchen Maſſen vorhanden, daß er der Verſuchung nicht wiederſtehen konnte, etwas von dieſem Ueberfluſſe ſich anzueignen. Er durfte es ungeſtraft thun. Als er ſich nun die Taſchen tüchtig gefüllt und nebenbei das Innere des Schloſſes genau betrachtet hatte, das leider von Niemand bewohnt zu ſein ſchien, trat er wieder den Rückweg an. Bei dem Aufnehmen der mancherlei Koſtbarkeiten legte er die glänzende Wunderblume aus der Hand und ohne weiter auf ſie zu achten, verließ er die geheimnißvollen Hallen. Eine Stimme, die er laut hinter ſich die Worte rufen hörte: „Vergiß das Beſte nicht!“ beſchleunigte noch ſeine Schritte. Das Beſte aber war die gelbe Blume, der Schlüſſel zu den unermeſſlichen Schätzen der Jurisburg. Der glückliche Wanderer erreichte unbehindert ſeine Wohnung, ſah ſich auch andern Tages in Beſitz bedeutender Reichthümer, die Burg aber ſtieg nie mehr vor ſeinem Augen auf, ſo oft ihn auch die Neugierde des Nachts an die Ufer der ſtill dahinſtrömenden Schlei lockte.

So lautet die Sage von den verborgenen Schätzen des Königs Abel im Munde des Volkes. Abel war ein verworfener, wilder Menſch, ein Königs- und Brudermörder, der nach ſeinem Tode keine Ruhe in geweihter

Erde fand, und deshalb hinter dem Gottorper Teiche im Buchengehölz des Thiergartens begraben wurde. Dort sieht man noch heute sein vereinsamtes, von Jedermann geflohenes Grab, sein Geist aber geht um als Gespenst in dem ihm angewiesenen Reviere des Thiergartens und alljährlich in der Nacht, wo er seinen Bruder Erich erschlagen ließ, auf dem Mövenberge und an den Ufern der Schlei.

Von der Jurisburg, deren Existenz sich historisch nachweisen läßt, sieht man heutigen Tages nur noch wenige Mauerüberreste, und eine nicht unbeträchtliche Kellervertiefung. Die Habsucht der Menschen hat, der Sage vertrauend, mehrmals in diesem Keller nach Schätzen gegraben, ohne je etwas zu finden. Gegenwärtig denkt wohl Niemand mehr daran. Die Insel ist ein Aufenthalt und Brutort zahlloser Möven geworden und führt deshalb den Namen „Mövenberg."

Seit dem Untergange der romantischen Wunderwelt ist der Mövenberg eine ziemlich prosaische Insel geworden. König Abel's Schloß taucht nicht mehr auf aus den Fluthen, zwischen dem hohen Riedgras der Insel blüht keine Zauberblume, und der Ort selbst würde alles Interesse verlieren, hätte man ihn nicht zum Schauplatze eines ganz eigenthümlichen Volksfestes gemacht. Schon seit langer Zeit nämlich hegt man die vorerwähnten

Seevögel mit vieler Sorgfalt. Es beſteht ein Geſetz, nach welchem Jeder, der während der Brütezeit den Mövenberg betritt, um Eier zu ſuchen, für jedes mitgenommene Ei in eine Strafe von mehreren Species verfällt. Nur ein Tag im Jahre iſt die kleine Inſel Jedermann zugänglich. Dies iſt der Tag des allgemeinen Mövenſchießens, an welchem auch der humanſte und gutmüthigſte Schleswiger zum blutdürſtigen Jäger wird, und mit wahrer Berſerkerwuth hunderte und aberhunderte von Möven hinſchlachten ſehen, ja ſelbſt mit dabei helfen kann.

Dieſe allgemeine Hinopferung der armen Thiere findet gewöhnlich am 12. Juli, auch einen Tag früher oder ſpäter Statt, und wird acht Tage zuvor öffentlich bekannt gemacht. Der Schleswiger freut ſich das ganze Jahr darauf, und wer nur immer ein Gewehr beſitzt oder ſich ein ſolches verſchaffen kann, der putzt es zu dieſem Freudentage und ſchafft ſich hinreichende Munition an. Zum „Möven-Preis," wie man beliebter Kürze wegen in ſchleswig'ſchem Hochdeutſch die Preisgebung der Möven nennt, wird alle Welt in der Schleiſtadt beweglich. Wer nicht mit Jagd macht auf die ſchuldloſen Thiere, der will doch den Spektakel mit anſehen, und wirklich, es iſt ein Spektakel, des Anſehens werth.

Schon am frühen Morgen hört man überall Schüsse fallen, denn Mövenjäger probiren ihre Gewehre. Der Angriff auf die Insel erfolgt Schlag zwölf Uhr Mittags, und wird durch drei Signalschüsse des Flurschützen, der den Berg bewacht, angezeigt. Zwei bis drei Stunden zuvor belebt sich die Schlei mit Kähnen und Barken aller Art. Segel- und Ruderboote durchschneiden die Wellen und blockiren die Insel. Mancher Kahn ist so dicht mit Jägern besetzt, daß er die Last kaum zu tragen vermag. Bisweilen kommt es auch vor, daß eine oder die andere Barke Wasser schöpft und ihren Inhalt in die Schlei selbst absetzt, was bei der Seichtigkeit des Meerstromes nahe dem Mövenberge ziemlich gefahrlos ist und daher nur Gelächter erregt. Gegen Mittag umgeben hunderte von Kähnen die Insel von allen Seiten. Jeder Jäger hält sich bereit, nach dem dritten Signalschusse an's Land zu gehen, um einer der Ersten unter den Stürmenden zu sein. Ehe noch dies sehnlichst erwartete Zeichen erfolgt, werden die aufgestörten Möven unruhig. Klagend steigen sie hoch auf in die Luft und schweben als bewegliche, silbern schimmernde Wolke über der Insel. Die kaum flügge gewordenen Jungen mühen sich vergebens ab, ihren rufenden Müttern in die obern Regionen zu folgen. Aengstlich rufend fallen sie wieder zurück in die bergenden Nester oder lassen sich außerhalb

des Kreiſes der Boote auf dem Waſſer nieder, wo ſie dann in breiten Geſchwadern dem Lande zurudern.

Endlich knallen die Signalſchüſſe des Wächters, und mit tauſendſtimmigem Hurrah werfen ſich die Jäger aus allen Fahrzeugen in's Schilf, erklimmen die Ufer und erſtürmen den Mövenberg. Vom Ufer des Feſtlandes aus geſehen, wo ſich Tauſende von Zuſchauern einfinden, gewährt dieſer Anlauf einen prächtigen Anblick. Leider iſt er nicht ohne Gefahr und verläuft ſelten ohne Unglücksfall. Da nämlich die Mövenjäger von allen Seiten zugleich vordringen, Jeder der Erſte am Platze ſein will und Alle zugleich ihre Gewehre in die niedrig ziehende Wolke der jungen Möven abfeuern, ſo beobachten nur Wenige die nöthige Vorſicht im Eifer des erſten Angriffes, was denn gewöhnlich mehrere Verwundungen zur Folge hat. In einem Augenblicke wimmelt der ganze Berg von Tauſenden. Jeder beeilt ſich entweder junge, noch nicht vollkommen flügge gewordene Möven zu „greifen," die Manche als Delicateſſe verſpeiſen, oder einen der aufgeflogenen Vögel durch einen glücklich gezielten Schuß zu erlegen. Gleichzeitig beginnt die freie Jagd auf die ſchwärmenden Vögel, nicht allein von der Inſel aus, ſondern auch von den Ufern des Schleiſtromes, welche dicht mit Jägern beſetzt ſind, und aus den zahlreichen Barken, die mit raſchen Ruderſchlägen die Schlei nach allen Richtungen befahren.

[illegible] die [illegible] Thiere. [illegible] die [illegible] fallen die [illegible] und neben [illegible] zum Tode [illegible] Möve [illegible] Flamme [illegible] Publikum [illegible] den Wellen fort- [illegible] Schützen, von [illegible] auf [illegible] Möve fallen, ist der [illegible] Ueber manches [illegible] Thier gerathen verschiedene Jäger in Streit. [illegible] die Faust ent- scheiden. Man [illegible] unter dem Hurrah der Uebrigen, die inzwischen frisch darauf los über die Ringenden hinweg nach andern Möven schießen, und gewöhnlich endet der Kampf um den während des Zankes übel zerzausten Vogel mit dem Sturze des Einen oder Andern in das schlammige Wasser.

Gegen Abend, wenn die jungen Thiere längst theils [illegible] theils tobt eine Beute der räuberischen Jäger [illegible], von denen die glücklichsten Schützen sich [illegible] mit behängen, daß sie Papageno gleichen, [illegible] Boote über den Strom, diesmal großen-

theils mit der ſchönen Welt Schleswigs beſetzt. Die Damen der Schleiſtadt beſuchen erſt Abends den Mövenberg, um ſich das Schlachtfeld anzuſehen und nebenbei die beſten Schützen zu bewundern. Um dieſe Zeit kehren auch die anfangs durch das viele Schießen verſcheuchten alten Möven zurück, um ihre Brut zu atzen. Klagend umirren ſie den Berg, erſt hoch in goldig ſchimmernder Abendluft, dann langſam kreiſend immer tiefer abwärts ſchwebend. Die Schützen feiern, um die unglücklichen Thiere ſicher zu machen, und locken dadurch noch viele der erſt entflohenen in Tod und Verderben.

Mit Anbruch der Nacht vereinſamt der Berg mehr und mehr, nur die leidenſchaftlichſten Jäger bleiben in ihren Booten, durch hohes Schilf verborgen, auf der Lauer, um das Grauen des Morgens zu erwarten und noch einige Nachzügler zu erbeuten.

Dies iſt das einzige den Schleswigern eigenthümliche Volksfeſt, an welchem Stadt und Landbewohner gleich lebhaft ſich betheiligen, und das ſelbſt aus entfernteren Gegenden viele Neugierige herbeilockt. Merkwürdig iſt, daß nach dem Mövenſchießen die unfruchtbare Inſel in der Schlei ſofort gänzlich verödet. Zwar kreiſen vereinzelte Möven noch wenige Tage um den Berg, keine aber läßt ſich auf dem zerſtampften, blutigen Geſtade nieder. Erſt im Frühjahr kehren ſie zurück, um, des

traurigen Schickſals, das ihrer im Sommer harrt, nicht achtend, abermals im friſch aufgeſproßten Graſe Eier zu legen und zu brüten. Die Anhänglichkeit des Menſchen an ſeine Scholle ſcheint ſich auch dieſen Seevögeln mitgetheilt zu haben, die eine regelmäßig wiederkehrende Verfolgung wohl zeitweiſe verſcheuchen, nicht aber für immer vertreiben kann.

---

2. Die Geeſt. Huſum und die Deiche der Weſtküſte.

Verläßt man die große Heerſtraße an der romantiſchen Oſtküſte Schleswigs, um das Innere des Landes zu bereiſen, ſo kommt man überall auf Wege, die bei ſchlechtem Wetter kaum zu paſſiren ſind. Auf den Landkarten ſind dieſe Nebenwege freilich als Poſtſtraßen bezeichnet, in der Wirklichkeit aber gleichen ſie breiten, ausgefahrenen Sandbetten, die weder feſten Grund noch beſtimmte Begrenzung haben.

Auf einem dieſer Urweltpfade ließ ich mich eines hellen Sommertages im Jahre 1849 von drei lahmen Roſſ-

nanten westwärts ziehen in einem Fuhrwerke, das weit mehr Aehnlichkeit mit einem baufällig gewordenen Frachtwagen als mit einer Kutsche hatte. Drei Anwohnerinnen der Westküste, leider keine nahen Verwandten der schaumgeborenen Göttin, waren meine Begleiter. Den noch übrigen Raum unseres Gefährs nahmen Kisten, Schachteln, Butter- und Branntweinfässer, und verschiedene Säcke getrocknetes Seegras ein, so daß wir über Mangel ambrosischer Düfte nicht Klage führen durften.

Unser Ziel war die alte Stadt Husum. Mich zog weniger die Stadt als das Meer nach diesem südlichsten Punkte des alten Friesenlandes, wohin sich damals noch selten der Fuß eines Reisenden verirrte.

Da unser Fuhrmann viele Chargen in sich vereinigte, indem er Spediteur, Personenbeförderer, Post-, Brief- und Zeitungsbote war, so bewegten wir uns in dem fußtiefen Sande nur sehr langsam fort. Jeder Krug, jeder seitwärts liegende Hof, jeder kleinste Ort war ein Ruhepunkt. Hier wurden Briefe, da Zeitungen und Wochenblätter abgegeben, und mit Willfährigkeit neue Bestellungen angenommen. Mädchen und Frauen harrten gewöhnlich schon von ferne auf den langsam heranrollenden Wagen. Kinder hoben ihre blonden Köpfchen neugierig über die Knicke, um auch dabei zu sein, wenn der allbekannte Bote Neuigkeiten mitzutheilen habe.

Ueberall zeigten ſich erwartungsvolle Geſichter, von denen ſich manches mit getäuſchten Mienen zurückzog.

Je mehr wir uns dem hohen Rücken der Geeſt näherten, deſto ſchlechter ward der Weg. In drückend ſchwüler Sonnengluth flog der feine Sandſtaub auf und erfüllte ſo ganz unſern Wagen, daß der Roſſlenker dem Wolkenverſammler Zeus glich. Dabei links und rechts Ausſicht auf endloſe braune Haideflächen, finſtere Torfmoore und vereinzelte ſtehende Gewäſſer. Außer den Knicken zu beiden Seiten der Straße kein Baum, kein Strauch. Nur bei Treya, einem hübſchen Orte an der Treene, bildet das Land mitten in trauriger Geeſt-Einöde eine liebliche grüne Oaſe mit fetten Wieſengründen und reichen Buchengehölzen. Weiter weſtlich verliert das Land allen Charakter. Es iſt troſtlos flach, öde, dürr. Sähe man nicht da und dort eine Windmühle ihre Flügel regen, eine Thurmſpitze über die Haide emporragen, oder ein Haus vereinzelt in ſteinerer Umwallung liegen, ſo würde man in völlig unbewohnter Gegend zu ſein glauben.

Bei Schweſing dem letzten Kirchdorfe vor Huſum, zeigt ſich wieder mehr landſchaftliches Leben. Man ſieht abermals wogende Saaten, grüne Koppeln und hie und da einige Bäume. Auf der Höhe hinter dem Dorfe blinkte die Nordſee auf, im Sonnenlicht funkelnd wie ein unermeſſlicher Strom geſchmolzenen Silbers. Von

den Inſeln war nichts zu ſehen. Huſum ſelbſt verſteckt ſich hinter einen grünen Baumwall, der es recht freundlich umſchattet.

Wie faſt alle Städte Schleswigs iſt auch Huſum weitläufig und für den Verkehr höchſt unbequem gebaut. Seine beiden Hauptſtraßen, Norder- und Süderſtraße, mögen leicht über eine Viertelſtunde lang ſein. Bei florireuder Schifffahrt nährt ſich der Ort gut und iſt ziemlich lebhaft.

Von allen Städten Schleswigs, die ich ſah, macht dieſe Hafenſtadt an der Hever-Aue den Eindruck der älteſten im ganzen Lande. Nirgends ſah ich ſo viele wunderlich gegiebelte und verwitterte Häuſer, die zuſammen ein ganz merkwürdiges Bild geben, ſo gefährlich ſie auch mitunter ausſehen. Entweder nämlich hängen ſie mit ihren ſehr hohen gezackten Giebeln über auf die Straße, oder ſie beugen ſich rückwärts, als wollten ſie die alt werdenden Steinglieder ausrecken und verſuchen, ob ſie wohl auch noch einige Zeit zuſammenhalten werden. Auf allen Schornſteinen niſtet der Storch, der ſich hier ganz beſonders wohl zu befinden ſcheint. In goldenem Abendſonneuſchein, der den ganzen uralten Ort mit einer Glorie umgab, bot Huſum das eigenthümlichſte Schauſpiel, indem auf dem Giebel faſt eines jeden

Hauſes einer dieſer gravitätiſchen Vögel ſtand und ſich klappernd mit ſeinem Nachbar unterhielt.

Huſum liegt ungefähr eine gute halbe Stunde vom Meere entfernt, gegen den Andrang der Spring- und Sturmfluthen geſchützt durch einen ungeheuern Deich. Dennoch ſteigt das Waſſer bei anhaltenden Nordweſtſtürmen bisweilen ſo hoch, daß es in der Stadt bis zum Markte vordringt. Bei ruhigem Wetter ſollte man dieſem ſanft ſcheinenden Meere ſolche Zerſtörungskraft gar nicht zutrauen, zumal, wenn man bedenkt, daß nur zur Fluthzeit die Wogen bis in's Land hereindringen, während die Ebbe den Grund des Meeres meilenweit beinahe trocken legt.

Von der Conſtruction eines Seedeiches können ſich Bewohner des Binnenlandes ſchwer einen Begriff machen. Sie iſt äußerſt complicirt und koſtet unglaubliche Arbeit. Zunächſt dem Meere oder vielmehr noch innerhalb des Bereiches der Fluth ſucht man die Gewalt der Brandung durch eingerammte Reiſigbündel zu brechen, eine Art Palliſaden, die ſich ſchräg gegen den ſanft anſteigenden Deich hinaufziehen. Hinter dieſer Reiſig-Verrammelung iſt der Deich bis hinauf zum breiten Rücken dicht mit feſt gepflöcktem Strohgeflecht beſtrickt, über welches die ſteigenden Wellen brauſend fortrollen, ohne dem eigentlichen Erdwalle, deſſen Inneres aus halben mit Erde

überſchütteten Waldungen beſteht, Schaden zuzufügen. Nur wenn irgendwo an einer Stelle das Strohgeflecht losgeſpült wird und die See ſich einwühlen kann in das unbeſchützte Erdreich, dann frißt die Woge raſch um ſich und kann bei lang anhaltendem Sturme dem ganzen Deiche leicht gefährlich werden. Hinter ſolchen Deichen liegen die ſchönſten Wieſen, auf denen Tauſende von breitgeſtirnten Stieren und buntgefleckten milchgebenden Kühen in tiefſtem Frieden weiden.

Kleinere Deiche von ähnlicher Conſtruction hat man in das ſeichte Bett der Hever-Aue hineingebaut, um bei ſteigender Fluth die Waſſermenge mehr nach dem ſchmalen Canale hinzuleiten, durch welchen allein die Küſtenfahrer bis in den Hafen von Huſum gelangen können.

Ein nach Föhr zurückkehrender Schiffer überließ mir für ein mäßiges Fahrgeld die Hälfte ſeiner Kajüte, und Abends bei Sonnenuntergang trieben wir langſam mit dem Ebbeſtrom die trübe Hever-Aue hinab, dem grauen unheimlich rollenden Meere zu.

3. Eine Nacht auf den Watten.

Nach 10 Uhr rollte der Anker des Ewers „Emanuel“ auf der Höhe von Pohnshallig in die Tiefe. Der Horizont war klar, der Wind flau Nordweſt, ein bequemer Fahrwind für ein Segelſchiff nach den Weſtſee-Inſeln. Als der Ewer feſtlag im tiefen Heverſtrome, der dreifach getheilt durch die Trümmerwelt der nordfrieſiſchen Inſeln wogt und zu den gefährlichſten Küſtengewäſſern gehört, krochen Schiffsherr und Steuermann in ihre Cojen, und empfahlen mir, ein Gleiches zu thun. Allein der allzu enge Raum der kleinen Kajüte, die ſchwehlende Thranlampe, die einen unangenehmen Dunſt in dem verſchloſſenen Raume verbreitete, und das klatſchende Anſchlagen der Wellen an Schiff und Boot ließen mich nur kurze Zeit ruhen. Ich ſtieß die niedrige Cajütenthür auf und haspelte mich die ſchmale Treppe auf's Deck hinaus. Ein wunderbarer, ebenſo anziehender als unheimlicher Anblick überraſchte mich.

Es war eben Mitternacht. Ich hörte deutlich die Thurmſchelle in Huſum die letzte Stunde des Tages

ſchlagen. Weißlich-gelb durch dünnen Nebelflor ſchimmerte das letzte Mondviertel und ſchaukelte ſein Spiegelbild auf den düſtern Fluthen. Die mehr und mehr zunehmende Ebbe legte mit jedem Augenblicke mehr überfluthetes Land blos, bis endlich früh in der zweiten Stunde der ganze Leichnam dieſer in den wilden Sturmfluthen der Nordſee untergegangenen Welt auf kurze Zeit wieder ſichtbar ward. Nichts kann wohl melancholiſcher ſein, als dieſe unermeſſlichen Watten des Nordmeeres bei dämmerndem Mondſcheine. Grau, oft kohlſchwarz, dann wieder matt glitzernd in falbem Zwielicht, häufig durchſchnitten durch bald engere, bald weitere Rinnen, aus denen die Waſſer in den großen Wattſtrom abſickern, bieten ſie ein Bild ſteter Vernichtung, ewiger Verweſung dar. Jede Fluth bröckelt mehr Erde los von den noch übrig gebliebenen Trümmern dieſer Inſelwelt, zermalmt und zerreibt ſie in ſchlammige Atome, und bereitet daraus jene ungeheuern Schlickmaſſen, die von den Wogen dem Feſtlande zugetrieben werden, ſich daſelbſt anſetzen und immer neue Vorlande bilden. Dieſe Vorlande deicht der Küſtenbewohner mit unſäglicher Mühe und unglaublichen Koſten ein, um Acker und Wieſenland zu gewinnen. So entſtehen jene fruchtbaren Kooge, von denen die Weſtküſten Holſteins und Schleswigs bis nahe an die Grenzen Jütlands gleichſam

umgürtet ſind. Sie bilden das fetteſte Weideland der Marſchen, enthalten den ſchwerſten Kleiboden, in welchem der Weizenhalm die Stärke eines dünnen Stöckchens erhält und die Rapsſtaude in einen Stamm ſich verwandelt, den nicht die Senſe, ſondern nur eine beilartige Sichel zu fällen vermag. Und ſo ſpendet denn die zerſtörende Fluth auf der einen Seite unermeſſliche Schätze, während ſie auf der andern Seite immer nur vernichtet, gleich einem heißhungrigen Ungethüm ſtets nur raubt, zerreißt und verſchlingt. Das Feſtland lebt von dem Mark und Blut der Inſeln, die dereinſt wahrſcheinlich gänzlich verſchwinden und dann nur noch in der Geſchichte als eine ehemals dageweſene Welt fortleben werden.

Dieſe Wattenwelt zu beobachten, iſt von großem Intereſſe, denn auch in ihr regt ſich fort und fort ein eigenthümliches Leben. Und dieſe täglich zweimal von der ſalzigen Meerfluth überſtrömte Erdfläche iſt nicht von geringem Umfange; denn ſie beträgt in ihrer ganzen Ausdehnung, wenn man die nordfrieſiſchen und holſteiniſchen Watten zuſammennimmt, und noch die ſandigen „Gründe“ an der Weſtküſte der Inſeln hinzurechnet, gegen 70 Quadrat-Meilen. In dieſer Sand- und Schlickwüſte leben noch jetzt Tauſende von Menſchen, in

ſteter Gefahr, von der wüthenden See unerwartet wie Tauſende vor ihnen verſchlungen zu werden.

Sobald ſich die Fluth verläuft, erheben ſich die Watten gleich düſteren Moorwieſen, und bringen eine Menge Muſcheln, Seethiere, Tang- und Grasarten, wohl auch Koſtbarkeiten zum Vorſcheine, die von früheren Schiffbrüchen herrühren. Aber auch bei tiefſter Ebbe ſind die Watten nicht immer und auf allen Punkten zugänglich. Die Fluth zerreißt ſie in zahlloſe unter dem Hochwaſſer verborgene Eilande, die wieder von kleineren Bächen, Strömen und Untiefen umſpült werden. Dieſe, je nach ihrer Größe und Beſchaffenheit „Tiefen," „Priele" oder „Leien" genannt, erhalten die Verbindung der Watten mit dem Meere.

Die hohen entwäſſerten Wattenfelder, die gefährlichen Stege der Wattenläufer, d. h. derjenigen verwegenen Menſchen, die während der Ebbe von Hallig zu Hallig über den Schlick gehen und Botendienſt verrichten, haben ganz das Anſehen breiter, etwas gewölbter Beete, von flachen Furchen umſäumt, deren feuchte Rillen ſich am Ende einer längeren oder kürzeren Reihe ſolcher Schlickbeete in einen „Priel" vereinigen.

Gegen zwei Uhr, wo die Abend- und Nachtdämmerung in roſigen Morgenſchimmer überging, machte ſich in dem nach und nach ſtill gewordenen Heverſtrome eine lebhafte

Bewegung bemerkbar. Die grauen Wogen rollten rückwärts und ſpritzten hochauf an den Wattenwänden. Von Nordſtrand herüber, deſſen Häuſer in weiter Ausdehnung auf dem Waſſer zu ſchwimmen ſchienen, war ein eigenthümliches Geräuſch zu hören, das ganz dem dumpfen Brauſen eines fernen Hagelſchlages glich, nur daß es viel ſtärker war und mit jeder Minute an Heftigkeit zunahm. Dies war der Athemzug des aus dem Ebbeſchlummer erwachenden Meeres. Die Fluth wälzte die unermeſſliche Waſſerwoge der Nordſee wieder gegen das Feſtland. Zugleich, wie dies gewöhnlich geſchieht, ſprang ein lebhafter Wind auf, der Anker wurde gelichtet, die Segel geſpannt, und raſch flogen wir mit anſchwellender Fluth eine kurze Zeit an dem flachen Strande der langen Pohnshallig der Nordküſte Nordſtrands zu.

Das Steigen des Waſſers, das immer gewaltiger werdende Aufbrauſen der Wogen, das Springen der Wellen über die Wattenfelder, bald in einzelnen dünnen Schaumſtreifen, bald in breiten vollen, ziſchenden Strömen, welch' ein Schauſpiel voll eigenthümlichen Lebens! Anfangs bemerkte man die Wirkungen der Fluth auf die Watten nur wenig, ſowie aber die erſten Wellen mit wolligen Pudelköpfen an dem thongrauen Schlick emporhüpften, wurden in wenigen Augenblicken viele Meilen Landes von allen Seiten überfluthet. Als

hüpften Millionen weißer Lämmer über den Meeresgrund, ſo rollten die ſchäumenden Wogen darüber hin, Alles bedeckend, Alles verſchlingend. Dieſe unglaubliche Schnelligkeit der Fluth, wenn ſie erſt eine gewiſſe Höhe erreicht hat, iſt für den verſpäteten Wattenläufer der ſichere Untergang. Wohin er ſich auch wendet, er kann dem wilden Andrange der Wogen nicht widerſtehen. Selbſt wenn die Höhe des Waſſers an ſich nicht gefährlich wäre, würde doch das Wogen und Wallen der großen Waſſerfläche ſeine Kräfte bald erſchöpfen. Dazu kommt, daß häufig mit Eintritt der Fluth, namentlich früh und ſpät am Tage, neblige Dünſte über dem Meere aufſteigen. Dieſe folgen ſtets der Richtung des Fluthſtromes und bedecken breite Strecken der See mit undurchdringlichen Schleiern. Wer in ſolche Meernebel geräth, iſt gewöhnlich auf Schlickwatten ein Mann des Todes. Selbſt der Beſitz eines Compaſſes rettet nicht immer, da der Verirrte den einmal verlorenen Pfad nicht ſo leicht wieder findet, und ein Abweichen von demſelben eben ſo gefahrvoll iſt, wie ein Irregehen auf den Eisfeldern der Gletſcher.

Mit Sonnenaufgang ſchlug der Wind um, die Meernebel zerſtreuten ſich und von goldenem Frühlicht übergoſſen zeigten ſich am Horizont die nächſt gelegene Hallige „Südfall," „Nordſtrandiſchmoor" und „Hamburger

Hallig," nebſt der großen eingedeichten Inſel Pellworm, mit ihrer weithin ſichtbaren, braunrothen Kirchen-Ruine, die für Küſtenfahrer ein ſicherer Fanal iſt.

Bisher hatten wir kreuzen müſſen, um den Wind gleichſam zu umgehen, jetzt aber bekamen wir den friſcheſten Segelwind nach Norden, und nun glitt der leicht gebaute „Emanuel" mit Sturmeseile über die hoch aufſpritzenden Wogen. Die Segel wurden feſter geſpannt, da wir nicht mehr umzulegen brauchten, und da inzwiſchen der zehrende Hauch des Meeres unſern Appetit geſchärft hatte, ſo erhoben wir alsbald, gleich Odyſſeus und ſeinen Gefährten, die Hände „zum lecker bereiteten Mahle."

---

4. Fahrt durch die Hallige.

„Föhr in Sicht!" rief der Gehilfe des Ewerführers, der am Steuer ſtand, und ſtörte dadurch meinen Schiffer in ſeinem Frühſtücksbehagen. Es litt den Frieſen keine Minute länger in der Cajüte. Das Fernrohr ergreifend, ſprang er eiligſt auf's Deck, um zu ſehen, ob ſein Untergebener auch Recht habe.

Nach langen Ausſchauen, während der „Emanuel“ die grünen Wogen pfeilſchnell durchſchnitt, ſetzte der Föhringer den Tubus wieder ab und ſagte trocken: „Iſt recht. Ich ſehe die Raaen des Grönlandsfahrers und das Briggſchiff, das nach England will.“ „Wußte es, ohne die Giek zu brauchen,“ verſetzte der Mann am Steuer, lächelte ſtill vor ſich hin, und hielt geraden Cours auf Nordſtrandiſchmoor, das mit ſeinen einzelnen Häuſern langſam aus der Meerfluth auftauchte.

Von den Halligen, dieſen merkwürdigen und in ihrer Art wohl ganz einzigen Eilanden der Nordſee wußte man früher in Deutſchland nichts. Selbſt der Name mag nur Einzelnen bekannt geweſen ſein. Dem verſtorbenen Biernatzki, welcher auf einer dieſer verlorenen Erdbrocken als Pfarrer lebte und wirkte, bleibt das Verdienſt, durch ſein werthvolles Buch „Die Hallige“ zuerſt auf dieſelben aufmerkſam gemacht und den Blick auch der Feſt- und Binnenlandsſöhne darauf hingelenkt zu haben.

Inſeln kann man die Hallige nicht eigentlich nennen, es ſind bald große, bald kleine, mehr oder weniger fruchtbare Grasflächen, die nur ein paar Fuß über den Spiegel des Meeres hervorragen. An ihren Lehm- und Sandboden leckt und nagt unabläſſig die gefräſſige Fluth, und kein Hochwaſſer vergeht wohl, ohne daß es

dieſen letzten Ueberbleibſeln einer ehedem reich bevölkerten Welt irgendwo ein Stück abriſſe und ſo dieſelbe mehr und mehr dem Untergange entgegenführte.

Die Hallige ſind bis auf einige wenige bewohnt. Auf der größten, Langeneſſ, gibt es ſogar zwei Kirchſpiele. Die kleineren und ſchwächer bevölkerten haben nur Schulen, und ihre Bewohner müſſen, wollen ſie einem Gottesdienſte beiwohnen, weite Wege zu Schiff oder zu Fuß über die todtdrohenden unheimlichen Watten machen. Bei Spring- und Sturmfluthen, namentlich im Spätherbſt und Winter, brauſ't die See gewöhnlich über die ganz ſchutzloſen Erdflächen dahin. Kein Baum, kein noch ſo kleiner Strauch, nicht einmal üppiger Graswuchs ſchmückt ihre öden Marken. Der mit Seeſalz ſtark geſchwängerte Boden läßt nur kurzes Futter karg gedeihen, das ſich für Schaafweide beſſer eignet als zu Futter für Pferde und Hornvieh. Auf dieſen Halligen gibt es kein genießbares Trinkwaſſer, was die Einwohner nöthigt, ihren Bedarf an ſüßem Waſſer theils durch Auffangen des Regens zu beſchaffen, theils vom Feſtlande herüber zu holen. Mit welchen Drangſalen mögen dieſe Inſulaner zu kämpfen haben, wenn die Fluthen höher als gewöhnlich ſteigen, wenn dichte, feſtliegende Nebel allen Verkehr unmöglich machen, wenn die Winterſtürme tagelang die brüllenden Wogen peitſchen und

Alles nicht feſt in die Erde Gewurzelte erbarmungslos in die ziſchende Waſſerwüſte fortfegen!

Dennoch lieben die Halligbewohner ihre melancholiſchen Eilande, und ſchon Manchen, der auf dem Continent ein glückliches Leben führen konnte, trieb das Heimweh wieder zurück auf den baumloſen Strand ſeiner zerbröckelnden Inſel.

Der Haupt-Nahrungszweig der Halligmänner iſt neben dem Fiſchfang etwas Viehzucht. Hornvieh und beſonders Schaafe werden auf allen Halligen in bedeutender Menge gehalten. Bei klarem Wetter ſieht der anſegelnde Seefahrer lange zuvor, ehe der flache Inſelrand auftaucht, die Heerden dieſer weidenden Thiere und die gewaltigen Heuſchober, die um feſtgerammte Stangen aufgegipfelt ſind — ein Anblick, der überaus ſeltſam iſt und der, ſähen wir nicht die Häuſer dazwiſchen, uns glauben machen könnte, es treibe eine fortgeſchwemmte Heerde rettungslos auf dem Meere. Hört man dazu noch das immerwährende ängſtlich klingende Blöcken der Schaafe, das dumpfe Gebrüll der Kühe, das Schreien zahlloſer Möven, die in ſilbernen Geſchwadern um ihre Neſter kreiſen, ſo gewinnt eine ſolche Vermuthung noch um Vieles an Wahrſcheinlichkeit.

Den allerſonderbarſten Anblick aber gewähren die Häuſer der Hallige. Sie bilden, von ferne geſehen,

die wunderlichſten Geſtalten und Gruppen, und ſind, je nach Richtung und Lage des ſegelnden Schiffes, immerwährender Wandelung unterworfen. Von Süd gen Nord betrachtet haben ſie größtentheils die Geſtalt vereinzelt ſtehender Felſen mit breiten Abdachungen. Sie erſcheinen um ſo höher und großartiger, weil ihnen aller Hintergrund fehlt. So ähneln z. B. einige Häuſer auf Nordſtrandiſchmoor frappant den charakteriſtiſchen Sandſteinbildungen des Königs- und Lilienſteines in der ſächſiſchen Schweiz. Später nehmen ſie koniſche Formen an, und die nördlichſte Anſicht gibt ihnen die Geſtalt koloſſaler Bienenkörbe, einigen aber auch Aehnlichkeit mit Kirgiſenhütten. Die Hallige Oland, mit einer Reihe einander ziemlich nahe ſtehender Häuſer beſetzt, zeigte ſich einige Augenblicke als gewaltige Gebirgskette, die ſich nach und nach ſo zackig, ſchroff und eng gegipfelt zuſammenſchob, daß man verſucht werden konnte zu glauben, irgend ein Zauberer habe hier eine Sierra Spaniens in die Untiefen der Nordſee verſetzt.

Die eigenthümliche Bauart der Häuſer, auf dieſen flachen Erdſtrecken eine Nothwendigkeit, verurſacht ſolche Täuſchungen und macht eine Fahrt durch die Inſelwelt der Hallige zu einem intereſſanten Stück Leben. Um nämlich die Wohnungen gegen Sturm und Fluth zu ſichern und ihre Inſaſſen nicht täglich der Gefahr aus-

zuſetzen, von den ſalzigen Wogen verſchlungen zu werden, werfen die Söhne der Hallige einen hohen Erddamm auf, den ſie mittelſt Pfahlwerkes gleichſam an das dünne Erdbrett feſtnageln, welches die Hallig bildet. Auf dem Gipfel dieſer zum Theil umfangreichen Erdwälle erbauen ſie Haus und Stallung in einer Weiſe, die man ebenfalls ein Annageln auf künſtlich gebildeter Scholle nennen könnte. Nur ſo iſt es möglich, bei hoch gehenden Fluthen Haus und Viehſtand zu retten, obſchon auch hierbei die ſchlaueſte Berechnung doch ſchon Hunderte betrogen und in der Tiefe des Meeres begraben hat. Da nämlich keine Hallig mit Deichen eingefaßt iſt und wegen ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit auch nicht durch ſolche Abdämmung gegen die Sturmwuth der See geſchützt werden kann, ſo unterwühlen die Wetter nicht ſelten in einer einzigen Fluth das lockere Erdreich des Warfthügels ſo tief, daß der ganze künſtliche Menſchenbau zuſammenſtürzt und binnen wenigen Augenblicken ein Raub der gierigen Wogen wird.

Jedes Haus der Hallig ſteht vereinzelt auf ſolchem Erdwalle, wahrſcheinlich um die Gewalt der Fluthen zu brechen, die an zuſammenhängenden Dämmen weniger Widerſtand finden würden. Schlagen nun bei heftigen Sturmfluthen die Meereswogen über dem flachen Grundlande der Hallig zuſammen, ſo ſtehen die einzelnen

Häuſer derſelben wie eben ſo viele Inſeln im Giſcht der Brandung.

Als wir die Höhe von Gröde, Habel und Apelland erreicht hatten, eine Halliggruppe, die nur durch ſchmale Meerſtröme getrennt iſt, bekamen wir Föhr ſchon näher in Sicht, ſo daß wir jetzt deutlicher die großen an der Küſte vor Anker liegenden Schiffe erkennen konnten.

Bisher waren wir ungeachtet der friſchen Briese doch nicht allzu raſch vorwärts gekommen, weil der Föhringer meiſtentheils ſchräg gegen den Wind ſegeln mußte. Jetzt aber, wo das Fahrwaſſer ſich anders geſtaltete, konnte er dem Ewer eine andere Wendung geben, und nun glitten wir mit Mövenſchnelle über die ſmaragdgrün ſchimmernden Wellen. Die gefahrvolle Untiefe bei Oland ward glücklich noch bei vollem Hochwaſſer paſſirt und nunmehr in gerader Richtung auf die große Frieſeninſel zugeſteuert. Hinter uns in blendend hellem Sonnenſchein lag die ganze ſo wunderbar geſtaltete Welt der Hallige, deren Häuſerfeſten nochmals abenteuerliche Formen annahmen und die pittoreskeſte Scenerie auf dem blaugrünen Meeresſpiegel darboten.

5. Föhr und die Föhringer.

Nordſtrand und Pellworm ſind eingedeichte Marſchländer, in Kooge geſchieden, wie die Marſchen des Feſtlandes. Ihr Anblick bietet dem Auge keinerlei Reiz. Kunſt- und Schönheitsſinn findet hier nirgend Befriedigung. Fette Wieſen, ſchwer wogende Saaten, wohlgenährte Heerden — das iſt Alles, was ſich auf dieſen Inſeln bewundern läßt. Es iſt eine fette Monotonie, die auf die Dauer noch mehr Langeweile erzeugt, als die magere Eintönigkeit endloſer Moor- und Haideſtrecken. Das einzige Erfreuliche iſt der große Wohlſtand ihrer Bewohner, die denn auch in Stämmigkeit, in körperlicher Kraft und Fülle mit den Söhnen der Marſch wetteifern können.

Auch Föhr, die größte und bevölkertſte aller nordfrieſiſchen Inſeln iſt kein romantiſches Land. Sie beſitzt weder Berge noch Wälder, weder Seen noch Flüſſe, ja ich glaube nicht einmal, daß man einen wirklich anſehnlichen Stein auf ihr findet. Dennoch kann man ſie

anziehend nennen, und dieſe Anziehungskraft liegt in ihrer altfrieſiſchen Bevölkerung.

Die Inſel zerfällt in eine öſtliche und weſtliche Hälfte, von welcher jene Oſterland-Föhr, dieſe Weſterland-Föhr heißt. Die öſtliche Hälfte gehört zum Herzogthume Schleswig, die weſtliche zum Amte Ripen, mithin zu dem eigentlichen Dänemark. Hier ſollen auch eine Menge eingewanderter Jüten angeſeſſen ſein.

Hauptort der Inſel iſt Wyck auf Oſterland-Föhr, unmittelbar am Küſtenrande gelegen. Flüchtlinge von Nordſtrand, die aus dem furchtbaren Untergange dieſer großen Inſel am 11. October 1634 ſich gerettet hatten, gründeten den Ort, der gegenwärtig zu einem freundlichen Flecken ſich ausgeweitet hat, und einen kleinen, aber ſichern Hafen für Küſtenfahrzeuge beſitzt.

Die Häuſer Wyck's ſind klein, meiſtens einſtöckig, mit bunter, gewöhnlich grünen Thüren und Fenſterrahmen, wie man dies überall findet, wo urſprünglich frieſiſche Bevölkerung ſeſshaft iſt, ſpiegelblank und überaus ſauber. Viel Einladendes hat die, überhaupt durch ganz Nordalbingien verbreitete Sitte, alle Fenſter mit möglichſt vielen und ſchönen Blumen zu verzieren. Ohne ſolche duftende Kinder Flora's in zierlichen Steingut- oder Porzellan-Töpfen, und ohne friſch gewundene Kränze,

ruhend auf Porzellanſchaalen, findet man in Wyck ſelten ein Zimmer. Wunderlich gegen dieſe lieblich-zarte Gewohnheit, die ſo überaus reinlich ausſieht, ſticht häufig das Aeußere der Häuſer ab, die man von unten bis oben, ſowohl Steinwand wie Bretterverſchlag, mit kohlſchwarzem Steinkohlen-Theer anſtreicht, um ſie gegen die Einwirkungen des Wetters beſſer zu ſchützen.

Vor den meiſten Häuſern rauſchen wohlgepflegte Linden oder Kaſtanien, um deren Stämme nicht ſelten das Geisblatt ſein ſüß duftendes Blüthenhörnchen rankt. Alleen laufen längs dem Strande fort, haben aber ein etwas dürftiges Anſehen. Der ſcharfe Seewind iſt dem Baumwuchſe nicht günſtig.

Im Schleswig'ſchen ſind die Dörfer anders gebaut wie im größten Theile Mittel- und Süddeutſchlands, auf Föhr dagegen begegnet uns eine ähnliche Bauart. Dorf reiht ſich hier an Dorf in langer Ausdehnung, und dieſe Föhringer Dörfer, beſchattet von den ſchönſten Frucht- und Nutzbäumen, umhegt von hohen Steindämmen, hinter denen gut gehaltene Gärten liegen, ſind eine wahre Zierde der Inſel, und geben Zeugniß von der Wohlhabenheit ihrer Beſitzer. Ihre Namen ſind ächt frieſiſch. Da gibt es ein Boldixum, Wrixum, Oevenum, Midlum, Alkerſum, Niblum — Dörfer, die zuſammen von Wyck bis fort zur Südküſte der Inſel ein großes

Dreieck bilden, und auf allen Seiten von wallenden Saatfeldern umgeben ſind.

Es war ein ſchöner, warmer Sonntag, als ich eine Wanderung nach Oſterland-Föhr antrat. Ein ſüdlich blauer Himmel, wie man ihn ſelten erblickt in dieſen nordiſchen Breiten, leuchtete über Land und Meer. Einem kleinen zackigen Gebirge gleich ſtiegen die Dünenkegel der Inſel Amrum aus den durchſichtigen tief grünen Wogen empor.

Der ſchöne Tag lockte die Bewohner aller Ortſchaften in's Freie. Auf jedem Feldrain wanderten Föhringer. Ueberall hörte man das Rollen der Kegelkugeln, ein Spiel, das man in den Herzogthümern leidenſchaftlich liebt und aller Orten ſpielen ſieht und hört.

Bei einer ſolchen Wanderung durch das Land fällt dem Fremden zuerſt die Tracht der Frauen und Mädchen auf, die ihm etwa begegnen, oder die er vor den Thüren der ſchmucken Häuſer und in laubigen Garteneingängen ſitzen und ſchaffen ſieht. Dieſe Tracht iſt höchſt eigenthümlich und wohl die einzige dieſer Art ſo hoch im germaniſchen Norden. Ich glaubte im Orient, irgendwo in Arabien zu ſein, als ich dieſe ſchlanken, von Kopf zu Fuß in dunkle, meiſtentheils ſehr braune, auch wohl zum Theil ganz ſchwarze Stoffe gehüllte Geſtalten durch die grünen Fluren ſchreiten ſah. Damit die Täuſchung

eine vollſtändige werde, ſchlagen die Föhringerinnen um den Kopf ein dunkles Tuch, deſſen Zipfel ſie über der Stirn ſo zuſammenſchlingen, daß dieſer Schmuck des Hauptes in einiger Entfernung genau einem ſchwarzen Turban gleicht. Unverheirathete bedecken den Hinterkopf mit gleichfarbigen Zeuge oder laſſen auch die Flechten ihres reichen Haares daraus hervorſchauen; Verheirathete dagegen legen ein purpurrothes Tuchſtück innerhalb des Kopftuches auf das Haar, was die an ſich ſchon ſo ernſte Tracht noch mehr hervorhebt. Ein ebenfalls dunkles, mit kleinen mattfarbigen Blümchen durchwirktes Tuch umſchlingt den Hals und hängt kaputzenartig gefaltet im Rücken bis faſt zum Gürtel herab. Am düſterfarbigem Kleide, das nur um die Achſelhöhlen mit kornblumenblauem Beſatz und mit einem handbreiten Saume von gleicher Farbe über den Knöcheln verziert iſt, hangen vorn auf beiden Seiten der Bruſt je zwei ſehr fein gearbeitete ſilberne Knöpfe von der Größe einer wälſchen Nuß. Kleinere Knöpfe von gleichem Metall und gleicher Arbeit ſchmücken die Handgelenke. Eine dunkel meergrüne Schürze über dem ſchwarzen Rocke, im Rücken durch eine thalergroße Silberſchnalle feſtgehalten, fehlt keiner Föhringer Schönen. Dieſe auf Föhr allgemein getragene nationale Sonntagstracht ſteht den hoch gewachſenen Inſulanerinnen ganz vortrefflich, namentlich

bildet der turbanartige dunkle Kopfputz zu dem ſchönen Oval der fein geſchnittenen Geſichter und ihrem überaus zarten Teint einen prächtigen Rahmen.

An Werkeltagen iſt die Tracht einfacher. Es fällt dann der reiche Silberſchmuck und der Sonntagsturban weg. Statt deſſen verpuppt ſich die ächte Föhringerin wie eine geborene Türkin, indem ſie Kopf und Geſicht dergeſtalt mit ſchwarzem oder wenigſtens dunkelbraunem Tuche verhüllt, daß nichts als zwei große, freundlich lachende Augen davon zu ſehen ſind. Man ſollte glauben, frühere Seefahrer hätten dieſe, im übrigen Norden völlig unbekannte, nur auf dieſer einzigen frieſiſchen Inſel heimiſche Tracht aus dem Oriente mit heimgebracht und ſie ihren Frauen und Töchtern anempfohlen oder aufgedrungen.

Föhr macht den Eindruck eines Acker- und Wieſenlandes, wenn man an der Seite der lang geſtreckten, mit einander feſt zuſammenhängenden Dörfer fortwandert. Die Knicke, welche in Holſtein und Schleswig jedes Ackerfeld umſäumen und durch ihr grünes Gebüſch ſo gefällig auf das Auge wirken, fehlen auf dieſer Frieſeninſel gänzlich. Die Aecker liegen dicht beiſammen, wie in Deutſchland, nur durch kleine und ſchmale Fußſteige oder Feldwege von einander geſchieden. Häuſer und

Höfe aber umgibt der Föhringer mit Steinwällen, auf denen dann auch wohl Zäune gehegt werden.

Föhr hat drei Kirchen von hohem Alter und ehrwürdigen Anſehen. Zwei derſelben, St. Nicolai- und St. Johannis-Kirche gehören zu Oſterland-Föhr, St. Laurentius-Kirche nach Weſterland-Föhr. Durch ihre nicht unanſehnlichen Thürme ſind dieſe Kirchen meilenweit in die See hinein zu ſehen und werden deshalb von anſegelnden Schiffern, mehr aber noch von den Küſtenfahrern als Marken benutzt, nach denen ſie ihren Cours richten. Beſonders wichtig ſoll die Stellung der hohen Kirche zu Keitum auf Sylt mit der St. Johannis-Kirche auf Oſterland-Föhr ſein, die der Sage nach von Knut dem Großen erbaut worden ſind, und zwar in gleicher Richtung und aus Material, das von England nach beiden Inſeln herübergeſchafft wurde. Man ſieht dieſe Kirchen gegen ſechs Meilen weit, ſo daß ſie bei nicht düſterer Luft am Tage wohl der beſte Leitſtern für Schiffer in dieſem wattenreichen, von hundert und aber hundert Sandbänken erfülltem Meere ſein mögen.

III.

Tübiſche Schildereien.

Die hier folgenden kleinen Skizzen entstanden während eines dreijährigen Aufenthaltes des Verfassers in der alt berühmten Hansestadt. Sie wollen durchaus nicht Erschöpfendes liefern, sondern nur anregen. Lübeck birgt noch eine Menge ungehobener Schätze, die indeß nicht so leicht zugänglich sind. Was ich auf meinen Streifereien durch die merkwürdige Stadt zufällig entdeckte, worauf Befreundete mich aufmerksam machten, das habe ich in kleine Bilder zu formen und, wie ich glaube, ansprechend einzurahmen versucht. Wem Bild und Fassung behagt, der erfreue sich daran und benutze gelegentlich auch einige freie Tage seines Lebens, um sich mit eigenen Augen die ehrwürdige Stadt an der Trave, die mir stets wie ein lebendig gewordenes Mährchen vorkam, anzusehen.

---

1. Ein Städtebild bei Tag und Nacht.

In einer warmen, nordisch hellen Augustnacht betrat ich zum ersten Male die alte Hansestadt. Mitternacht war schon vorüber, die Staßen todtenstill und düster, nur die dämmernde Sommerhelle der nordischen Nacht wob um die zackigen Häusergiebel einen flimmerden Schein.

Wenn ich in früheren Jahren von dem Sitze der gewaltigen Hansa las, von den Bündnissen, welche die mächtige Bürgerstadt mit fremden Nationen schloß, von den Heldenthaten ihrer Söhne, von den Kriegs- und Handelsflotten, die sie hinausschickte auf die brausende Meereswoge: da meinte ich immer, eine Stadt, die ehedem so Großes vollbracht habe, müsse sich von Außen imponirend darstellen. Ihre hohen Thürme abgerechnet, die man meilenweit sieht, macht jedoch Lübeck am Tage keinen besondern Eindruck. Die Straßen sind weder breit noch schön, die Häuser selten hochstockig, oft aber von malerischer und frappanter Architektur.

Die Stadt gehört ihrem Umfange nach zu den großen, wenn auch nicht zu den größten Städten Deutschlands. Berechnet auf eine Einwohnerzahl von über 100,000 Seelen, die sie zur Zeit ihrer größten Blüthe gehabt haben soll, kann es nicht auffallen, daß sie jedem Fremden gegenwärtig, wo die Zahl ihrer Bewohner auf etwa 28,000 zusammengeschmolzen ist, fast menschenleer erscheint. Indeß gibt es doch lebhafte Straßen in Lübeck, wie die Breitestraße, welche die Stadt in fast zwei gleiche Hälften scheidet, die Holsten- und Mühlenstraße, die Burgstraße und den Kai an der Trave. Dieser letzterer ist durch die neuerdings angelegte Eisenbahn völlig umgestaltet worden und kann nicht mehr für eine eigentliche Straße gelten.

Die Trave, hier noch mehr Fluß als Strom, wenn man deren Breite allein in Anschlag bringt, umströmt die Westseite der Stadt in weitem Halbkreise, nachdem sie sich im Süden mit der wasserreichen Wackenitz, dem Ausflusse des schönen Ratzeburger See's, vereinigt hat. Diese tiefe und sichere Wasserstraße gewährt Lübeck große Vortheile und würde unter veränderten Handelsverhältnissen seinen Bürgern noch jetzt wie früher reiche Schätze zuführen. Da sie nämlich in einem niedrigen Hügellande entspringt und nach kurzem Laufe sich in die Ostsee ergießt, kann sie, selbst im ungünstigsten Falle, durch

Ueberſchwemmungen kein Unglück anrichten. Ihre Wogen treiben raſch zwiſchen grünen Wieſen fort, die ſie in zahlloſen Krümmungen durchſchneidet. Nur bei anhaltenden Oſt- und Nordoſtwinden ſteigt der Strom, indem die Meerfluth der Oſtſee ſeine Waſſer ſtaut. Dann tritt er wohl aus ſeinem Bett, ohne jedoch zu ſchaden. Eine Ueberfluthung der ihn begrenzenden Wieſen, die alsdann eintritt, kann eher Nutzen bringen, da ſie wohl meiſtentheils deren Fruchtbarkeit erhöht. Lübeck ſelbſt leidet nun vollends nie von einem Austritt ſeines nährenden Stromes. Auf oblongem, etwa 70 Fuß über den Meeresſpiegel der Oſtſee ſich erhebenden Hügelrücken erbaut, würde dieſe Stadt nur dann durch Waſſerfluthen vernichtet werden, wenn vorher die ganze cimbriſche Halbinſel in den Wogen verſänke.

Einer der intereſſanteſten Punkte in Lübeck iſt noch immer der Hafen. Er beginnt da, wo die Hauptſtraße aus der Stadt über die Holſtenbrücke durch das merkwürdige Holſtenthor führt. Dies Holſtenthor, das leider eines Tages das Loos jeglichen Menſchenwerkes theilen wird, iſt auch ein Bau, den man zu betrachten nicht leicht müde wird. Das alte Mauerwerk will freilich nicht mehr recht zuſammenhalten und ſo dürften diejenigen, welche der Zerſtörung dieſes intereſſanten und höchſt pittoresken Denkmals althanſeatiſcher Baukunſt das

Wort reden, doch zuletzt den Sieg über die Freunde architektoniſcher Raritäten, welche deſſen Erhaltung wünſchen, davon tragen.

Man kann nicht ſagen, daß Lübeck's Hafen von Schiffen wimmele. Eben ſo wenig würde die Metapher „Maſtenwald" hier anwendbar ſein. Das Schiffsleben auf der Trave hat ſich vermindert, ſeit jenſeits des Walles, der theilweiſe zur Anlegung des Bahnhofes abgetragen werden mußte, der frühere Stadtgraben in einen zweiten Hafen verwandelt wurde, wo gegenwärtig alle Holzſchiffe anlegen. Trotz dieſer Umgeſtaltung legt aber doch noch immer mancher Schiffscoloß am Travenkai an, und die wehenden Flaggen der verſchiedenſten Nationen ſagen uns, daß die ſtill dahinrollenden Wellen des braunen Gewäſſers als Brandungsſchaum die Küſten auch ferner Welttheile benetzen.

Mehr Regſamkeit, als der Handel und der eigentliche Handelsverkehr am Hafen, verleiht dieſem der ſehr lebhafte Schiffsbau. Jenſeits des Travenkai's am ſteilen Abhange des hohen Walldammes liegen die Schiffswerften, auf denen Jahr aus Jahr ein mehrere große Seeſchiffe, gewöhnlich für Rechnung fremder Rheder, gezimmert werden. Die Lübiſchen Schiffsbaumeiſter ſtehen in dem Rufe, treffliche Segler zu bauen, weshalb es ihnen nie an zahlreichen Beſtellungen fehlt.

Es ist eine rechte Lust, den grünen Wall, soweit er noch erhalten blieb, entlang zu pilgern und hinzusehen auf die Ameisenthätigkeit der hämmernden Zimmerer. Da klopfen und meisseln zahllose Hände unter Gesang und Gejauchz; da schwirren die großen Sägen, welche das zähe Gefaser kerniger Eichenleiber zerschneiden, hier zu Planken, dort zu Rippen. Zwischen hunderten mächtiger Holzstämme, zwischen gebrochenen und neu zugehauenen Masten prasseln überall hoch lohende Feuer, um welche russige Gestalten schaffen, um in großen Kesseln den unentbehrlichen Kitt der Schiffer, den schwarzen Theer zu bereiten.

Im Ganzen macht Lübeck durchgehends den Eindruck einer Stadt, die mit der Gegenwart nicht recht zufrieden ist und deshalb mehr in der Vergangenheit lebt, mehr von Erinnerungen als von dem Ertrag des Tages zehrt. Die Stadt lebt nicht in dem Sinne, wie andere Handelsstädte, sie macht nur Geräusch. Dies Geräuschmachen hat etwas Rührendes. Es ist melancholisch und sagenhaft poetisch, und oft kam es mir vor, als sei ganz Lübeck solch' eine großartige Sage der Vorzeit, die mit nie erlöschendem Glanze in unsere nüchterne Zeit herüberschimmere, jedem Vorüberwandelnden von ferne winke und ihn nöthige, einige Zeit in dem wunderbar fesselnden Häuserlabyrinth zu leben, zu genießen, zu träumen. Weil

Lübeck in gewiſſem Sinne ein waches Traumleben führt, erſchien es mir am anziehendſten des Nachts, vor Allem, wenn der Mond die Zauber ſeines magiſchen Lichtes darüber ausgoß.

Schon mit Sonnenuntergang erſtirbt das Leben großentheils. Nur wenige Straßen und Plätze ſind bis nach zehn Uhr beſucht. Gerade in ſolcher Stille iſt es intereſſant, Lübeck ſich von allen Seiten zu betrachten. Wählt man dazu eine klare Vollmondsnacht, ſo kann man ſich glückliche Stunden bereiten; denn nicht blos das aus dem monddbeglänzten Spiegel der Nacht träumeriſch uns anblickende Bild der alten Stadt gewinnt dann von Neuem Reiz und Farbe, es ſteigt in ſolcher Nachteinſamkeit auch die ganze Vergangenheit aus ihrer Gruft, und die Helden Lübecks, die Herrlichkeit der Hanſa bevölkert Markt und Straße, Fluß und Kai, Haus und Speicher. Ich ſehe ſie dann aus den wunderlichen pittoresken Giebelhäuſern treten, die großen Männer längſt vergangener Tage, die Bräms, Soltwedel, Wullenweber und ihre Genoſſen; ich ſehe ſie Arm in Arm die ſchmalen, ſteilen Straßen hinanſchreiten nach dem finſtern und doch ſo anziehenden Bau des alten Rathhauſes, das ſeine dreizehn ſchlanken minaretartigen Ziegelthürmchen in die Silberfluth des Mondes taucht. Später erglänzen von blutrothem Licht die Fenſter des

Hanſaſaales, und die Väter Lübeck's, jene Männer, deren Wort und Beſchlüſſe ihrer Zeit gehört und beachtet wurden bis hinauf in die Eisregionen der öden Lappmark und ſüdwärts bis in die ſonnigen Buchten des Mittelmeeres, ſie ſetzen ſich um die alten Tiſche wie damals, als ſie noch lebten, und Lübeck's Ruhm und Größe in Aller Munde war.

Es gibt andere Städte genug, die viel prächtiger ausſehen in einer ſtillen hellen Mondnacht, als Lübeck, außer etwa Venedig und Rom kenne ich aber gar keine, die zugleich maleriſcher in dieſem magiſch weichen Lichtdämmer erſchien. Den Glanzpunkt in ſolchem Nachtgemälde bilden unſtreitig der Marktplatz mit dem Rathhauſe, und der coloſſale gothiſche Ziegelbau der Marienkirche mit ihren beiden Thurmpyramiden. Faßt man am alten Schrangenplatze Poſto, wo der ungeheure Bau ſeiner ganzen Länge nach vor uns liegt, ſo bringt das Mondlicht eine ganz zauberhafte Wirkung hervor. Es ſchießen nämlich dann die geſchwungenen durchbrochenen Pfeiler und Bogen des nach Oſten gekehrten hohen Chores ſo eigenthümlich zuſammen, daß ſie mit dem Glockenſpielthurme auf dem Dache genau die Form einer rieſigen Krone annehmen. Man ſagte, der Baumeiſter habe dies im Plane beabſichtigt, um in dieſem großarti-

gen Kronenbilde die Reichsfreiheit darzuſtellen, welche die deutſchen Kaiſer der aufblühenden Handelsſtadt verliehen.

Das „nordiſche Venedig“ nennen alte Chroniſten die Königin der Hanſa, im Munde des Volkes aber hieß ſie Jahrhunderte lang „Freude aller Leute,“ während Dichter ſie mit dem Beiwort „heilig“ ehrten. Lübeck hat weder einen gran canale noch einen Ponte Rialto, noch ſchwimmt es mitten in farbenglänzender Meerfluth, überwölbt von ſonnig warmer ſüdlicher Himmelspracht. Dennoch iſt der Vergleich mit Venedig nicht ganz aus der Luft gegriffen, was man am Deutlichſten in heitern Mondnächten bemerken kann.

Lübeck's Rathhaus iſt ohne Frage eines der ſeltſamſten und dabei maleriſchſten Bauwerke, die es gibt. Wer jemals in Venedig war und in ſchwarzer Gondel ruhend über die Lagunen ſich rudern ließ, um an der Piazetta auszuſteigen, der wird beim Anblick dieſes Rathhauſes ſogleich an den Dogenpalaſt erinnert. Beide merkwürdige Gebäude gleichen einander nicht im Entfernteſten, und doch haben ſie im Bauſtyl etwas ſo Eigenthümliches und Verwandtes, daß man ſie mit einander vergleichen muß. Am auffallendſten wieder tritt dieſe Charakterähnlichkeit bei Mondſchein hervor.

Gehen wir dann über den viereckten Marktplatz, die Holſtenſtraße hinunter, über die Holſtenbrücke, die früher

durch ihre merkwürdige Steilheit auffiel und jenſeits welcher das ſchon erwähnte alte Holſtenthor in weichem Dämmer ruht, wie eine verſteinerte Mähr der Vorzeit, und wenden uns hier rechts den Ueberbleibſeln des Walles zu; ſo können wir beim Anblick der alten Stadt abermals der Königin der Adria gedenken. Die vom Monde zur Hälfte hell beſchienenen Straßen und ſogenannten „Gruben“, die man von dieſen Höhen herab vollkommen überſehen kann; die hohen Thürme, die zahlloſen maleriſch ausgezackten Giebel der uralten Häuſer, und unten dicht vor uns der glänzende Strom mit ſeinen Schiffen, deren Spieren und Taue in der ſilbernen Nachtluft zu leben ſcheinen — dies Alles gibt ein ſo eigenthümliches Ganzes, daß man nicht müde wird, es zu betrachten, und die Bezeichnung „Venedig des Nordens“ wenigſtens nicht ganz unpaſſend findet.

Schwerer möchte es gegenwärtig werden, Lübeck als „Freude aller Leute“ hinzuſtellen. Die alte Stadt mag dieſen Namen verdient haben, als ſie noch reich, bevölkert, mächtig, in Politik und Handel tonangebend und gebietend war im ganzen Norden. Damals muß es eine Luſt geweſen ſein, in Lübeck zu leben und zu wirken. Leider ſind dieſe glücklichen und großen Tage längſt ſchon vorüber und von dem jetzt lebenden Geſchlecht auch größtentheils vergeſſen. Lübeck iſt nicht mehr die „Freude

aller Leute," es iſt eine Stätte geworden, wo es einem viel eher wehe zu Muthe wird. Nur die Denkmäler aus der großen Vorzeit ſind geblieben, und man erfreut ſich an dieſen beſonders des Nachts, wenn die Kleinheit der neueren ſchwächlichen Generation den großen Schatten der Vergangenheit uns nicht verſcheucht, der alsdann wie ein Schutzgeiſt die ſtill gewordene Stadt umſchreitet und behütet.

Iſt es doch, als ſei Lübecks Glück untergegangen mit dem Untergange eines ſeiner größten Söhne, des gewaltigen Jürgen Wullenweber. Seit dem Tode dieſes Mannes begann es zu ſinken, an Macht, Einfluß, Kraft zu verlieren. Seltſam! Dieſer Wullenweber war ein Mann von eminenter Thatkraft, nur das, was den ſtrebenden Mann groß macht und groß erhält, nur das fehlte ihm — Glück! Wullenweber hatte immer Unglück. Selbſt nach ſeinem gewaltſamen Tode, behauptet die Sage, haftete der Fluch des Unglücks an dem, was ihm bei Lebzeiten gehörte. Ein altes Giebelhaus, nicht eben beſonders ausgezeichnet, aber ſo recht hanſeatiſch verſchnörkelt, bezeichnete die Tradition als das Wohnhaus Jürgen Wullenwebers. Es lag in der Königsſtraße und bildete die Ecke der Hüxterſtraße. Das Volk behauptet, nie ſei ein Bewohner dieſes gewiſſermaßen vom Schickſal verfehmten Hauſes auf einen grünen

Zweig gekommen, Jeder habe mit Fatalitäten zu kämpfen gehabt. Im October 1849 wollte es nun der Zufall, daß mitten in der Nacht just dieſes Gebäude ein Raub der Flammen wurde, und zwar ſo gründlich, daß buchſtäblich nichts als ein Trümmerhaufe davon übrig blieb. Vielleicht haben die zuſammenſtürzenden Wände auch das Unglück Wullenwebers begraben und den Fluch geſühnt, den der grimmig verfolgte Mann wahrſcheinlich über ſeine Geburtsſtätte ausgeſtoßen hat.

---

2. Ein Weinhaus an der Trave.

„Ich muß dich nun vor allen Dingen
In luſtige Geſellſchaft bringen,“

rufe ich mit Mephiſtopheles dem Leſer dieſer flüchtigen Skizzen zu, indem ich ihn bitte, mich an den Hafen zu begleiten. Hier liegt zwiſchen Becker- und Fiſchergrube ein hochgiebeliges Haus, welches der weithin ſichtbare Laubkranz, in deſſen Mitte eine vergoldete Weintraube leuchtet, als Weinhaus bezeichnet. Bei den lübeckiſchen Reichsfreiherren reinſten Waſſers iſt es vielleicht nicht ganz faſhionabel, in bezeichnetem Hauſe einzuſprechen;

denn nach althergebrachter Sitte hat hier im nordiſchen Venedig auch jeder Stand ſeinen beſondern Vergnügungsort für ſich. Wer ſich dieſer Sitte nicht ſtreng fügt, darf für nachträgliche Bemerkungen nicht Sorge tragen. Dem Fremden und ſich erſt Einlebenden geſtattet die Humanität der Republik etwas mehr Freiheit der Bewegung; die meiſten nehmen ſich dieſelbe auch, ohne viel zu fragen, was jedenfalls am rathſamſten iſt.

Eines Tags nun, wo ich, verſtimmt durch den ewig trüben Himmel und das unaufhörliche Pfeifen des Nordwindes, den Kai hinunterſchlenderte und gar keinen Gefallen fand weder am Mann noch am Weib, wie Hamlet ſagt, gerieth ich in die Gegend dieſes Weinhauſes. Dem lebhaften Geſpräche nach, das bis auf die Straße zu vernehmen war, mußte es luſtig darin zugehen, und neugierig gemacht, trat ich ein. Eine Glasthüre führt, wie bei allen ächt lübiſchen Häuſern, auf die breite, ungemein tiefe Diele, die mit einer Reihe prächtig gearbeiteter großer Weinfäſſer garnirt iſt. Auf einem derſelben reitet ein jugendlicher Bachus, dickbäuchig, ſchmunzelnden Geſichts, eine Traube in der kleinen Hand zerdrückend. Ein anderes Faß ruht auf kunſtvoll geſchnitzten Thierköpfen, die halb in's Löwen-, halb in's Seehundsgeſchlecht hinüberſpielen. Nachdem ich mir dieſe höchſt reſpektabeln Behälter wahrſcheinlich trefflicher Weine genau

betrachtet hatte, öffnete ich die Thüre des Gastzimmers und war nicht wenig verwundert über den Anblick, der sich mir darbot.

Man denke sich einen Zimmerraum, schmal, ziemlich lang und sehr hoch. Dieser Raum erhält sein Licht durch zwei breite und hohe Fenster, durch deren krystallhelle Scheiben der Blick auf die Masten der Seeschiffe im Strome und auf den bewaldeten hohen Wall fällt, welcher Trave und Wallgraben scheidet. Das Zimmer ist, selbst an sonnighellen Tagen, immer etwas dunkel, denn alle vier Wände, Decke, Tische, Bänke, Stühle sind schwarz, kohlschwarz. Kunstvolles Getäfel, aus festem Eichenholz zierlich geschnitzt, bekleidet die Wände, bildet, verschobene Vierecke darstellend, die Decke. In einer Höhe von sieben bis acht Fuß über dem Fußboden springt ein breiter Sims aus dem Tafelwerk vor, sinnreich verziert durch meisterhaft geschnitzte Köpfe voll charakteristischen Ausdrucks. Unter diesem Sims zeigt das Schnitzwerk Guirlanden von Weinlaub, die sich um eine Reihe mannigfachster Holzschnitzbilder ranken. Der unbekannte Künstler dieses höchst werthvollen Schnitzwerks muß ein lustiger Schalk gewesen sein, der jedenfalls Luthers derben Reimspruch:

»Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang,«

dem Wortlaute nach befolgt hat; denn Wein, Muſik und Gott Amor mit ſeinem Köcher ſpielen in dieſen Holzhautreliefs eine große Rolle. Hin und wieder wird der Humor des Künſtlers mittelalterlich derb und nimmt es mit der Wohlanſtändigkeit, wie unſere etwas prüde Zeit ſie verlangt, nicht allzu genau. — Im Getäfel des einen Fenſters ſteht die Jahreszahl 1644, woraus ich ſchließe, daß in dieſem Jahre das in ſeiner Art ganz einzige Schnitzwerk beendigt worden ſein mag.

Oberhalb des Simſes iſt eine Reihe ziemlich großer Gemälde in das Getäfel eingelaſſen, Darſtellungen aus der bibliſchen Geſchichte, auf Holzplatten gemalt. Leider hat ſie das Alter größtentheils unkenntlich gemacht, was um ſo mehr zu bedauern iſt, als ſie nicht ohne Kunſtwerth zu ſein ſcheinen. Bei dieſer Zerſtörung ſind die mit goldenen Lettern eingefügten Reimſprüche unter jedem einzelnen eine erfreuliche Zugabe. Dieſes Zimmer iſt meines Wiſſens niemals einer Beſchreibung gewürdigt worden, daſſelbe hat aber für Reiſende, welche an alterthümlichen Kunſtgebilden Gefallen finden, jedenfalls Werth. Das erſte unter dem braunen Dunſtanflug kaum noch kenntliche Gemälde unten rechts vom Oſten ſtellt die Verkündigung Mariä dar und zeigt den Reimſpruch:

»Eine Jungfrau vom Geiſt ſchwanger wirt
Und daß Ewige Wort gebirt.«

Auf dem nächſten Bilde ſehen wir die Geburt Chriſti den Hirten verkündet, mit der Erklärung:

»Die Geburt Chriſtus wirt offenbahr
Den Hirten durch der Engel Schaar.
Zu Bethlehem Chriſtus wirt gebohren
Von einer Jungfrauen außerkohren.«

Es folgt die Beſchneidung des Herrn. Dieſes Bild trägt folgenden Vers:

»Hie wird beſchnitten Jeſu Chriſt,
Der dieſes Geſetzes Ende iſt.
Durch Buß beſchneid o Menſch dein Hertz,
So kömbt zu nutz dir Chriſti Schmertz,«

u. ſ. w. bis zur Kreuzigung Chriſti.

Dieſes originelle Weinzimmer erfreut ſich Jahr aus Jahr ein des lebhafteſten Beſuches, und zwar von Gäſten, die mit vollem Recht auf Originalität Anſpruch machen dürfen, deren ganzes Weſen, Thun und Treiben vortrefflich zu dem Humor paßt, der aus den holzgeſchnitzten Wänden auf ſie herab kichert. Es iſt die Weinſtube der Schiffer, d. h. der Schiffskapitäne.

Mit vielgereiſten Leuten zu verkehren iſt immer angenehm, gewöhnlich auch belehrend, wenn man nur nicht ſo dünkelhaft iſt, ſich einzubilden, man könne nichts lernen von Menſchen, welche nicht nach der Schnur geſchult worden ſind. Bücherweisheit kramt ein Schifferkapitän,

der dreißig Jahre lang die See gepflügt hat und vom Eiskap bis zum Feuerland alle Strömungen und Untiefen der verſchiedenen Meere kennt, allerdings nicht aus, aber von ſeinen Erfahrungen, ſeinen Erlebniſſen möchte ſich auch der Gelehrteſte etwas zulegen können, ohne an Tiefe, Weisheit und Originalität zu verlieren. Dieſe an Sturm, Drang und Noth gewöhnten Männer beſitzen ſammt und ſonders etwas, das ich bereitwillig reſpektire, nämlich große Geiſtesgegenwart, nie wankende Ruhe, raſche Entſchloſſenheit und eine Energie des Willens, die unſeren Regierungsherren zu wünſchen wäre, deren Thun und Laſſen leider mehr dem Spiel von Wichtelmännchen, als dem Handeln von Männern gleicht, welche in der harten Schule des Lebens geſtählt worden ſind.

Lübiſche Seefahrer bilden den Stamm erwähnter Weinhausgeſellſchaft, doch fehlt es auch nicht an Kapitänen anderer Nationen. Man kann annehmen, daß die Führer aller in Lübeck und Travemünde einlaufenden Seeſchiffe im Weinhauſe an der Trave ſich einfinden, um hier junge und alte Collegen zu begrüßen, vergangener Zeiten ſich zu erinnern, die Gegenwart heiter zu genießen und die neueſten Erlebniſſe ſich gegenſeitig mitzutheilen. Nur Einzelne, die entweder das Alter gebeugt hat, oder die müde des langen Umherirrens, das ſauer Erworbene in Ruhe und Behaglichkeit genießen wollen, liegen

Jahr aus Jahr ein hier vor Anker. Die meisten bleiben nur Tage und Wochen, um auf's neue in See zu gehen, nach Monaten oder Jahren wiederzukehren oder sich versenken zu lassen in die gemeinsame Gruft aller Seefahrer, die grüne See, über deren rollende Hügel sie mit den leuchtenden Hoffnungsschwingen ihrer Segel sorglos forttreiben an ferne und nahe Küsten.

Oft, wenn viele Schiffe zu gleicher Zeit einlaufen, gleicht das Weinhaus an der Trave einer Bauhütte am Thurme zu Babel, so viele verschiedene Völkerzungen hört man hier erklingen. Ueberwiegend und herrschend sind im Allgemeinen die nordischen Sprachen. Wohltönendes Schwedisch, dessen vokalreiche Laute und sonore Endungen der Worte bisweilen an das melodische Italienisch erinnern, mischen sich in weiches, fast „talfernd" klingendes Dänisch. Wunderlich anzuhörendes Finnisch wechselt ab mit kräftigem Russisch, das sich für den Gesang sehr gut eignet und überhaupt eine nichts weniger als unangenehm tönende Sprache ist. Man hört auch Englisch, Französisch, Norwegisch und Holländisch sprechen, sehr selten Spanisch, Portugiesisch und Italienisch; dagegen hat man oft Gelegenheit, die eigenthümlichen Kehllaute der Letten und Esthen zu vernehmen, die nicht sowohl europäischen als asiatischen Ursprungs zu sein scheinen.

So viele verſchiedene Nationalitäten ſind jedoch kein Hinderniß für lebhaften Verkehr und allgemeines Geſpräch, denn über dem gewaltigen Sprachchaos ſchwebt als leuchtende Sonne, deren Schein dem Sohne der finniſchen Lappmark eben ſo verſtändlich iſt als dem ſeefahrenden Bewohner des Tajo, das naive, gemüthliche Plattdeutſch, daß jeder Schiffskapitän mit Leichtigkeit ſpricht, weßhalb es denn an dieſen Küſtenſtrichen allgemeine Volks- und Verkehrsſprache geworden iſt.

Das plattdeutſche Sprachidiom, das der Mittel- und Süddeutſche nur dem Namen nach kennt, und das von deutſchen Sprachforſchern häufig ſehr von oben herab beurtheilt wird, iſt von unglaublicher Biegſamkeit und ſcheidet ſich wieder in eine zahlloſe Menge von Dialekten, die zwar gleichen Stammes ſind, dennoch aber viele und wunderliche Abweichungen in den Wortfügungen unter einander haben. Ein zutreffendes Urtheil über die plattdeutſche Sprache darf ſich nur der Eingeborene erlauben, vorausgeſetzt, daß er die geiſtige Befähigung überhaupt dazu beſitzt. Ein Nichteingeborener kann tiefe Studien machen, kann Jahre lang in die Geheimniſſe der plattdeutſchen Sprachfügungen einzudringen ſich bemühen, und wird doch ſchwerlich dazu kommen, mit Beſtimmtheit ſagen zu können: ich hab' es gefunden!

Glaube ja Niemand, es ſei leicht Plattdeutſch zu lernen! Im Gegentheil, ich bin der Meinung, daß man eher jede andere, mit dem Deutſchen gar nicht verwandte Sprache ſich zu eigen machen kann, als das Plattdeutſche. Verſtehen lernt man es allerdings bald, wie es überhaupt die Eigenſchaft beſitzt, ſich mit ſeinen weichen, herzlichen Lauten leicht einzuſchmeicheln und gleich einer Schlingpflanze mit tauſend Häkchen ſich an Jeden anzuklammern. Man lernt ſich auch bald oder doch nach einiger Zeit plattdeutſch ausdrücken; allein dieſer Ausdruck iſt darnach. Kein Oberdeutſcher ſpricht das Platt richtig, er ſnackt es blos. Ich möchte mich anheiſchig machen, es mit einiger Vorſicht ziemlich richtig zu ſchreiben, richtig ſprechen werde ich es eben ſo wenig lernen als irgend ein Anderer, der es nicht ſchon mit der Muttermilch eingeſogen hat.

So auffallend dieß klingen mag, ſo leicht erklärlich iſt es. Meines Wiſſens gibt es keine plattdeutſche Grammatik; Alles in dieſer Sprache iſt entweder überliefert oder durch den Gebrauch, der ſich ändern kann, geheiligt. Gewiſſe Regeln, namentlich in der Abweichung der Wortbildungen von den entſprechenden hochdeutſchen Worten, ſind leicht zu erkennen, leicht zu faſſen und, falls die Zunge Geſchmeidigkeit genug beſitzt, auch leicht im Sprechen anzuwenden. Allein dieß reicht noch lange

nicht hin, um die plattdeutſche Zunge nur einigermaßen richtig zu gebrauchen. Die größte Schwierigkeit für alle Oberdeutſchen liegt in der eigenthümlichen Willkür, hochdeutſche Worte in das Platte einzufügen und ein und daſſelbe Wort halb platt und halb hochdeutſch zu beugen. Hinter dieſes Geheimniß zu kommen, das dem Eingebornen, ohne daß er ſich darüber Rechenſchaft ablegt, zur andern Natur geworden iſt, müht man ſich völlig vergebens ab. Glaubt man's zu haben, ſo entſchlüpft es ſchon im nächſten Augenblicke wieder. Es wäre leicht, eine Menge ſolcher Worte hier anzuführen, ließe ſich eine Regel damit aufſtellen; dieß iſt aber nicht der Fall. Wie eigenſinnig im Ausſprechen der Worte der Plattdeutſche iſt, beweiſt z. B. das Wort „einerlei." Der platt Sprechende ſollte dieß „enerlee" ausſprechen, aber nein, es heißt immer „enerlei." Man kann dabei wirklich fragen: warum nicht „einerlee? Und ſo geht es mit einer Menge Worte. Aus dem ä macht der Plattdeutſche faſt immer ein e (was, beiläufig bemerkt, der geborene Lübecker auch im Hochdeutſchen zu thun liebt; es ſoll vornehm klingen), und umgekehrt aus dem e ein a. Der Indicativ wird ihm gewöhnlich (wenigſtens im Ohr des Hochdeutſchen) zum Conjunctiv, namentlich bei dem Hülfszeitwort „ſein" ꝛc. Kurz, es gibt eine ſolche Menge Eigenthümlichkeiten in dieſem weit verbrei-

teten Sprachidiom, daß ſich ein ganzes Buch darüber ſchreiben ließe. — Dazu kommen nun noch die zahlloſen Abweichungen der verſchiedenen Dialekte. Gutes Platt ſpricht man an den Oſtſeeküſten am Beſten wohl in Holſtein und Schleswig bis zur Flensburger Bucht. Auch das Platt in und um Lübeck zähle ich zu den beſſern Dialekten. In Mecklenburg iſt es ſchon weniger gut, in Hamburg voll und ſchwer tönend und in Dithmarſchen ſo ſeltſam gemiſcht mit anderwärts entweder nicht üblichen Worten, oder mit ſo vielen andern Fügungen, daß man ſich häufig auf's Rathen legen muß.

Eine Eigenthümlichkeit der Lübecker, die auch in ihrem Platt ſich findet, iſt die ganz außerordentlich harte Ausſprache des t, m und l am Anfang eines Wortes. Kein geborener Lübecker wird „möglich“ ſprechen; in ſeinem Munde klingt das Wort genau wie „mmöglich.“ Zwei m ſetzt er wenigſtens vor, mancher kann's ſogar auf drei bringen. Eben ſo macht er es z. B. mit „lächerlich,“ das immer wie „hlächerlich“ klingt. Dieß wiederholt ſich im Platten, wo am ſtärkſten das t zu Anfang eines Wortes betont wird. Die Redensart „gah man to“ (geh fort, geh zu) ſpricht man hier zu Lande immer aus: „gah man tto.“

Nach dieſer Abſchweifung wende ich mich zurück zu der Geſellſchaft, deren lebhafter Verkehr in dem beliebten

und gemüthlichen Volksdialekte Nordalbingiens und der östlichen Küstengegenden mich zu vorstehenden Bemerkungen veranlaßte.

Seeleute pflegen derb zu sein. Daher kommt es, daß die Worte bei ihren Unterhaltungen nicht auf die Goldwage gelegt werden, was denn ihren Gesprächen gewöhnlich eine höchst charakteristische Färbung gibt. Vieles, was einem gebildeten Ohr in hochdeutscher Mundart gar zu hart und stark klingen würde, ist in plattdeutscher nur drollig; dieselbe ist überhaupt ungemein reich an scherzhaften Bezeichnungen. Erzählungen von Abenteuern auf der See, von tollen, ausgelassenen Streichen, wie der Uebermuth schäumender Jugend sie nach überstandenen Gefahren gern verübt, nehmen sich gar trefflich aus, wenn sie in plattdeutscher Zunge geläufig und mit gutem Humor vorgetragen werden. Ich habe wiederholt dergleichen Geschichten mit großem Ergötzen erzählen hören und finde wohl später einmal Zeit, einige davon in's Hochdeutsche übersetzt, mitzutheilen.

Heiterer, bisweilen auch wohl plumper Scherz ist vorherrschend in den Unterhaltungen dieser Seemänner. Es war daher ein ganz artiger Einfall von dem Besitzer des Hauses, ein Porträt des Schalks aller Schälke, nämlich Eulenspiegels und seiner Ehefrau, in das alterthümliche Sprechzimmer zu hängen. Die lebenslustigen

Augen dieſer beiden glücklichen Schalksnarren, gemalt als fidele Zecher, lachen immer mit gleichem Vergnügen von der ſchwarzbraunen Wand herab auf die roſig gelaunten Seefahrer. Fände ſich auch wirklich einmal ein Grämlicher unter ihnen ein, lange wird ſeine Stirn kaum gefaltet bleiben, ſei's vor Sorge, ſei's vor Schmerz. Das dunkle Blut der Reben von Bordeaux oder heißer ſteifer Grog, aller Seemänner Lieblingsgetränk, verſcheucht die Grillen.

Reiſende, welche einige Tage in Lübeck bleiben, ſollten dem Weinhaus an der Trave nicht vorübergehen. Der gefällige Wirth zeigt Fremden gern ſein intereſſantes Gaſtzimmer, und die gewöhnlich um Mittag am zahlreichſten verſammelten Schiffer ſind viel zu ſehr Naturmenſchen, als daß ſie ſich auch nur Minuten lang ſtören ließen in ihren Unterhaltungen. Hat alſo der Reiſende Glück, ſo kann er drollige Dinge hören, vorausgeſetzt, daß er Plattdeutſch verſteht.

3. Unter der Erde.

Deutſche aller Stämme liebten von jeher nach vollbrachter Arbeit einen guten Trunk in ungezwungener, heiterer Geſellſchaft. Dieſer national deutſchen Sitte haben wir, ſcheint es, die vielen vortrefflichen Kellerräume zu danken, an denen beſonders die größeren Städte Deutſchlands reicher ſind als irgend ein anderes Land. Die berühmteſten, am öfterſten genannten Keller deutſcher Städte ſind wohl der Auerbach'ſche in Leipzig, ſeit Jahrhunderten verwebt mit der Volksſage vom Fauſt, und der Bremer Rathskeller, der in Wilhelm Hauff's „Phantaſien" ebenfalls ſeine poetiſche Verherrlichung gefunden hat. Dem Rathskeller zu Lübeck iſt meines Wiſſens ſolche Ehre noch nicht zu Theil geworden, obwohl er ſie nicht weniger verdient; denn in dieſen kühlen, gewaltigen Gewölben tief unter der Erde ſaßen ihrer Zeit die Beherrſcher der Oſtſee, die königlichen Kaufleute von Lübeck, die ſich nicht viel kümmerten um das Stirnrunzeln von Königen und Fürſten, ſondern eben ſo raſch mit dem Schwert bei der Hand waren, wenn es

galt, dem Namen der Hanſa zu Ehre und Ruhm zu verhelfen, als im ſtillen Comtoir des waarengefüllten Hauſes die friedliche Feder zu führen verſtanden, um ihren Wohlſtand zu mehren und durch weitverzweigte Handelsverbindungen Kultur und Sitte in ferne Länder zu tragen.

In der Vorausſetzung, daß der Leſer geneigt iſt mir zu folgen, führe ich ihn vom Marienkirchhof nach der belebten Breitenſtraße, vorüber an dem ſchwarz getünchten Ziegelbau des maleriſchen Rathhauſes, in deſſen Wände ſich die Goldſchmiede eingeniſtet haben. Eng zuſammengedrängt, in unglaublich beſchränkten Räumen ſitzen ſie hier Tag aus Tag ein, rüſtig arbeitend wie Bienen und die Erzeugniſſe ihrer kunſtfertigen Hände am Schaufenſter ausſtellend, deſſen ſtrahlende Schätze durch den ſie einfaſſenden ſchwarzen Steinrahmen erſt recht in die Augen fallen.

Durch den mittleren Schwibbogen betreten wir den Marktplatz, ein ziemlich regelmäßiges Viereck. Große ſchöne Häuſer würden ihm ein gefälliges Anſehen geben und mit dem gewaltigen Rathhausbau harmoniren, während derſelbe in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt, von kleinen unſcheinbaren Häuſern eingefaßt, nicht wie der Markt einer großen Handelsſtadt, ſondern wie der Hauptplatz einer mittelgroßen Provinzialſtadt erſcheint. Dennoch

weilt Jeder gern auf dieſem Marktplatze, denn Niemand kann ſich ſo leicht ſatt ſehen an dem originellen Rathhausbau, der, obwohl allen reinen Styls entbehrend, doch Jedermann befriedigt und immer von Neuem wieder anzieht. Eben ſo ſonderbar als maleriſch nimmt ſich die rothe Ziegelmauer aus, die eigentlich ohne allen erſichtlichen Zweck hoch über das Dach emporragt, auf dem äußerſten Sims drei Thürmchen trägt, die man weithin ſieht, zwei kreisrunde große Oeffnungen hat und mit dem Reichsadler im goldenen Felde wie mit dem rothweißen lübeckiſchen Farbenſchild gar ſtolz verziert iſt. Dieſen ſchwarzen Doppeladler und die lübeckiſchen Farben haben die alten Hanſeaten an öffentlichen der Stadt gehörigen Bauwerken ſo oft wie möglich angebracht. Auf der Marktſeite des Rathhauſes finden wir ſie einmal in dem Gemäuer, am Burgthorthurme ſind ſie in ganz gleicher Weiſe dem glänzenden Ziegelwerke eingefügt, und ſo noch anderwärts.

Vom Bogengange des nördlich gelegenen Flügels führt in den Rathskeller eine breit vielſtufige Treppe hinab, die recht reichsſtädtiſch ausſieht. Gegenüber dieſer Treppe, dicht unter der hochgeſchwungenen Wölbung, ſind auf breiter Tafel die Wappen aller deutſchen Staaten abgemalt, das unerquickliche Bild deutſcher Vielherrſchaft und Vielköpfigkeit, weshalb wir uns auch raſch davon

abwenden, um uns nicht Laune und Appetit zu verderben. Breit, tief und lang könnte der bloße Vorraum des Lübecker Rathskellers recht gut als Ballsaal benutzt werden; auf dieser Kellerdiele ist Platz für einige hundert tanzende Paare. In den Zeiten hanseatischer Blüthe mag hier wohl ein sehr reges Leben geherrscht haben, gegenwärtig ist es, mit Ausnahme der Markttage und des Sonntags, ziemlich still. Nur Fremde und einzelne Gesellschaften finden sich bisweilen daselbst ein, um ungestört und unbelauscht bei traulichem Gespräch einen Labetrunk zu thun.

Vor den Eroberungskriegen der französischen Heere unter Napoleon soll der Lübecker Rathskeller überaus wohl versorgt gewesen sein mit kostbaren alten Rhein- und Moselweinen. Die Franzosen fanden diese unterirdischen Schätze ganz nach ihrem Geschmack und verleibten sie mit derselben Gemüthsruhe dem französischen Kaiserreiche ein wie die Hansestadt selbst. Bei der Wiederherausgabe letzterer war von den entführten Weinen keine Spur mehr zu entdecken.

Im Keller zu Lübeck findet man keine so abgeschlossene kleine Zellen, wie es deren im Bremer Rathskeller gibt, dafür aber hat man die Wahl unter gemüthlichen, ziemlich großen Räumen, die alle eigene Namen führen und im Winter gewöhnlich mehr oder weniger von

beſtimmten Geſellſchaften beſucht werden. Unter dieſen abgeſonderten Gewölben iſt die Roſe beſonders intereſſant. Man zeigt hier noch die Plätze, wo die berühmten Lübecker Bürger Jürgen Wullenweber, Markus Maier und Alexander von Soltwedel zu zechen pflegten; wo ſie ihre politiſchen Pläne beſprachen, und jene gewaltige Bewegung hervorriefen, die leider eine ſehr traurige Wendung nahm und viel Blut koſtete, ohne dem Staate irgend welchen Segen zu bringen. Auch die Lilie und der Magiſtrat ſind ſchöne Räume, die viele Menſchen faſſen. Jener führt ſeinen Namen von einer an der Wölbung befindlichen Lilie, dieſer von den Gäſten, die gewöhnlich hier zechten. Die Magiſtratsmitglieder hatten es ſich recht bequem eingerichtet. Eine Treppe führt in den „Magiſtrat“ genannten Kellerraum aus dem Rathhauſe herab und verbindet die Sitzungszimmer der lichten Oberwelt direkt mit den dunklen Höhlen der Unterwelt. Jetzt iſt dieſer Eingang von oben nach unten verſchloſſen. Man ſagt, es ſei dies geſchehen, um den tagenden Vätern der Stadt nicht gar zu viel Gelegenheit zu geben, die Weisheit mit Thorheit zu verbrämen.

Ein ſehr geräumiges Gemach bildet die ſogenannte Zelle. Hier pflegten in alter Zeit die reichen Patrizierſöhne ihre Hochzeitſchmäuſe zu halten. Das Zimmer

ſcheint von Anfang an dazu beſtimmt geweſen zu ſein, wenn dem plattdeutſchen ſchalkhaften Reime zu trauen iſt, dem man noch heut an dem Sims des alterthümlichen Kamines lieſt. Er lautet:

»Mannich Mann lude ſynget,
Wen man em de Brudt bringet;
Wiſte he, wat man em brachte,
Det he veel lewer weenen mochte!«

Dem breiten, mit koloſſalen Stückfäſſern auf beiden Seiten eingefaßten Gewölbegange gegenüber, welcher zu dieſer Junkerzelle führt, befindet ſich auf der Marktſeite auf niedriger Erhöhung eine ziemlich lange Tafel, um die als Sitze zwei ſchmuckloſe Holzbänke laufen. Dieſer Zechtiſch, in die tiefe Fenſternische hinein geſchoben, iſt eine der größten Merkwürdigkeiten Lübecks, wenn die Sage, welche daran haftet, wahr iſt. Man nennt ihn den Admiralstiſch und erzählt, daß er aus einer Planke des letzten Lübiſchen, mithin auch deutſchen Admiralſchiffes gezimmert worden ſei.

Mich überſchlich allemal ein wehmüthiges Gefühl, ſo oft ich die wurmſtichige, vielfach ausgebeſſerte ſchwarzbraune alte Schiffsplanke zu Geſicht bekam; denn es wollte mich bedünken als träte in dieſem Bilde das trübe Geſchick Deutſchlands in ſeiner ganzen Troſtloſigkeit vor mich hin. Wurmſtichig, zerſpalten und zernagt wie dieſer

alte lübiſche Zechtiſch iſt auch der vielgliedrige Staatskörper unſers Vaterlandes. Was etwa in ihm noch übrig geblieben iſt von der Vergangenheit Größe und Ruhm, das iſt eben auch nur Trümmer eines ehedem herrlichen Baues, iſt mühſam zuſammengeflickt wie dieſe letzte Planke des längſt vermoderten Admiralſchiffes. Man fragt ſich unwillkürlich, wenn der goldene Saft der Reben im grünen Römer blinkt, und die Gläſer über dem morſchen Eichenholz zuſammenklingen auf des Vaterlandes zukünftige Größe — wann wird wohl die Zeit kommen, wo dieſe Wünſche in Erfüllung gehen?

Die Antwort auf ſolche Frage lautet nicht tröſtlich, ſo lange Einheitsbeſtrebungen nur zu noch größerer Zerſplitterung der einzelnen deutſchen Stämme führen. Es wird aus Deutſchland eben ſo wenig ein gebietender Staat, als aus einzelnen Stücken Holz ein Schiff ſo lange die leitende Hand eines geſchickten Baumeiſters ſie nicht kunſtgerecht zuſammenfügt. Vielleicht aber iſt dieſe Zeit doch näher, als man glaubt. Vielleicht zimmert man bereits, ſei's vor der Hand auch nur in verborgener Stille, an dem Kiele, auf welchem das Staatsſchiff Deutſchland ruhen ſoll. Kommt es dereinſt dazu, dann mögen die Glücklichen, welche dann noch leben, froheren Muthes am Admiralstiſch im lübiſchen Rathskeller zechen, als wir es können; denn dann werden bald genug deut-

ſche Wimpel an den Maſtſpitzen deutſcher Schiffe auf allen Meeren flattern.

Auf das Herannahen dieſer hoffnungsvollen Lage leeren wir noch ein Glas über der alten Planke, vergeſſen nicht einige Tropfen vom edlen Naß den untern Göttern zu weihen, und ſteigen wieder empor in die ſonnige Oberwelt.

---

4. In Sanct Marien.

Auf dem höchſten Punkte des oblongen Hügelrückens, welchen die Häuſermaſſen Lübecks bedecken, liegt die Marienkirche, ein koloſſaler gothiſcher Ziegelbau in edelſtem Styl, ſowohl durch ſeinen Umfang wie durch ſeine Höhe. Dieſe Kirche iſt das Augenmerk jedes Ankömmlings, und verdient es zu ſein. Sie darf ſich getroſt mit den größten und ſchönſten Tempelbauten ganz Deutſchlands meſſen, wenn auch ihre beiden ungeheueren Thürme all' jener Zierrath und jenes architectoniſchen Schmucks entbehren, woran die gothiſchen Bauwerke im Süden und Weſten Deutſchlands, in Frankreich, Belgien und England ſo reich ſind.

Mir ſind wenige Kirchen bekannt, deren Inneres einen ſo erhebenden, die Seele befriedigenden Eindruck macht. Dieſer Eindruck wäre noch tiefer und reiner, ſtieße das Auge des Beſchauers nicht auf ſo viel Ungehöriges, das Wände und Säulen verunſtaltet und die Harmonie des Ganzen ſtört. Die vielen Schilder und Grabmäler daran, von denen die meiſten keinen Anſpruch auf Kunſtwerth machen können, ſind eine ſehr unerfreuliche Beigabe. Könnte man ſich derſelben entäußern, ſo würde die Kirche ungemein an Schönheit gewinnen und beſonders der Anblick der drei Schiffe von Weſt nach Oſt ein außerordentlich erhebender ſein. Das Mittelſchiff, 134 lübiſche Fuß hoch, wird von einer Wölbung geſchloſſen, die, von unten betrachtet, mit ihren feingeſchwungenen Bogen einen herrlichen Anblick gewährt. Dieſe außerordentliche Höhe des Mittelſchiffs macht ſich ſchon von außen bemerkbar, indem über die an ſich ſchon ſehr hohen Seitenwände der Kirche ein mit vielen Fenſtern verſehener Oberbau hervorragt, der faſt das Anſehen einer zweiten Kirche hat. Die Verbindung dieſes Oberbaues mittelſt durchbrochener Schwibbögen, welche auf den Außenpfeilern ruhen, nimmt ihm das Sonderbare, läßt ihn gewaltig erſcheinen und verleiht ihm gefällige Form und Schmuck.

Während der guten Jahreszeit steht die Marienkirche täglich Jedermann offen, namentlich in den Mittagsstunden. Schlag zwölf finden sich dann gewöhnlich eine Menge Besucher in ihren kühlen Säulenhallen ein, um sich vom Küster die einzelnen Kapellen erschließen zu lassen und je nach Geschmack und Bildung die daselbst vorhandenen Kunstwerke und alterthümlichen Merkwürdigkeiten zu betrachten. — Es ließe sich eine lange Abhandlung über das Innere der Marienkirche schreiben, wollte ich erschöpfend sein; da jedoch diese Schildereien nur andeuten sollen, nur Schraffirlinien zu einem Gemälde bilden, erwähne ich blos das Bedeutendere.

Betritt man die Kirche von der Südseite, so ist es rathsam, nicht durch den Haupteingang, sondern durch die westlichere Thür der sogenannten Briefkapelle in das Schiff zu gehen. Diese Kapelle, jetzt leider, wie mir scheint, ein bloßes Reservoir für altes Gerumpel, für Balken, Bretter, Kalkfässer und Arbeitsgeräthe, würde, zweckmäßig ausgeschmückt, eine wahre Zierde des prachtvollen Gotteshauses sein. Ihre außerordentlich schöne Wölbung ruht auf zwei schlanken achteckigen granitenen Monolithen, von denen jeder 32½ Fuß hoch ist. Man erzählt sich, es seien diese seltenen Säulen von der Insel Bornholm nach Lübeck gebracht worden. Die einfach weiß getünchte Kapelle ward 1310 erbaut,

war urſprünglich der Mutter Gottes gewidmet, erhielt aber ſpäter den Namen St. Annen- oder Briefkapelle. Als noch die alte Kirche im Norden Deutſchlands blühte, pflegte man die Ablaßbriefe daſelbſt aufzuhängen, auch gemalte Heiligenbilder, Briefe genannt, zu verkaufen, was ihr den jetzt noch gebräuchlichen Namen gegeben haben mag.

Durchſchreiten wir jetzt das Innere des gewaltigen Baues ſeiner ganzen Breite nach und wenden uns im nördlichen Schiffe oſtwärts, ſo gelangen wir zum Eingang der berühmten Todtenkapelle, die uns der greiſe Küſter bereitwillig erſchließt. Dieſe Kapelle enthält eine der vorzüglichſten Merkwürdigkeiten Lübecks, den originellen, in ſeiner Art ganz unvergleichlichen Todtentanz. Perſönlich bin ich, aufrichtig geſtanden, für die fratzenhafte Darſtellung des Todes, wie die chriſtliche Mythe ihn ſich vorſtellt, und wie er in der Phantaſie aller chriſtlichen Völker fortlebt, nicht ſonderlich eingenommen. Ein Todtengerippe kann meiner Anſicht nach niemals ſchön ſein und ſollte deshalb nie Gegenſtand künſtleriſcher Gebilde werden. Die chriſtliche Welt indeß, beſonders die chriſtlich-germaniſche, hat ſich ſo befreundet mit dieſer ſchauerlichen Abbildung des Todes, daß die Wenigſten etwas Unſchönes in einem gemalten Todtengerippe finden. — Kann man nun das Abſtoßende

in dieſer Darſtellung vergeſſen, ſo iſt nicht nur der Gedanke ein tief poetiſcher, auch die Durchführung deſſelben in ihrer reichen Mannigfaltigkeit erregt Bewunderung.

Man nimmt gewöhnlich an, daß der nun zerſtörte Todtentanz in Baſel, der fälſchlich Hans Holbein zugeſchrieben wurde, der bedeutendſte und unübertrefflichſte ſei. Wir kennen denſelben nur aus Nachbildungen, deren die neuere Zeit ja viele gebracht hat. Der Lübecker Todtentanz in der Marienkirche wird indeß jenem Basler Kunſtwerke ſchwerlich viel nachſtehen, obgleich er älter ſein mag. Lange Zeit hielt man das originelle Kunſtwerk ebenfalls für ein Erzeugniß Holbeins, erſt ſpäter brachte man in Erfahrung, daß daſſelbe lange vor der Geburt des großen Künſtlers entſtanden ſei. Bis auf den heutigen Tag weiß man nicht, von wem es herrührt. Ich halte es für das Werk eines erzdeutſchen Malers, denn Alles an dem Gemälde, Geſichtsausdruck der einzelnen Perſonen, Gewandung, und namentlich die eckige Darſtellung der Körperformen iſt ſo mittelalterlich deutſch, ſo kirchlich fromm, ſo naiv unſchön, daß nur ein Deutſcher damaliger Zeit Menſchen ſo nachbilden und ausſtaffiren konnte.

Das umfangreiche Gemälde läuft rund um alle vier Wände der Kapelle und bildet ein aus vierundzwanzig Bildern zuſammengeſetztes Ganzes. Vom Papſte ab-

wärts bis zum Bauer geleitet der Tod tanzend die Vertreter aller Stände zum Grabe. Die Phantaſie des Künſtlers erregt Erſtaunen durch die Variationen, welche ſie der Geſtalt des ſo oft wiederkehrenden Todes zu geben wußte. Dieſer braunſchwarze Knochenmann iſt auf jedem Bilde ein anderer. Der zähnefletſchende Schädel bekommt unter der Hand des genialen Künſtlers Charakter und tritt hier als ſcherzender Lebemann, dort als grinſender letzter Mahner, am dritten Ort als hohnlachender Räuber oder Entführer auf. Den Reigen des originellen Tanzes eröffnet ebenfalls ein Todtengerippe, es ſchreitet den nachfolgenden Paaren als Flötenbläſer voraus. Den Beſchluß des Tanzes macht ein Wiegenkind.

Das Gemälde iſt mehrmals erneuert worden, wodurch es unſtreitig verloren hat. Zuletzt ward es 1783 wieder aufgefriſcht. Jedes einzelne Gemälde (die Figuren ſind in Lebensgröße) war urſprünglich mit einem erklärenden plattdeutſchen Reime verſehen, die recht eigentlich zu dem Bilde paſſen mochten, da ich mir Gemälde altdeutſchen Styles nicht beſſer als in plattdeutſcher Sprache erklärt vorſtellen kann. Malerſtyl und Sprachſtyl ſind hier gleich naiv. Leider waren dieſe Reime großentheils ſo unleſerlich, daß ſelbſt die Chroniſten ſie nicht ganz zu entziffern vermochten und nur einzelne genau auf unſre

Zeit gekommen ſind, darunter die rührende Anſprache des Wiegenkindes an den Tod:

»O Dot, wo ſal ick dat verſtahn?
Ick ſal danſſen unde kan nich ghan!«

Seit dem Jahre 1701 tragen ſämmtliche Bilder hochdeutſche Reimſchriften, die nichts weniger als lobenswerth ſind und den damaligen Präceptor an St. Annen, Nathanael Schlott, zum Verfaſſer haben.

Die Wand hinter dem Gemälde zeigt uns eine Totalanſicht der alten Hanſeſtadt mit den Ufergegenden der Trave bis zu deren Ausmündung in die Oſtſee. Ein zweites Wandgemälde ſtellt eine alterthümliche Burg vor. Es wird behauptet, dieſe Feſte ſei die ſogenannte Olafsburg, die bis zur Zeit der Wullenweber'ſchen Unruhen an der Wackenitz gelegen und ein Sammelplatz der reichen Patrizier Lübecks war, die in ihren Räumen luſtige Gelage und andere Feſtlichkeiten zu feiern pflegten. Die ſtürmiſche Zeit, die auch Jürgen Wullenweber zuletzt verſchlang, zerſtörte die Olafsburg ſo gründlich, daß jetzt kein Stein mehr von ihr übrig iſt.

Zu den werthvollſten Zierden der Marienkirche gehören einige daſelbſt ſorgfältig verwahrte Gemälde älterer und neuerer Zeit. Ich nenne von Werken älterer Meiſter die Meſſe des heiligen Gregor in der ſogenannten

Bergenfahrerkapelle, ein Werk von großartiger Compoſition mit ſehr ſchönen Köpfen. Es iſt mit Leimfarben auf Leinwand gemalt. Leider kennt man den Namen des höchſt bedeutenden Künſtlers nicht. Jedenfalls war es ein Fremder, vielleicht ein Niederländer. Letzteres ſcheint deshalb wahrſcheinlich, weil man in dem Gemälde eine auffallende Aehnlichkeit finden will mit der Austheilung des Kelches von Joſt von Gent, die von allen Kunſtkennern als ein ausgezeichnetes Werk geprieſen wird und ſich in der Kirche St. Agata zu Urbino befindet. Auf dem Diptychon, das in derſelben Kapelle hängt, zeichnet ſich die Abnahme Chriſti vom Kreuze durch edle Compoſition, durch die ſchönen weiblichen Köpfe und durch herrliche Anordnung der Gewandung vortheilhaft aus. Dem Urtheile Waagens zufolge ſoll es den Aſchaffenburger Maler Matthäus Grünwald zum Urheber haben, der von 1480 bis 1530 lebte.

In der freundlichſten, am geſchmackvollſten verzierten aller Kapellen dieſes Gotteshauſes, der Galinenkapelle, hat ein Meiſterwerk neuerer Zeit, eines der werthvollſten, gelungendſten Bilder Overbecks, eines geborenen Lübeckers, paſſenden Platz gefunden. Es ſtellt den Abſchied vom Leichnam des Herrn dar und wurde in Rom gemalt, wo Overbeck einen bleibenden Aufenthalt genommen hatte. Einen meiſterhafter gemalten

Leichnam hat die Malerei wohl ſchwerlich aufzuweiſen. So nur können wir uns den verklärten, für der Welt Sünden ſich opfernden Erlöſer vorſtellen. Wir ſehen vor uns die entſeelte Hülle eines Menſchen, deſſen Leben ihn der Gottähnlichkeit theilhaftig machte, wie ſich die weinende Mutter über ihn beugt, noch einmal die erkaltete Hand ihres Lieblings faſſend. Neben ihr ſteht der tiefgebeugte Johannes mit den milden Geſichtszügen, der weichen Lippe, die immer nur die Lehre von der Liebe predigt; zu Häupten Maria Magdalena mit krampfhaft gefalteten Händen, ihr gegenüber zu Füßen Maria, Marthas Schweſter. Mehr im Hintergrunde ſieht man die würdevollen ernſten, männlich gefaßten Geſtalten des Nikodemus, Lazarus und Joſephs von Armathia, letzterer kenntlich an dem Balſamgefäß, das er in der Hand hält. Die felſige Grabeshöhle und in weiterer Ferne Golgatha, getaucht in die warmen Farben eines ſüdlichen Abends, bilden eine ungemein anſprechende landſchaftliche Umgebung.

Bevor wir die im Oſten der Kirche hinter dem Hochaltar gelegenen Beicht- oder Sängerkappelle erreichen, kommen wir abermals an einem alten Diptychon vorüber, deſſen Entſtehung in das fünfzehnte Jahrhundert fallen mag. Kunſtkenner halten es für das Werk eines Lübeckers aus der altholländiſchen Schule. Mit Aus-

nahme einzelner Köpfe, die mit faſt ängſtlichem Fleiße ausgeführt ſind, enthalten die Gemälde wenig künſtleriſch Werthvolles. Sie ſtellen eine Kreuzigung und die Anbetung der heiligen drei Könige vor.

In der Beichtkapelle feſſelt uns zuerſt ein zweites Gemälde von Overbeck, der Einzug Chriſti in Jeruſalem. Ungleich früher entſtanden als das oben genannte, kommt es dieſem nicht gleich an harmoniſcher Vollendung, obwohl es bereits den werdenden großen Meiſter verräth. Mich ſtörte bei wiederholter Betrachtung immer der zu große Figurenreichthum; denn außer den ſämmtlichen Apoſteln iſt der in Jeruſalem einziehende Erlöſer von einer Maſſe von Frauen, Männern und Kindern umgeben, die zwar alle gut gruppirt ſind, aber doch kein recht anziehendes, wenigſtens kein befriedigendes Ganzes bilden. Für dieſe Menge von Menſchen, unter denen ſo viele bedeutende Perſönlichkeiten ſich befinden, iſt das Gemälde nicht umfangreich genug. Unterhaltender ſind die drei Fenſter von bunter Glasmoſaik, die ſchon ſeit längerer Zeit die Beichtkapelle ſchmücken. Um ſie zu verſtehen und wirklichen Genuß von dieſer überaus kunſtreichen Arbeit zu haben, genügt freilich ein flüchtiger Beſuch nicht. Sie erfordern wirkliches Studium. Als Verfertiger dieſer kunſtvollen Moſaik wird in nach vorhandenen Urkunden Franz, Dominik Livis Sohn aus

Ghambaſſa im Florentiniſchen genannt. Er lebte um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts und galt für den berühmteſten Moſaikbildner ſeiner Zeit. Das mittelſte dieſer Fenſter, die bis 1818 Eigenthum der längſt ſchon abgebrochenen Burgkirche waren, enthält Darſtellungen aus der Legende vom heiligen Hieronymus in lauter ungemein zierlichen elliptiſchen Medaillons, durch deren Zwiſchenräume ſich die feinſten Arabesken nebſt muſicirenden Engeln ſchlingen. Im Fenſter rechts wird uns die Legende vom heiligen Petrus erzählt. Die Moſaik bildet hier runde, aus zwei Theilen beſtehende Medaillons. Im Fenſter zur Linken endlich leſen wir bildlich dargeſtellt die Legende von der Auffindung des Kreuzes. Der Künſtler hat zu dieſer eben ſo ſinnigen als figurenreichen Darſtellung die Form des Quadrats gewählt und ſomit gezeigt, welche Mannigfaltigkeit, verbunden mit feinſtem Geſchmack, ihm zu Gebote ſtand.

Freunde mechaniſcher Kunſtwerke werden hier auch mit Intereſſe die berühmte aſtronomiſche Uhr betrachten, die unter anderm bis zum Jahr 1860 alle eintretenden Sonnen- und Mondfinſterniſſe angibt. Sie ward ſchon 1405 von einem ungenannten Künſtler erbaut, ſpäter mehrmals verbeſſert und nach den neueſten Entdeckungen vervollkommnet. — Kurz vor zwölf Uhr Mittags pflegen ſich an jedem Tage theils in der letztgenannten Kapelle,

theils bei derſelben zahlreiche Neugierige einzufinden, nicht ſowohl, um die erwähnten bedeutenden Kunſtwerke mit Aufmerkſamkeit zu betrachten, als vielmehr um den Mechanismus eines Glockenſpiels zu bewundern, das mit dem zwölften Glockenſchlage den deutſchen Kaiſer nebſt den ſieben Kurfürſten erſcheinen und vor der Figur des Heilandes ſich verbeugen läßt, der ſie ſegnet. Während dieſe Figuren ihre Runde machen, blaſen ein paar Engel Poſaunen; doch will ich nicht behaupten, daß dieſe Poſaunentöne auf der chromatiſchen Leiter zu finden ſind.

An Grab- und Denkmälern berühmter Lübecker iſt die Marienkirche ziemlich reich. Man findet unter andern die Grabesplatten des Bürgermeiſters Lindemann Berk, die eherne Gedächtnißtafel der Familie Wipperinck, Büſten und Denkmäler neuerer um Lübeck verdienter Männer, wie der Bürgermeiſter Peters und Mathäus Tesdorph; ferner ein wohlgelungenes Portrait Heinrich Kerckrings, eines Bürgermeiſters aus dem ſiebzehnten Jahrhundert; endlich Wappenſchilder der berühmten Familien von Hövelen und von Brömſen aus der Glanzperiode des Hanſabundes.

Wer eine ſehr ſchöne Anſicht der Marienkirche von außen haben will, der wandere über den Burgthorwall. Hier tritt ihm die ganze Herrlichkeit des gewalti-

gen Baues entgegen, deſſen beide 432 lübiſche Fuß hohen Thürme, Tag und Nacht von einem Heer ſchreiender Dohlen umkreiſt, meilenweit in das ſegenſtrotzende holſteiniſche Land hinein ſichtbar ſind.

---

5. Das Haus der Schiffergeſellſchaft.

In Seeſtädten werden diejenigen Männer, welche ihr ganzes Leben der Beſchäftigung, die Meere zu befahren, widmen, immer eine ſehr bedeutende Rolle ſpielen. Mögen ſie wenig oder nichts zu ſagen haben in Sachen, welche ſich auf das Staats- und Gemeindewohl beziehen, mögen ſie vielleicht großen Theils höchſt unbewandert ſein in derartigen Angelegenheiten, ſie bleiben unter allen Umſtänden ein unendlich wichtiges Glied in der großen Kette der bürgerlichen Geſellſchaft, vorzüglich in Städten, deren Exiſtenz auf raſtloſen Handel und möglichſt weit ausgedehnten Verkehr gegründet iſt.

Lübeck iſt freilich längſt von der Höhe ſeines Glückes herabgeſtiegen und wird nie wieder zum alten Glanz und

Ruhme ſich erheben, weder in politiſcher noch in merkantiler Beziehung. Selbſt wenn die politiſchen Conjunkturen günſtiger würden, als ſie es ſind, wenn das Geſammtvaterland ſich enger zuſammenſchlöſſe zu geiſtiger und materieller Einheit, ſelbſt dann würde Lübeck doch mit andern Städten gleicher Größe, ähnlicher Lage und gleich reichen Mitteln nicht mehr wetteifern können. Der Stamm ſeiner Söhne iſt zu bequem geworden, weil es ihm an dem zum Leben Nöthigen nicht mangelt. Mit dieſer Bequemlichkeit ſtumpfte ſich der große und weite Blick ab, der den alten Lübeckern aus der großen Zeit der Hanſa eigen war und ihnen ſo große Macht verlieh. Denn weiter kaufmänniſcher Blick, weltumfaſſende Spekulationen führen als reichſten Gewinn immer auch politiſchen Einfluß, politiſche Macht heim. Dieſe Zeiten des Glücks, Ruhms und Stolzes ſind, wie geſagt, für Lübeck vorüber. Die Wellen der braunen Trave, wenn ſie Abends murmelnd an den frühverwaiſten Kai ſchlägen, flüſtern dem einſamen Wanderer nur ganz heimlich allerhand Wunderdinge in's Ohr von den Thaten der Vergangenheit; von den Thaten der Gegenwart wiſſen ſie nichts zu erzählen als höchſtens Kleinliches und Trauriges, worauf das gebeugte Haupt der Hanſa ſtolz zu ſein keine Urſache hat.

Uebrig geblieben von der großen Vergangenheit ſind in Lübeck nur mancherlei Einrichtungen, die in der damaligen Welt Sinn hatten, ja für die damaligen Handels- und Verkehrsverhältniſſe ganz unerläßlich waren, die aber in unſern Tagen wohl beſſer eine Umgeſtaltung, wo nicht gänzliche Abſchaffung erlitten. Ich rechne dazu das hieſige Zunftweſen in weiteſter Bedeutung, das man wirklich zweckmäßiger mit dem Namen Zunftunweſen bezeichnete. Gewinn davon haben nur die betreffenden Mitglieder dieſer Zünfte, jeder andere leidet darunter, am meiſten diejenigen, die nicht, wie der geborene Lübecker, von Jugend auf an dieſen Unfug gewöhnt ſind. Zünfte, Aemter, Corporationen mit ihren mittelalterlichen Einrichtungen, wie ſie bis auf den heutigen Tag in Lübeck noch beſtehen, ſind die Hemmſchuh aller freieren Bewegung. Das behagliche Wohlſein, das angeblich aus dieſen Einrichtungen der Geſammtheit zu Gute kommen ſoll, kann den Mangel an geiſtigem Leben, an zeitgemäſſen Fortſchritt durchaus nicht erſetzen. In dieſem uralten und längſt veralteten Corporations- und Aemterweſen ſtagnirt Alles. An ihm zerſchellt der beſte Wille, und kann man ſich nicht von Senats- und Bürgerſchafts wegen entſchließen, hier nach und nach zeitgemäße Reformen einzuführen, um dadurch unmerklich, aber ſicher auch Lübeck auf die Stufe moderner Städte-

bildung zu heben, so wird Stadt und Volk an der Trave immer ein neues Abdera bleiben.

Geläugnet soll damit nicht werden, daß jene aus vergangenen Jahrhunderten sich herschreibenden Einrichtungen auch heute noch manches Gute haben. Dieses Gute, glaub' ich, läßt sich beibehalten, auch dann, wenn die Einrichtung selbst als Privilegium fällt. Wenigstens sollte meiner Ansicht nach alle Reform nur darauf gerichtet sein, altes vorhandenes Gute auf das Neue zu übertragen, es im Neuen zweckmäßig und befruchtend zu verjüngen.

Man rühmt in Lübeck unter Anderm ungemein die Einrichtung der Träger- und Wagenladercorporationen, deren es verschiedene gibt. Diese Leute müssen nämlich als Corporationen für Alles, was durch ihre Hände geht, mit ihrem Vermögen haften, was dem Verkehr in einer Handelsstadt ohne Frage große Sicherheit gewährt. Gleichviel, ob man Gegenstände von wenigen Thalern oder von vielen Tausenden an Werth von Ort zu Ort zu schaffen hat, die beeidigten Träger und Wagenlader kommen dafür auf, stehen unbedingt dafür ein. Es gibt daher auch keine zuverlässigeren Leute, als diese Männer, und es hat unbedingt etwas für sich, sagen zu können: in den Händen dieser Leute sind die größten Schätze sicher geborgen.

Noch heutigen Tages kann in Lübeck Niemand ein kaufmänniſches Geſchäft betreiben, ohne in ein kaufmänniſches Collegium zu treten. Solcher Collegien oder Geſellſchaften gibt es ſo viele, als es vormals wichtige Handelsemporien im Norden gab. Die Seefahrer, gemeinhin „Schiffer“ genannt, bilden ebenfalls ein Collegium für ſich, und wer als Kapitän ein Schiff, ſei es groß oder klein, über See führen will, muß zuvor als Schiffer Bürger werden, und Mitglied der „Schiffergeſellſchaft.“

Das Verſammlungshaus dieſer lübiſchen Seefahrer bildet gegenüber der hochgelegenen Jacobikirche die Ecke der Breitenſtraße und Engelsgrube, und iſt leicht kenntlich durch ſein auffallendes Aeußeres. Auch wer nicht weiß, wem dieſe alterthümliche Baulichkeit gehört, muß ſie unwillkürlich betrachten und von ſelbſt auf den Gedanken kommen, daß dieſelbe eine Merkwürdigkeit der alten Hanſeſtadt ſei.

Der breite der Straße zugekehrte Giebel iſt mit Reimen geſchmückt, und auf dem oberſten Kragſtein deſſelben ſegelt ein vergoldetes Schiff bei Wind und Regen am Steuer ſeiner eiſernen Spille. Auch zur Seite des Eingangs an der von der Straße zur Diele geleitenden Treppe iſt ein mit Schiffern bemannter Kahn an den Vorbau gemalt, und der auf alle Zeiten und Menſchen

paſſende Spruch: „Allen zu gefallen iſt unmöglich“ dazu geſchrieben.

Die Geſellſchaftshalle dieſes Hauſes verdient ſchon ihrer wunderlichen Ausſchmückung wegen einen Beſuch. Bänke und Stühle, ſchwarz und alterthümlich, zeigen eine Menge großentheils bunt gemalter Holzſchnitzereien von ziemlicher Derbheit. Man ſieht, die Kunſt iſt dabei weniger thätig geweſen als ein roher Seemannshumor. An den Wänden hängen mancherlei, ebenfalls nicht ſehr werthvolle Gemälde, an der Decke ſchweben Schiffe von allen Formen, wohl aus der Zeit, wo Lübeck und die Hanſa eine ſtattliche Seemacht beſaßen. Die meiſten dieſer ſeltſam geformten Schiffsmodelle führen die roth und weiß lübeckiſche Flagge und tragen eine große Menge Kanonen. Der fiſchartig geformte Nachen eines Grönländers — wenigſtens halte ich ihn dafür — und ſo manche andere Curioſität, mit ſammt den Schutzheiligen der Schiffer, verſetzen uns in dieſer Trinkhalle zurück in das ſechszehnte Jahrhundert. Noch heutigen Tages halten hier die Schifferälterleute ſo wie die Compagniebrüder ihre Sitzungen und Schmäuſe; denn ohne Speis und Trank in reichem Maaße zu geben, kann Niemand Aufnahme finden in dieſem Collegium. Der Kaſtellan deſſelben war ein alter, ausgewetterter Seemann, der in früherer Zeit gar ſeltſame Abenteuer erlebt und durch

Klugheit und Entſchloſſenheit ſogar einmal ein türkiſches Seeräuberſchiff als gute Priſe fortgeführt hatte, das ihn und ſeine Gefährten in die Sklaverei nach Afrika ſchleppen wollte.

Häufig ſieht man von dem Giebel dieſes Hauſes eine große lübiſche Flagge wehen. Dieß iſt immer ein Zeichen, daß auch die Schiffe im Hafen flaggen, was dann gewöhnlich entweder die Verlobung oder die Verheirathung eines jungen Paares anzeigt. Bei den Hochzeiten hieſiger Rheder-, Kaufmanns- und Schifferkinder verſteht ſich das Flaggen von ſelbſt; es kommt aber auch bei ſolchen Paaren vor, die mit Schifffahrt und Handel nichts zu thun haben. Da es Sitte iſt, daß zu Ehren Neuvermählter Flaggen in der Stadt und auf den Schiffen gehißt worden, ſo iſt dieſe Ehre immer mit einigen Koſten verbunden, welche dann der Schiffergeſellſchaft oder der Wittwencaſſe derſelben zu gute kommen.

6. Das Schonenfahrer-Collegium.

Gerade gegenüber der ſchlecht gepflaſterten Straße, welche den wunderlich klingenden Namen „Schüſſelbuden“ führt, bildet die Ecke der Mengſtraße und der Quergaſſe Fünfhauſen das jetzige Stadtpoſtamt. An dem Hauſe iſt nichts zu bewundern. Es iſt eben ein Haus wie andere mehr in Lübeck, d. h. nicht ſehr breit, dafür aber deſto tiefer, mit unermeſſlich großer Flur oder Diele, im Uebrigen aber, was die innere Einrichtung betrifft, unzweckmäßig gebaut und nichts weniger als comfortable. Eines nur am Aeußern dieſes Gebäudes muß Jedem beim erſten Anblick in die Augen fallen. Dies iſt das am Giebel befindliche Wappen, worauf man drei goldene Fiſche ſieht. Dieſe Fiſche ſtellen Häringe vor und bezeichnen uns genanntes Haus als das ehemalige Collegium derjenigen kaufmänniſchen Compagnie, welche ſich den Namen der Schonenfahrer beilegte.

Es iſt durchaus nicht unintereſſant, die Entſtehung, das Emporwachſen und die Machtgewinnung zu verfolgen,

welche den alten Hansen durch die Handelscollegien zufiel, in welche sie sich aus eigenen Antriebe theilten. Die Geschichte dieser verschiedenen Collegien, die noch eines Darstellers wartet, ist eigentlich auch die Geschichte der politischen Bedeutung, die der Hansabund und in diesem sein Haupt Lübeck sich im Norden eroberte, zu einer Zeit, von der man wahrhaftig nicht behaupten kann, daß im übrigen Deutschland irgendwo vielversprechende Keime einer dereinstigen Einheit aufsproßten. Das Deutschland von damals war ganz so zerfetzt und sah ganz so lumpig aus als Reich wie das Deutschland von heute. Um so mehr Achtung müssen uns die unternehmenden Kaufherrn jener längst vergessenen Jahrhunderte einflößen, daß ihrem festen Zusammenhalten, ihrer Energie, ihrer Consequenz es gelang, mitten im Jammer deutscher Uneinigkeit den Namen der Deutschen im Auslande zu hohen Ehren zu bringen.

Schonen, dieser südlichste Theil Schwedens, stand damals unter dänischer Herrschaft, wie denn überhaupt die Macht Dänemarks in jenen Jahrhunderten, ungeachtet der ursprünglichen Kleinheit des Reiches, die aller andern nordischen Staaten weit überflügelte. Die lübischen Handelsherren knüpften nun mit allen nordischen Machthabern ursprünglich blos wegen der ihnen daraus erwachsenden merkantilen Vortheile Verbindungen an, schlossen Verträge

ab, gründeten Comtoirs ꝛc., aus denen ſich im Laufe der Zeit Anhaltspunkte auch für größere handelspolitiſche Zwecke entwickelten. Das Land Schonen feſſelte die Lübecker ganz beſonders des ergiebigen Häringsfanges wegen, der an den ſchwediſchen Küſten getrieben ward. So gab der Häring, dieſer an ſich ſo unſcheinbare Fiſch, die erſte Veranlaſſung zur Entſtehung des Lübecker Schonenfahrer-Collegiums, das ſpäter, weil es durch den ungeheuern Betrieb des Häringshandels, welchen die Lübecker völlig beherrſchten, enorme Summen verdiente, zu Reichthum und Macht gelangte, und lange Zeit hindurch in die Geſchicke des Nordens mit gewaltiger Hand eingriff. Zum Zeichen, wie und wodurch das Collegium entſtand, nahm es den Häring in ſein Wappen und heftete ihn an den Giebel des Hauſes, wo ſeine Mitglieder ſich zu commerciellen und politiſchen Berathungen verſammelten.

Der Häring hat demnach, wie man ſieht, unter den Bewohnern des Meeres eine ſehr bedeutende Rolle geſpielt, und man kann nicht beſtreiten, daß er gerechte Anwartſchaft darauf beſitzt, in gewiſſem Sinne ſowohl ein culturhiſtoriſcher wie ein politiſcher Fiſch genannt zu werden.

Bekanntlich gehört der Häring zu jenen merkwürdigen Bewohnern des Salzwaſſers, die zu beſtimmten Jahreszeiten in zahlloſer Menge weite Wanderungen durch die

Meere antreten. Werden sie nicht gestört, so halten diese Züge stets einen und denselben Weg ein; nur sehr auffallende Beunruhigungen, vielleicht auch eigenthümlich veränderte Strömungen des Meeres haben denselben bisweilen eine andere Richtung zu geben vermocht. — Nach den Berichten aller Chronisten, z. B. Helmold's, pflegte im eilften und zwölften Jahrhundert der Häring am zahlreichsten an den Küsten der Insel Rügen und den flachen Gestaden Pommerns zu erscheinen. Später änderte er sein Wanderziel, höchst wahrscheinlich in Folge zu unausgesetzter Nachstellungen Seitens der Häringsfischer, die von allen Gestaden des baltischen Meeresbeckens mit ihren Barken in den Gewässern vor Rügen erschienen. Er wendete sich nun mehr der schonenschen Landzunge zu und blieb dieser neuen Heimath treu bis gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, von wo an er andauernd die Küsten Hollands besuchte. Seitdem gelten bis auf den heutigen Tag die holländischen Vollhäringe für die delicatesten, während die schwedischen (von Schonen) an Ruf bedeutend verloren haben.

Es läßt sich leicht einsehen, daß der Handel mit einer Sorte Fische, die in so unglaublichen Massen gefangen, verkauft und fast durch alle Länder Europas gekauft ward, dem Volke oder der Handelsgesellschaft, welche denselben am Schwunghaftesten zu betreiben verstand, große

Reichthümer eintragen, mithin auch großen Einfluß ſichern mußte. — Die alten hanſiſchen Kaufleute, jene Schonenfahrer, die dem Namen nach auch Heute noch in Lübeck exiſtiren, auf irgend welche merkantile Bedeutung jedoch durchaus keinen Anſpruch mehr machen können, waren klug genug, bei Errichtung ihrer Comptoirs, wie ſchon früher in Novgorod, Bergen und anderen Städten, jetzt auch auf der Südſpitze Schwedens mit Dänemark Verträge ganz eigenthümlicher Art abzuſchließen. Dieſe Verträge hatten keinen andern Zweck, als ihrem Geſchäftsbetriebe möglichſt unbegrenzte Freiheit zu ſichern, etwa entſtehende Streitigkeiten ſelbſt ſchlichten zu dürfen und, was jedenfalls die Hauptſache war, Andere abzuhalten, ebenfalls Theil an dem reichen Gewinn des in Gang gebrachten Geſchäftes zu nehmen.

Die Hanſen, Lübeck an der Spitze, nahmen in Folge ſolcher Verträge ganze Städte Schonens in Beſitz, und erwarben ſich außerdem das Recht, gewiſſe ziemlich ausgedehnte Plätze am Meeresſtrande zum Behufe der Häringsfiſcherei abzugrenzen und in denſelben ihre eigene, völlig unabhängige Gerichtsbarkeit auszuüben. Man nannte ſolche Plätze „Bitten“, und den Theil des ſchonenſchen Landes, auf welchem ſie ſich befanden, das „Bittengebiet.“ In dieſen Bitten trieben nun die Schonenfahrer den Häringsfang und Handel in's Große und

hielten alle Nichtberechtigte mit eifersüchtigen Blicken davon ab. — Das Dänenvolk mochte wohl fühlen, daß es den unternehmenden deutschen Kaufleuten etwas gestattet habe, was später ihm selbst zu großem Nachtheil gereichen könne. Allein es war einmal geschehen und um so weniger eine Aenderung darin zu treffen, als die Schonenfahrer ungemein streng auf Befolgung des Wortlautes ihrer Verträge hielten und bei einem eintretenden Regierungswechsel in Dänemark nie unterließen, sich dieselben sogleich wieder bestätigen und erneuern zu lassen. Dennoch versuchten die Dänen, so oft sie konnten, die den Hansen auf Schonen verliehenen Privilegien zu umgehen, wenn sich nur irgend eine Gelegenheit dazu finden wollte. Besonders war es König Waldemar IV., der 1367 diese von ihm selbst anerkannten Verträge dadurch brach, daß er die Bitten der deutschen Kaufleute mit neuen Abgaben belegte, ja sogar hanse'sche Schiffe im Sunde und in den Belten plündern ließ. —

Diese Gewaltthat, an einfachen Häringsfischern verübt, führte zu so ernsten Mißhelligkeiten, daß endlich nach vergeblichen Verhandlungen zwischen den Hansestädten und dem Reiche Dänemark ein wilder, blutiger Krieg ausbrach. Das Ende dieses Krieges der verbundenen Städte gegen Dänemark war des Letzteren vollständige Demüthigung. Der übermüthige Waldemar irrte während

des Krieges im Innern Deutſchlands umher, ohne zu wiſſen, ob er je wieder an die Rückkehr in ſein Reich werde denken können. Kopenhagen ward von den Hanſen, dieſen ſo gering geachteten Häringsfiſchern, erobert, das Schloß des Königs der Erde gleich gemacht, der Hafen mit Vorbedacht künſtlich verſtopft. Eben ſo erging es den däniſchen Städten auf der Küſte Schonens. Sie wurden ſammt und ſonders mit der Schärfe des Schwertes von den Hanſen erobert, geplündert, und nachdem ſie ſich zu Herren des Landes gemacht, die Bitten in vergrößertem Maßſtabe auf's Neue daſelbſt angelegt. Das vollſtändig beſiegte Dänemark mußte endlich um Frieden bitten und alle Bedingungen unterzeichnen, die ihm von dem Städtebunde der Hanſa dictirt wurden.

Heutigen Tages wiſſen nur Einzelne noch etwas von den Thaten jener längſt verſchollenen Jahrhunderte; diejenigen aber, welche ſich um die Vergangenheit bekümmern, laſſen mit eigenthümlichen Gefühlen ihre Blicke auf dem Wappenſchilde des Schonenfahrercollegiums haften, das jetzt wahrſcheinlich ein völlig bedeutungsloſes Haus ſein würde, hätte nicht die Poſt der freien Stadt ihr Regiment darin aufgeſchlagen.

7. Die Weihnachtszeit in Lübeck.

Jeder Narr hat ſeine Kappe, jedes Volk ſeine eigenthümlichen Sitten und Gebräuche. In Deutſchland, dem allzuviel gegliederten, gibt es, wie faſt zu viele eigenen und Eigenſinn beherbergende Köpfe, ſo noch mehr Sitten und Gebräuche, deren Nichtvorhandenſein uns jedenfalls weniger ſchaden würde als der Mangel einigen Wollens, einigen Handelns und vernünftigen, ſich ſelbſt beſiegenden Unterordnens unter ein machtgebendes höchſtes Geſetz. Zu dieſem großen Sitten- und Gewohnheitschaos zähle ich auch die in der freien und Hanſeſtadt Lübeck übliche Weinachtsfeier, d. h. die Tage, welche zwiſchen dem 23. December und dem 6. Januar mitten inne liegen.

Außerhalb der lübiſchen Grenzpfähle hört man nicht immer Löbliches von den Bewohnern des alten Hanſaſitzes ſprechen. Es iſt die Meinung ziemlich weit in Deutſchland verbreitet, daß, was da wohllautet, was in das Gebiet feinerer geiſtiger Genüſſe gehört, innerhalb der Ringmauern der freien Reichsſtadt mindeſtens nicht

immer heimathsberechtigt ſei. Ob dies ein böſer Leumund iſt, oder ob nur irgend ein ſchadenfroher Schalk ſich einen Scherz mit den guten Bewohnern der Traveſtadt hat machen wollen, kann hier des Weiteren nicht erörtert werden. Behaupten nur läßt ſich mit Fug und Recht, daß durch volle eilf Monate im Jahre die Solidität in dieſer Stadt ſolider nicht wohl zu denken iſt, daß Jedermann ſein ehrbar und beſcheiden als Staatsbürger ſeine Tage ſo zubringt, wie es beſſer die krittlichſte Regierung nicht beanſpruchen darf, und daß ob ſolchen muſterhaften bürgerlichen Lebens manches Kräutlein, das anderwärts im deutſchen Vaterlande längſt verwelkt und als Staub dem Weltall zurückgegeben worden, hier gleichſam als antediluvianiſche Pflanze zum Erſtaunen Vieler noch grünend und blühend anzutreffen iſt.

Der Geiſt des modernen Fortſchritts, den ich als volksbeglückenden Weltheiland nicht unbedingt preiſen, noch weniger anbeten mag, nennt ein derartiges Leben in alten Geleiſen veraltet, unzeitgemäß, wohl auch philiſterhaft, und es darf zugegeben werden, daß ſich von dem Allen etwas recht wohl erhalten bis heute in Lübeck vorfindet. Nur einen, freilich kurzen Abſchnitt im Jahre gibt es, wo die Lübecker frei von jeglichem Zwange, welcher Art derſelbe auch ſei, frei, nicht etwa bloß wie gewöhnliche Republikaner, ſondern frei wie Abkömmlinge

der seligen Götter dahin leben. Diese Zeit maßlosen Glücks, ungeahnter Freuden, über- und unterirdischer Genüsse beginnt am 23. December jeden Jahres Nachmittags Glocke vier Uhr, und dauert mit sehr kurzen Momenten der Ruhe bis tief in die Nacht des 5. Januar hinein.

Der Eingeborene sagt mit streng ernster Miene, wer Lübeck gesehen und die Weihnachtszeit nicht mit erlebt habe, mache sich eines eben so unverzeihlichen Fehlers theilhaftig als der wißbegierige Reisende, der seinen Fuß nach Rom setzt und der heiligen Stadt wieder den Rücken kehrt, ohne den Papst persönlich bewundert zu haben, und wirklich hat er recht, der zufriedene, glückliche Sohn des milch-, butter-, fisch- und weinreichen Travelandes.

Aber was gibt es denn so Außerordentliches in Lübeck um Weihnachten und Neujahr? hör' ich ungeduldig fragen. Man hat ja nie etwas davon vernommen; keiner Menschenseele ist es jemals eingefallen, von den Wundern der Stadt zu erzählen, welche nach der Behauptung der Geographen an der Trave, nach andern an der Wette liegt.

Darauf antworte ich: Weißt du nicht, lieber Leser, daß diejenige Frau die beste ist, von der am wenigsten gesprochen wird? Von Staaten und Städten läßt sich

häufig daſſelbe behaupten. Iſt etwa Paris glücklich, das mehr Revolutionen und Emeuten geſehen hat, als es Tage im Jahr gibt?

Und doch bringen alle Zeitungen aller Farben, von der ſchwarzweißen bis zu der blutrothen, täglich ſpaltenlange Berichte über das Leben jenſeits des Rheins. Dagegen kannſt du lange Zeitungen und Bücher leſen, bevor du einmal auf Lübeck ſtößſt und erfährſt, was da gekocht, gebraut, geſprochen und gedacht wird. Das kommt allein von dem ſeltenen Glücke her, in deſſen Beſitz ſich dieſe wunderſame Stadt befindet oder zu befinden gemeint iſt. Dieſes Glück aber ſchenkt ihr wieder ganz allein ihre nicht weniger wunderſamen Weihnachtsfreuden, und weil nun dieſe anderswo in und außerhalb Deutſchland in ſolcher Weiſe eben nicht für Geld zu haben ſind, bin ich erbarmungslos genug, dieſes Aſyl ſtiller Freuden zu entweihen und es ſo profan wie jedes andere Vorkommniß hiermit öffentlich zu beſchreiben.

Man darf nicht vergeſſen, daß die lübiſchen Weihnachtsfreuden zugleich mit dem Markte der alten Freiſtadt beginnen. Das gewöhnliche, ſich überall gleichbleibende Markttreiben ſtellt ſich alſo auch in Lübeck ein, nur iſt merkwürdigerweiſe der Handel auf öffentlichen Plätzen höchſt kümmerlich. Weniger Buden, als der Marktplatz in Lübeck während der Weihnachtsſchwärmerei

aufzeigt, habe ich nie, auch in dem unbedeutendsten Marktflecken, nicht gesehen; nur die Schuster finden sich zahlreich aus der Umgegend, besonders aus Holstein ein, und machen auf dem furchtbar zugigen Marienkirchhofe, wo sie ihren Verkaufsplatz haben, dem Anschein nach ein gutes Geschäft.

Eine große Anziehungskraft muß der lübische Weihnachtsmarkt ganz besonders für die Mecklenburger haben. Sie bilden unbedingt die Mehrzahl der ländlichen Besucher und sind, wenigstens die Frauenwelt, leicht kenntlich an ihrer Tracht. Die festen, bisweilen steifen Gestalten in den langen dunkeln Tuchröcken mit purpurrothem, gold- und silberdurchwirktem Saume und dem am Halsausschnitt eben so verzierten Mieder sind leicht kenntlich, wenn sie zu zwei, drei und mehr die „Breitestraße" entlang schlendern, die aufgeputzten Kaufmannsladen beschauen und länger noch an den blitzenden Gewölben der vielen Goldschmiede unter dem Rathhause stehen bleiben. In der Regel kleidet die Frauen so ziemlich jede Tracht, eine freilich besser als die andere; außer der ganz unästhetisch zu nennenden Tracht der Altenburgerinnen aber wüßte ich doch einer Frau oder einem Mädchen keinen Kopfputz weniger zu empfehlen als den der Mecklenburger Dorfschönen. Die so plump geformten Strohhüte mit den dicken Strohkrausen, welche sowohl

den Schirm des Hutes als deſſen nach hinten gekehrtes Ende umſäumen, ſind erſchreckend häßlich. Es klingt daher wie eine contradictio in adjecto, wenn man in ſolchen Hüten einherſchreitende Mädchen und Frauen ſchön nennen will.

Märkte und Meſſen ohne Mordgeſchichten, ohne Darſtellungen von Schlachten, ohne Harfeniſtinnen und Drehorgeln, richtiger „Leierkaſten“ genannt, wie die Mittel- und Süddeutſchen ſagen, ſind nicht denkbar in deutſchen Landen; allein ſolch' ein Zuſammenfluß, namentlich von Drehorgeln, wie der lübiſche Weihnachtsmarkt ihn herbeiführt, iſt mir in meinem Leben nirgend vorgekommen. Es beſteht nun zwar ein Geſetz, nach welchem nur geſtimmte Orgeln für Unterhaltung und Zerſtreuung des Publikums ſorgen ſollen, mit dieſem Geſetz geht es aber genau ſo wie mit Allem, was in moderner Welt Geſetz heißt. Die Leierkaſtenmänner brechen es ſo friſch und frank, als hätten ſie bei den geſchickteſten Männern der Weltgeſchichte geheimen Unterricht genoſſen. Folge davon iſt, daß die Straßenmuſik in ganz Lübeck ſo mißtönend, ſo verſtimmt klingt wie etwa der Ausdruck „franzöſiſche Freiheit.“ Und doch iſt Lübeck vergnügt dabei! Ein Beweis, daß die innerſte Natur der Völker ſich ewig gleich bleibt und die Geduld derſelben auf keine Weiſe zu erſchöpfen iſt. Unbeſchreiblich iſt der muſikaliſche Genuß in den halsbrecheriſch

gepflasterten Straßen des fröhlichen Lübeck, wenn ein glücklicher Zufall zwei so recht kunstreich verstimmte Drehorgeln auf beiden Seiten hinstellt und nun die in blauen Hosen und Jacken eingenähten Weisenknaben singend zwischen beiden aus allen Kräften arbeitenden Musikmaschinen hindurch führt. Ich weiß nicht, wem die Pflicht obliegt, die Stimmen der lübischen Waisenkinder in der erquickenden Kunst des Gesanges zu üben, so viel jedoch ist mir sonnenklar geworden, daß Shakespeare nie und nimmer das Wort: „Musik mit ihrem Silberklang," niedergeschrieben hätte, wäre ihm das Glück zu Theil geworden, ein einziges mal in seinem Leben nur Einen Tag während des Weihnachtstaumels in Lübeck zuzubringen.

Diesen im wahren Sinne des Wortes öffentlichen Genüssen, denen es nie an Zuhörern fehlt, schließen sich die häuslichen an. Eine wahrheitsgetreue und erschöpfende Beschreibung derselben zu geben, möchte unmöglich sein, denn ihre Anzahl ist Legion. Auch läßt sich das Wort des seiner Zeit für groß geachteten Haller:

»In's Inn're der Natur dringt kein erschaffener Geist,«

mit einer unbedeutenden Veränderung auf Lübeck anwenden, wenn man etwa sagt:

»In's Inn'ere lüb'scher Welt dringt schwer ein fremder Gast.«

Ich will damit nicht etwa der lübiſchen Gaſtfreundſchaft zu nahe treten, ſondern nur andeuten, daß die eigentlichen höheren Freuden des Hauſes den bekrittelnden Augen der profanen fremden Welt gewöhnlich verborgen bleiben. Es iſt nämlich allgemein hergebrachte Sitte, daß die in Lübeck ſehr ſorgfältig gepflegte Gaſtlichkeit für gewöhnlich nur gewiſſe Kreiſe umfaßt, die ſich zwar erweitern, jedoch nur innerhalb verwandter Regionen. Im Süden ſagt man: „die Freundſchaft kommt zuſammen,“ im Norden ſind es die Verwandten, die Familie im engern Sinne. Erwägt man die abgegrenzte, auf ſich ſelbſt baſirte Welt Lübecks, ſo wird man dieſe Sitte leicht begreiflich finden, obwohl ich geſtehen muß, daß ſie etwas Kaſtenartiges hat, das nicht zu empfehlen iſt.

Mit dem Weihnachtstaumel beginnen denn ſelbſtverſtändlich die größeren Feſte innerhalb der großen und kleinen Familien Lübecks. Wer nicht Zutritt zu denſelben hat, würde nie erfahren, daß hinter den ſtets dunkel der finſtern Nacht zugekehrten Giebelſeiten dieſer langen Häuſerreihen fröhliche Menſchen ſich am Spieltiſch, bei Speiſe und Trank oder im Tanz gütlich thun; denn die klugen Vorfahren dieſer wunderlichen Republikaner waren ſo ſchlau, alle den geſelligen Freuden gewidmeten Räume des Hauſes möglichſt weit von der Straße zu entfernen. Ich habe die längſt heimgegangenen pfiffigen Handels-

herren ſtark im Verdacht, daß juſt die Liebhaberei, recht ungeſtört, gemüthlich und ungeahnt von der ſplitterrichtenden Welt die Freuden der Tafel genießen zu können, Anlaß geworden iſt zu der ſonderbaren Bauart der lübiſchen Häuſer.

Wer dieſe Bauart nicht kennt, wer nie einen auch nur flüchtigen Blick gethan hat in die Geheimnißwelt der langen ſchmalen Flügelwohnungen, in denen mit ſehr geringen Ausnahmen die ſchwelgeriſchen Familiengaſtmähler abgehalten werden, der kann die ſtille Hanſeſtadt für ein Nonnenkloſter von der ſtrengſten Obſervanz halten. Gibt man aber ein wenig Acht, namentlich in der Weihnachtszeit, dann ſieht man verwundert, wie in tiefer Nacht, wenn die Geiſterſtunde längſt vorüber iſt, bald da, bald dort in den hochgegiebelten Häuſern eine Pforte zwiſchen den gewaltigen Karyatiden, welche die Thürumrahmung bilden, ganz leiſe geöffnet wird, und in raſchelnde ſchwarze Seidenmäntel gehüllt kichernde Mädchen und lachende Frauen die Stufen herabtrippeln, gefolgt von bepelzten Männern. Dunkle Kutſchen, mit wohlgenährten Roſſen beſpannt, fahren vor, oft ſehr viele an Zahl, um die glücklichen, jetzt müden Gäſte aufzunehmen, und dann in raſcheſtem Trabe wie das wilde Heer durch die langen Straßen fortzubrauſen. Dieſes allnächtlich in der Weihnachtszeit von zwei bis

gegen vier Uhr Morgens anhaltende Wagengeraſſel iſt ein untrügliches Zeichen, daß die ächten lübiſchen Kinder den heitern Göttern des Lebens opfern, aber immer fein ruhig, ohne Oſtentation, in der heiligen Stille prunkender Flügelzimmer, wo außer dem hereinlauſchenden Monde kein Sterblicher die Schmauſenden beobachten kann. Gewiß eine nachahmungswürdige Sitte für alle Bewunderer des Lucullus und wohlerzogene Enkel lebensluſtiger Phäaken.

Lübeck nennt ſich Republik und beſitzt auch wirklich eine Verfaſſung, die für republikaniſch gelten kann. Nichtsdeſtoweniger herrſcht im Schooße dieſer Republik ein ariſtokratiſcher Stolz, um nicht zu ſagen Hochmuth, ein exkluſives Weſen, das jeder abſoluten Monarchie Ehre machen würde. Dieſer Ariſtokratismus präponderirt zu jeder Stunde im ganzen Jahre und bringt eben die kaſtenartige Gliederung hervor, welche im Geſellſchaftsleben dem Nichtlübecker ſo auffällig iſt. Nur in der Zeit vom 23. December bis zum 6. Januar fallen dieſe von der Sitte gezogenen Schranken und die ſtreng ariſtokratiſche Republik wird auf vierzehn Tagen ein wirklich demokratiſcher Freiſtaat. In dieſer Zeit gibt es keine Kaſte, keine Schranke, die Freiheit ſteigt auf über dem Travethale und faltet ihre leuchtenden Fittiche um deſſen Metropole, Alles mit Liebe verhüllend, mit unver-

wüſtlicher Gutmüthigkeit entſchuldigend. Dann iſt den Lübeckern Alles erlaubt, auch das Seltſamſte. Der ſolideſte Mann in geſetzten oder ſchon vorgerückten Jahren darf thun, was man ihn zu jeder andern Jahreszeit als Verſtoß gegen die Sitte ſehr ſchwer würde empfinden laſſen, ja ſelbſt das ſchöne Geſchlecht genießt das Recht, ſich eine Ahnung von den Freuden zu verſchaffen, deren es theilhaftig würde, falls die Frauenwelt wirklich einmal gleich den Kindern Iſraels unter die emancipirten Bewohner dieſes unvollkommenen Erdballes mitgerechnet werden ſollte.

Das Männervolk, dem Alles erlaubt iſt, oder richtiger, das ſich Alles erlaubt, geht auch außer der Weihnachtszeit manchen nicht häuslichen Vergnügungen nach, ſo allgemein jedoch und ſo durch alle Stände verbreitet wie zu Ende und zu Anfange des Jahres iſt der Beſuch öffentlicher Orte auch bei den Männern zu keiner andern Zeit. Lübeck iſt an elegant eingerichteten, für geſellige Zuſammenkünfte beſtimmten Lokalitäten, die Jedermann offen ſtehen, unglaublich arm. Dieſer Uebelſtand läßt ſich auch für die Dauer des Weihnachtstaumels nicht abändern, indeß hilft man ſich, wie man kann, und weil in mancher Hinſicht Genügſamkeit auch den Republikanern an der Trave von Mutter Natur geſchenkt worden iſt,

ſo freut man ſich auch an kümmerlichen Orten recht herzlich mit den Fröhlichen.

Wie die Drehorgeln auf den Straßen von früh bis in die Nacht hinein die Vorübergehenden mit ihren pfeifenden Tönen erquicken, ſo ſorgen zahlreiche muſikaliſche Freiſchaaren, darunter viele unächte oder „nachgemachte“ Tyroler und ſonſtige Jünger der Geſang- und Jodelkunſt in einer Unzahl von Lokalen für ſteten Genuß der ab- und zuſtrömenden Gäſte. Und merkwürdig, dieſe ſonſt kaum genannten, von Vielen nicht einmal gekannten Lokale werden dann von den Anſtändigſten beſucht, ſelbſt von Frauen und Mädchen.

Der intereſſanteſte und renommirteſte Ort öffentlichen Verkehrs iſt unſtreitig der Rathsweinkeller. Unter den Schwibbogen des unglaublich maleriſchen, obwohl völlig ſtyllos gebauten Rathhauſes drängt und ſchiebt ſich bei gutem und ſchlechtem Wetter, bei Froſt und Schnee ſtets ein Menſchenknäuel hin und her, unter dem die hoffnungsvolle Straßenjugend der freien Reichsſtadt ſtark vertreten iſt. Ein Strom gemiſchter, oft auch geputzter Menſchen fluthet die breite Treppe auf und nieder, denn der lübiſche Rathsweinkeller hat mit dem Naturwunder des Malſtroms eine Eigenthümlichkeit gemein; er ſpeit Alles, was er verſchluckt, nach einiger Zeit wieder aus,

und zwar, genau wie jener Meeresstrudel der Nordsee, häufig in recht herabgekommenem Zustande.

Die Treppe dieses Weinkellers hat eine merkwürdige Anziehungskraft. Ich weiß nicht, hat der speculative Pächter vielleicht unsichtbar irgendwo einen kolossalen Magnet angebracht, der alles Metallische, wenn nicht an sich reißt, so doch festhält, oder ist es die bunte Waypenzier, diese charakteristische Harlekinsjacke, in welcher Deutschland seit tausend Jahren zum Ergötzen anderer Nationen herumläuft, welche von unten herauf glänzend die Neugier der Menschen reizt? Genug, der dunstige Abgrund, aus welchem Hornmusik, Harfen- und Zitherklang, Geigengetön und Jauchzen frohen Gesanges verworren heraufzittern zur Oberwelt, reißt alles Volk, Jung, Alt, Vornehm, Gering, Männlein und Weiblein hinab in die Tiefe, wo Hunderte in den weiten, etwas spärlich beleuchteten Räumen schnell verschwinden.

Man darf nicht glauben, daß Ungewöhnliches in den alten Kellergewölben vorgehe. Gott bewahre! Was jeder andere Tag im Jahre bringt, geschieht hier auch in der Weihnachtszeit, nur daß jetzt Hunderte und Tausende fröhlichen Herzens zechen, während sonst nur wenige, ganz in der Stille, in wohlverschlossenen Räumen dem Bacchus opfern. Nur insofern ist ein wesentlicher Unterschied zu bemerken, als in der Weihnachtszeit Männer

und Frauen, außer derselben nur Männer den Keller betreten. Selbst Fremde nehmen ihre weibliche Begleitung nicht immer mit.

Wer sich an den Hauptverkehrstagen, als welche der 24. und 31. December zu bezeichnen sind, im Keller ein paar Stunden unterhalten will, muß Plattdeutsch verstehen; noch besser wird er sich amüsiren, wenn ihm verschiedene Dialekte der plattdeutschen Sprache, besonders aber der mecklenburgische, geläufig sind. Mecklenburg-Schwerin ist nun einmal am stärksten von allen Grenznachbarn Lübecks auf der Straße wie im Keller vertreten, und in der That, diese handfesten Gestalten mit den stark gerötheten, vierkantigen Gesichtern verstehen da unten bei Hornmusik und Gläserklang tüchtig zu leben. Ohne einige Dutzend Austern, wozu die Mecklenburger Darfschöne statt des üblichen Rheinweins lieber Malaga oder Muskat Lünek trinkt, thut es ein fröhliches Pärchen aus dem Lande der Obotriten sicherlich nicht. Die Munterkeit bleibt, da dem alten noch immer zutreffenden Sprichworte zufolge, der Wein das Menschen Herz erfreut, nicht lange aus, und da auch die Mecklenburger in erregterem Zustande einen gesunden Mutterwitz entwickeln, dem sie auf gut Platt ohne den geringsten Zwang Worte leihen, so gibt es unaufhörlich zu lachen. Bisweilen kommt es auch vor, daß ausgelassenen Weih-

nachtsgäſten die grauen Gewölbe plötzlich zu hoch oder zu niedrig werden, und Boden und Wölbung mit Allem, was darin iſt, einen infernaliſchen Tanz beginnen. In ſo kritiſchen Fällen hat man es ſchon erlebt, daß mancher Weinſelige auf einige Zeit ein ſtiller Mann wurde und erſt ſpäter ziemlich ſchwankend und abgemattet zur Oberwelt wieder emporklomm.

Den Glanzpunkt aller Weihnachtsfreuden in Lübeck außerhalb des Hauſes bildet die Sylveſternacht. Auch in andern Städten des deutſchen Vaterlandes ſchlagen in dieſer immerhin verhängnißvollen Nacht die Pulſe aller fühlenden Menſchen voller. Das Einſenken eines Jahres in die nie zu ſättigende Gruft der Zeit erweckt ernſte Gedanken und erfüllt zugleich das Herz mit Hoffnungsfriſche. Ob die ſchwärmenden Tauſende in der alten Hanſeſtadt den Ernſt bei Seite laſſen im Augenblick, wo der Pendel zum letzten Mal im alten Jahre ſchwingt, und ſich nur der Freude ungeſtört hingeben, kann ich nicht entſcheiden, ſo viel nur weiß ich, daß in den unterirdiſchen Räumen des Rathskellers in des Jahres Scheideſtunde der Gott der Freude abſoluter Herrſcher iſt.

Schon eine Stunde vor Mitternacht füllen ſich die Gewölbe des Kellers mehr und mehr mit Menſchen aus allen Ständen, mit Einheimiſchen und Fremden, mit

Stadt- und Landvolk. Kurz vor zwölf Uhr kann buchstäblich kein Apfel mehr zur Erde. Um dieſe Zeit ſteigt, mit Jubelruf begrüßt, der Obernachtwächter die Treppe hinab, arbeitet ſich mühſam durch die Menſchenwoge, die hüben und drüben um ihn zuſammenſchlägt, bis in die Mitte des Hauptzimmers vor und ſingt hier die zwölfte Stunde ab. Darauf ſtimmt er den Vers: „Des Jahres letzte Stunde ꝛc.“ an. Die Anweſenden fallen mit gewaltigen Stimmengebraus ein in den Geſang, der auch übel und böſe zu Ende gebracht wird. Nachdem dies geſchehen, klirren hunderte von Römergläſern, die erſten Minuten des neuen Jahres begrüßend, zuſammen, wobei denn manches zerbricht, ähnlich dem Glücke dieſes und jenes in jenem Moment ausgelaſſenen Jauchzenden, und nun beginnt das bekannte „Proſt Neujahrrufen,“ das auch anderwärts üblich iſt, in Lübeck aber faſt bis an den frühen Morgen dauert. Der Jubel verpflanzt ſich aus dem Keller und manchen andern öffentlichen Lokale auf die Straßen, und weil die Köpfe der Meiſten zur Ehre des ſeltſamen Feſtes gewöhnlich glänzend illuminirt ſind, achtet die ſchwärmende Menge in ihres Glückes Hochgefühl nicht des rauhen Wetters oder heftigen Windes, ſondern ſtürmt ſo lange Straße auf Straße ab, bis die Gluth im Kopfe langſam verglimmt und endlich als Reſt der übergroßen Luſtigkeit die graue Aſche

überbotenen Lebensgenusses für den ersten Tag im neuen Jahre zurückbleibt.

Mit dem Neujahrsmorgen sind die lübischen Weihnachtsfreuden zwar lange noch nicht zu Ende, wohl aber werden sie geräuschloser. Wie der Mensch, hat er den Höhepunkt vollster Lebenskraft erreicht, noch lange fortlebt und fortwirkt, nur weniger hastig, stiller, in sich abgeschlossener, so geht es auch mit den Freuden in gewissen festlichen Zeiten. Mehr als in der Sylvesternacht kann der Lübecker nicht leisten. Da schäumt der Becher über, so weit es überhaupt möglich ist. Er wird aber geleert bis auf den Grund, und wem es da gelüsten sollte, die Nagelprobe zu machen, er würde nicht einmal einen Tropfen trüber Hefe dem Luftkelch entlocken. So lahmt denn in den letzten Tagen bis zum Abend des fünften Januar die Freude, so weit sie sich öffentlich zeigt, flackert nochmals in den Nachtstunden dieses Tages auf und verschwindet bis zum nächsten Morgen gänzlich. Die Sonnenstrahlen des sechsten Januar beleuchten wieder wie ehedem die alte, ehrwürdige Hansestadt mit ihren ehrbaren, an Privilegien so reichen, höchst soliden, auf edle Sitte und reinen Lebenswandel streng haltenden Staatsbürgern.

8. Eine Travefahrt. Travemünde.

Unter allen ſchiffbaren Strömen Deutſchlands iſt die Trave der kleinſte, dabei aber auch in vieler Hinſicht der merkwürdigſte. Sie entſpringt im hügeligen Holſtein nur wenige Meilen vom Meere und bleibt ein unbedeutender Fluß bis Oldesloe, wo ſie ſchiffbar wird. Dennoch legt ſie auf ihrem Wege zur See eine unglaubliche Anzahl Meilen zurück, da ſie nur vorwärts zu fließen ſcheint, um gleich darauf in weitem Bogen wieder rückwärts zu ſtrömen. Dieſen erratiſchen Character behält ſie bis auf eine gute Stunde von ihrer Mündung bei. Durch ihn wird ſie dem Schiffer unbequem, dem Landbewohner intereſſant, und trägt weſentlich bei, dem kleinen fruchtbaren Erdſtück des Travenlandes einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen. Geht man nämlich, gleichviel zu welcher Tageszeit, aus dem Burgthore Lübecks und wandelt die ſchattigen Ulmen- und Lindenalleen hinab nach den anmuthig gelegenen ſtattlichen Landhäuſern der reichen

Handelsherren, so gewinnt man bald eine freie Höhe, von der herab man das Stromthal der Trave bis unterhalb des oldenburgischen Städtchens Schwartau verfolgen und einen ziemlichen Theil Holsteins mit seinen gesegneten Koppeln, seinen vielen malerischen Windmühlen und seinen wie Inseln mitten im Meer fruchttragender Saaten schwimmenden Buchenhainen bequem überblicken kann. Eine Dampfölmühle bewegt in einförmigem Tact lärmend ihre Stampfen unter unsern Füßen; weiterhin hüllt eine schwere dunkle Rauchwolke die Giebel und Firsten hochgelegener Gebäude in seine nie gänzlich schwindenden Schatten. Diese Rauchwolke bezeichnet die Lage der lübischen Glashütte. Hinter dem niedrigen Hügelwalle, an dessen Abhange erwähnte Glashütte erbaut ist, bemerkt man gewöhnlich den rasch verflatternden schwarzen Rauchwimpel eines eilig zu Berg oder Thal fahrenden Dampfbootes, häufiger noch die Mastenspitzen auf- oder abwärts segelnder Schiffe mit ihren grau oder weißlich schimmernden Leinwandfittichen. Dies fällt nicht auf, denn es läßt sich annehmen, dort hinter der Hügelwand erweitere sich der schiffbare Strom bereits zur wogenden Bucht. Blicken wir nun aber links auf die breite Fläche grüner Matten, die gen Westen sich in die üppigsten Saatfelder verwandeln, so glauben wir von einer Fata Morgana uns auf das Reizendste getäuscht.

Denn von goldenem Sonnenfeuer umfluthet, mitten durch saftiges Wiesengrün und wogende Felder gleiten, wie von unsichtbaren Gewalten fortbewegt, zwei, drei, vier und mehr große Seeschiffe dahin, sich beugend unter der Last ihrer bauschigen Segelwucht. Und nicht etwa blos die Masten, Raaen, Stengen und Spieren derselben sieht man heraufragen über das Gefilde, auch die schwarzen oder gestreiften colossalen Schiffskörper werden weit über die Hälfte sichtbar, ohne daß auch nur der blinkende Silberstreif bewegten Gewässers zwischen den Feldlängen irgendwo zu entdecken ist. Dies Spazierengehen schwer betrachteter Zwei- und Dreimaster gleichsam mitten im Lande, wie man es nennen muß, ist in der That das Seltsamste, was man sehen kann.

Spazierfahrten auf schmalen Gewässern haben in der Regel wenig Erheiterndes, zumal wenn die Umgebungen des Flusses ohne romantischen Reiz sind. Die Trave nun ist trotz ihrer großen Tiefe doch überall sehr schmal, so daß sie selbst an den breitesten Stellen kaum zur Hälfte die Breite der Elbe bei Dresden erreicht. Auch besitzen die Ufergelände nichts, was das Auge beschäftigen, vielweniger es dauernd fesseln könnte. Dennoch gewährt eine Fahrt auf dem Dampfschiffe von Lübeck nach Travemünde bei heiterm Himmel und warmer Luft Vergnügen, am meisten für Fremde, die weder mit der

Gegend noch mit den Eigenthümlichkeiten dieſes wunderlichen, ja man könnte ſagen, komiſchen Flußes vertraut ſind. Es vergeht auch in der guten Jahreszeit ſelten ein Sonntag, wo nicht die beiden zu Thal fahrenden Dampfboote „Merkur“ und „Nowogrod,“ letzteres Eigenthum des uralten in der Geſchichte der Hanſa berühmten hieſigen „Nowogrodfahrer-Collegiums,“ mit Luſtreiſenden überfüllt wären. Ein Muſikchor wird dann gelegentlich wohl auch mitgenommen, damit doch wenigſtens das Ohr durch angenehme Klänge ergötzt werden möge, wo dem Auge ſo wenig geboten wird.

Auf ſolch' einer ſonntäglichen Luſtfahrt lade ich die Leſer ein, mich zu begleiten. Die Luft iſt klar, die Sonne gießt ihren funkelnden Glorienſchein aus über die alten gezackten Giebelhäuſer und die coloſſalen ſieben Backſteinpyramiden der Traveſtadt. An den Gaffeln der Schiffe im Hafen von der Holſtenbrücke abwärts bis zum Niederbaume wehen ſchon die Flaggen zur Feier des Tages. Am Quai iſt es ſtill, auch auf dem Strome fehlt Leben und Bewegung; kaum die flachen Boote der Fährleute, durch welche die Verbindung zwiſchen der Stadt und den Holz- und Theerlagern am neuen Hafen des ausgetieften Stadtgrabens vermittelt wird, gleiten bisweilen geräuſchlos über die blaubraune Tiefe des langſam dahinziehenden Stromes. Nur an der Dampf-

ſchiffsbrücke haſtet und drängt ein immer mehr anwachſender Menſchenknäuel, um noch vor dem Abgang des „Nowogrod“ ein Billet für dieſen zu erhaſchen, da derſelbe als Schnellſegler bekannt iſt. Das Deck unter dem reinlichen Segelſchutzdach wimmelt von Menſchen, die Glocke läutet und das übliche „Gah an“ des Capitäns ſetzt die Schaufelräder in langſame Bewegung.

Sobald die Durchfahrt an der Stuckfähre paſſirt iſt, wo gewöhnlich viele Schiffe liegen und die Paſſage etwas verengen, beginnt die Maſchine in raſcherem Tacte zu arbeiten. Pfeilſchnell ſchießt der ſchwarze Schiffskörper zwiſchen den grünen Ufern dahin, die aufbrauſenden Wogen zu beiden Seiten über die grüßend ſich verneigenden Häupter des Schilfes rollend. Die raſch wechſelnden Krümmungen laſſen das Bild der alten Stadt bald verſchwinden, bald wieder hinter den umbuſchten Landhäuſern auftauchen, ſo daß man ſie wohl zwölf- bis vierzehnmal in anderer Umrahmung, jetzt gerade hinter dem Schiffsſpiegel, jetzt zur rechten und dann gleich wieder zur linken Seite deſſelben erblickt. Durch dieſe häufigen Krümmen des Stromes kommt auch das ſchnellſte Schiff nicht von der Stelle, wenigſtens ſieht es ſo aus, und dies ſcheinbare Vor- und Rückwärtsſegeln macht eine wiederholte Travenfahrt zu einem ſehr langweiligen Vergnügen. Nur die erſte Fahrt unterhält, wär's auch blos

der Schiffe wegen, die stromaufwärts segelnd in dem unglaublich schmälen Fahrwasser an dem keuchenden Dampfboote vorübergleiten.

Bei Gothmund verändert sich die Scenerie und der Charakter des Flusses. Zu beiden Seiten weitet sich die Trave aus, breite, mit hohem Schilf bewachsene Sümpfe bildend. Dazwischen fette Weiden mit grasendem Vieh und halb in das Sumpfland hineingebaut die schornsteinlosen steilen Strohdächer der Gothmunder, jenes originellen Schiffervölkchens, das fast tagtäglich in zahlreichen schmalen trogartigen Kähnen Lübeck besucht und die Bevölkerung mit Fischen aller Art, besonders aber mit den beliebten Brätlingen, einer Sprottenart, massenhaft versorgt. Während das Dampfboot, an den rauchenden Fischerhütten vorüber braust, bemerkt ein aufmerksamer Beobachter wohl hin und wieder auf dem schattigen Grün der Weiden den glänzenden Silberschein eines Mövenfittichs, sichere Verkündiger der Meeresnähe. Bald zeigt sich das Wirthshaus an der Herrenfähre mit dem neu gegrabenen Strombett der Trave durch den sandigen Hügelrücken, welcher die süße Trave von der sogenannten Salztrave scheidet. Das Dampfschiff legt den Durchstich in wenigen Secunden zurück, um sich in dem schon höher gehenden Wogenschlage des Schlutuper Wyks bequemer zu schaukeln. Der eigenthümlich narkotische Jodgeruch

des Tanges, der hier im Wyck sich für feine Geruchsnerven bemerkbar macht, sagt uns, daß wir dem Meere bereits sehr nahe gekommen sind.

Von der Herrenfähre an bis zu ihrer Mündung in die Ostsee ist die Trave weniger Strom als Meeresbucht mit großentheils hügeligen, oft anmuthig bewaldeten Gestaden. Wegen ihres salzigen Geschmackes nennt man sie „Salztrave." Da sie bis Travemünde hinab mehrere tiefe Buchten bildet und dadurch stellenweise eine große Breite gewinnt, tragen ihre Gewässer verschiedene Benennungen, wie unmittelbar hinter der Herrenfähre „Bretling," weiter das schon erwähnte „Schlutuper Wyck," „Stulper Huck," beiläufig die malerischste Partie auf der ganzen Salztrave, endlich das „Portnitzer Wyck," dessen erweiterte Wasserfläche sich als „Dassower-See" ziemlich weit ins Mecklenburgische Land hinein erstreckt.

Beim Stulper Huck erblickt man über die flache und schmale sandige Halbinsel hinweg, welche sich unter dem Namen das „Priwall" vor den Ausfluß der Trave legt und den schon zur Bucht gewordenen Strom wieder sehr bedeutend verengert, den tiefblauen Spiegel der Ostsee und hat, da das „lübische Fahrwasser" viele Meilen breit und ohne jegliche Insel ist, den vollen majestätischen Anblick des Meeres.

Travemünde, bekanntlich für Lübeck daſſelbe, was Bremerhaven für Bremen, hat ſehr wenig Anziehendes. Es liegt flach und langweilig am Ausfluß der Trave, ihm gegenüber das traurig öde Sandland des Priwall, das uns nach dem ſo geſegneten Mecklenburg nicht eben ſehr lüſtern machen kann. Wäre der kleine Ort als Hafen für tief gehende Schiffe nicht wichtig für Lübeck, obwohl dieſe Wichtigkeit durch die in letzter Zeit mit großem Aufwande erzielte Correction der Trave an Bedeutung verlieren möchte, ſo würde er ſchwerlich ſo oft genannt werden als es geſchieht. — Belebt iſt Travemünde nur etwa zwei bis drei Monate im Jahre während der ſogenannten Saiſon. Dann ſammelt ſich der mecklenburgiſche Adel nebſt einzelnen weiter herkommenden Familien, die Lübecker ziehen in Menge hinunter an den Meeresſtrand, wenigſtens die ſtets der Seeluft bedürftige vornehme Frauenwelt, und ſo beginnt denn in dem kleinen, nüchternen Oertchen jenes Leben und Treiben, das in der Sprache moderner Vergnügungen Badeleben heißt.

Ob Travemünde als Badeort mit Recht ſich großen Rufes erfreut, weiß ich nicht. Es gehört zum guten Tone, während der Saiſon einige Zeit nach Travemünde zu gehen, ſei's um wirklich zu baden, ſei's um blos Seeluft zu athmen und überhaupt am Anblick des Meeres in behaglicher Ruhe Herz und Geiſt zu erquicken.

Hauptbeschäftigung der Sommerbevölkerung Travemündes ist, wie leicht zu errathen, das Dolce far niente. Mag das Wetter schön sein oder nicht, die Bewohner der „Außenreihe“ — so nennt man die unmittelbar am Strande gelegenen, durchgängig sehr freundlich eingerichteten Häuser, von denen die haute volée der Badegäste Besitz zu nehmen pflegt — sitzen um die Frühstücksstunde, Mittags, beim Kaffee und Abends unter den Leinwandgezelten vor den Thüren und mustern die in der Strandallee auf und ab Wandelnden. Es gehört eine ganz anständige Portion Gleichmuth dazu, um das Feuer so vieler hundert kritisch geschlitzter Augen schöner und schön gewesener Welt und die vielsagenden Bemerkungen so vieler rosig schwellender oder am Becher des Lebens matt gewordener Lippenpaare mit Gemüthsruhe zu ertragen. Was in jenen Tagen und Wochen der großen Musterung vor den Wohnungen der Außenreihe von Freund und Feind, über Heimische und Fremde beim singenden Theekessel und während man tapfer „Mischtenkringel“ vertilgt, blos so zum lieben Zeitvertreib „geklöhnt“ wird, damit ließe sich, anmuthig vorgetragen, gar mancher Bogen füllen.

Iſt man der begutachtenden Conferenzen über das harmlos auf und abwandelnde Publikum überdrüſſig, ſo wird wohl allenfalls ein Spaziergang nach dem Leuchtthurm und von da in die ſehr freundlichen Anlagen des Badehauſes beliebt, wo Sonntags gewöhnlich ein Muſikchor Badegäſte wie vorübergehend Beſuchende unterhält. Dieſe Anlagen mit Allem, was dazu gehört, verdanken einem unternehmenden Lübecker ihr Entſtehen und ſind in der That Travemündes größte Zierde. Der Fremde unterlaſſe nicht, einige Stunden daſelbſt zu weilen und beſonders auch die großartige Baumſchule, die wohl ihres Gleichen ſuchen dürfte, ebenfalls in Augenſchein zu nehmen.

Die Civiliſation der modernen Menſchenwelt ſchleppt bekanntlich eine entſetzliche Laſt mit herum, wohin ſie ſich auch wendet. Im heimiſchen Zirkel, am geſelligen Theetiſche, im gottgeweihten Raume, in den Hallen der Kunſt und in der freien Natur weiß ſie dieſelbe nicht los zu werden. Sie drückt den Geſunden, ſie quält begreiflicherweiſe noch mehr den Kranken, am meiſten aber den eingebildeten Kranken oder diejenigen, die dem Herkommen zu Liebe wenigſtens ſechs Wochen im Jahre krank ſcheinen wollen oder müſſen. Dieſe Laſt iſt die Langeweile. Ein Radicalmittel gegen ſie haben die Philoſophen aller Nationen noch nicht zu entdecken vermocht.

Kein noch ſo herrliches Naturſchauſpiel kann dieſen Dämon, der ſich im Herzen des civiliſirten Menſchen eine unzugängliche Hütte gebaut hat, vertreiben. Selbſt der majeſtätiſche Anblick jetzt eines ſonnen- oder mondbeglänzten, jetzt eines von brüllendem Sturme aufgewühlten Meeres betäubt wohl die Langeweile, aber erſtickt ſie nicht. Da hilft dann der ſchwache Menſch mit ſeiner Erfindungsgabe nach Kräften nach, und weil er in ſeiner Schwäche nicht Kraft genug zu entdecken weiß, ſo ruft er die trüben Geiſter herbei, die ewig geſchäftig den denkenden Menſchen umſchleichen, um ihn gelegentlich gefährlich zu werden. Ein ſolch' trüber Geiſt muß es wohl geweſen ſein, der das Hazardſpiel erfunden und es gerade an ſolchen Orten zur allgemeinen Unterhaltung des Publicums eingeführt hat, wo es als ein teufliſches Spielzeug am allerſtrengſten verpönt ſein ſollte. Dies unſelige Hazardſpiel, die Pharobank und die leider ſelbſt der ſchwachſinnigſten Creatur leicht verſtändlich werdende Roulette fehlt auch im Logirhauſe zu Travemünde nicht.

Einem Staate, der auf moraliſcher Baſis zu ruhen beanſprucht, wird es nie gelingen, das öffentlich getriebene Hazardſpiel als eine nothwendige geſellſchaftliche Einrichtung vertheidigen zu können. Die ſittliche Entrüſtung des Volkes im Ganzen und Großen hat ſchon ſeit ſehr langer Zeit dieſe fluchwürdige Verlockung des nach ver-

botener Frucht ſtets lüſternen Menſchengeſchlechtes am grünen Tiſche verdammt, und dennoch protegirt man fort und fort von Oben herab dieſe unbedingt demoraliſirenden Spielhöllen. In Travemünde, wo ich oft genug Zeuge des Spieles und des in allen Menſchen ſchlummernden Geldhungers geweſen bin, ſpielt man freilich nicht um ſo enorme Summen, wie etwa in Baden-Baden, allein gerade weil ein kleiner Einſatz (der niedrigſte Satz im Rouge et Noir iſt, glaub' ich, ein drittel Thaler pr. Cour) genügt, verlockt die an Sonntagen ſtets offene Spielhölle den Mittelſtand und den kleinen Mann, der Glücksgöttin mit dem goldſchimmernden Gewande die Hand zu reichen, wodurch ſchon Mancher in bitteres Elend gerathen iſt. Ich kenne Leute, die nie verfehlen, während der Saiſon einige Male blos deshalb Travemünde zu beſuchen, um daſelbſt ein Spiel zu riskiren. Mancher hat Glück und erobert in wenigen Viertelſtunden mit 20 oder 40 Mark ein paar Hundert. Andere verfolgt das Unglück, leider in der Regel, ohne ſie zu beſſern. Sie häufen dann Verluſt auf Verluſt, bis zuletzt der Boden unter ihren Füßen weicht. Schon weil durch das Beſtehen einer Spielbank die Leidenſchaften in der Menſchenbruſt geweckt werden, wäre es nach meinem Dafürhalten Pflicht jeder Regierung, dieſe abſolut unmoraliſchen Anſtalten ein für allemal zu ſchließen.

Man wird dann freilich heimlich ſpielen, wie jegliches Laſter heimlich betrieben wird. Für heimliche Sünden iſt der Staat nicht verantwortlich, die nachtheiligen Folgen einer Peſt aber, die von ihm gehegt wird, hat die Humanität volles Recht, ihm ganz allein aufzubürden.

Kehren wir dem von Menſchen aller Stände vollgepfropften Locale, wo ſelbſt das ſchönſte Frauenauge im Blinken des rollenden Goldes den Zauber keuſcher Anmuth verliert, den Rücken, und wenden wir uns dem nahen Strande zu, um im erquickenden Hauche des Meeres uns wieder friſchen Muth zu trinken.

In der guten Jahreszeit iſt die Oſtſee gewöhnlich ruhig; ihr Anblick hat daher bei Tage wie bei Nacht etwas unbeſchreiblich Sanftes, Herz und Gemüth Erheiterndes. Man hört ſie ſelbſt in der Nähe nur bei ſtarkem Oſt- und Nordoſtwinde, weil ſie dann hohe weiße Brandungswellen an dem flachen feſten Sandufer hinauf rollt. Dieſer friedliche Charakter, der ſie als eine Art Binnenmeer bezeichnet, thut ihr allerdings im Vergleich mit der Nordſee einigen Abbruch. Ihre Gewäſſer ſind zwar ungleich klarer und durchſichtiger als die der Nordſee in unmittelbarer Nähe der Küſten, allein jenen gewaltigen Eindruck, der ganz beſonders mit der Nordſee unzertrennlich iſt, werden und können ſie nie, auch im wildeſten Sturme nicht machen. Schon daß das baltiſche

Meer keine Fluth und Ebbe hat, raubt ihm das geheimnißvoll schaffende Leben, das wie der anregende Geist des Oceans das Nordmeer nie zur Ruhe kommen läßt. Immer aber weidet man gern das Auge auf der farbig schimmernden Fluth, während weit draußen am Horizont zahlreiche Schiffe wie Schwäne mit ausgespanntem Gefieder geräuschlos vorüberziehen.

Der schönste Punkt um Travemünde ist der Tempel auf einer steilen Höhe am Brothener Strande. Wer das Glück hat, in diesem schmucklosen, nach der See zu offenen Ausschau einen schönen Sonnenuntergang oder wohl gar einen Gewittersturm zu erleben, der mit flammenden Geisseln die Wogen zu Schaum peitscht, der wird sich stets gern an Travemünde zurückerinnern.

Ein bequemer Weg führt vom Logirhause zu diesem interessanten Standpunkte empor, doch kann man auch den beschwerlicheren Strandweg wählen, will man stets in unmittelbarer Nähe der leise murmelnden, mit bunten Muscheln spielenden Wogen bleiben. Seit dem Juli 1850 ist die Brothener Uferhöhe ein geschichtlicher Punkt geworden; denn hier war es, wo das von dänischen Kriegsschiffen gehetzte kleine schleswig-holsteinische Dampfkanonenboot „Von der Tann“ Anker warf, als es durch die unvorsichtige Handlungsweise seines Führers, nicht wie die ganze deutsche Presse damals behauptete, durch

die Hart- und Engherzigkeit der Behörden, die lübiſche Gaſtfreundſchaft verſcherzt hatte. Mit bewaffnetem Auge kann man den Küſtenſaum Holſteins ganz deutlich verfolgen bis nach Neuſtadt hin. In jener verhängnißvollen Nacht vom 21. zum 22. Juli 1850 brannten zahlloſe Lichter am Strande, angezündet, um dem verfolgten Schiffe in der Nacht die ungefähre Richtung anzudeuten, die es ſteuern mußte, um den ſchützenden Hafen von Neuſtadt zu erreichen. Das Verhängniß oder auch die Unkenntniß des Lootſen führte es unſern Oevelgönne auf den Strand. Was dann geſchah, iſt bekannt und gehört in ein Geſchichtbuch, nicht in eine flüchtig entworfene Skizze.

Ein völlig windſtiller, klarer Juniabend 1850, den ich auf und unter dem Tempel verlebte, wird mir ſtets unvergeßlich bleiben. Die ſpätere Kronprinzeſſin von Schweden ward in Travemünde erwartet, um ſich nach ihrem neuen Vaterlande daſelbſt einzuſchiffen. Der kleine Badeort wimmelte von Menſchen, die ſchmucken, reinlichen Häuſer waren mit Flaggen ebenſo reichlich geziert, wie die im Hafen ankernden Schiffe. Draußen aber auf der ſpiegelglatten Oſtſee, etwa zwei Seemeilen vom Strande entfernt, lagen drei ſchwediſche Kriegsſchiffe, der Königsbraut harrend. Ein ungemein comfortable eingerichteter Dampfer, ich glaube der Nordſtjernan (Nord-

ſtern) hatte an der Schiffsbrücke zu Travemünde angelegt, um die hohen Gäſte in Empfang zu nehmen. Als die Braut mit zahlreichen Geleit endlich eintraf, begleitete ſie der ſchnellſegelnde „Nowogrod," überladen mit fröhlichen Menſchen und beſetzt mit einem ſtarken Muſikchor, hinaus auf die kaum leiſe bewegte See. Am Strande ſahen viele Hunderte den beiden Dampfern nach, von denen in der heiligen Abendſtille jeder Ruderſchlag deutlich zu vernehmen war. Inzwiſchen übergoß die untergehende Sonne die baltiſche Fluth mit glühendem Purpur. — Gerade in dieſem Augenblicke erreichte das Dampfboot, welches die Prinzeſſin trug, das ſchwediſche Geſchwader, und hüben und drüben und weiter am bereits grau dämmernden Meereshorizont zuckten Feuerſtröme über die See, denen binnen wenigen Secunden dumpf rollender Donner folgte, das Echo weckend an der Küſte von Boltenhagen und im holſteiniſchen Lande. Die Kriegsſchiffe der Schweden begrüßten die Braut ihres dereinſtigen Königs. Die Kanonade dauerte noch fort, als bereits Pulverdampf und aus den Fluthen aufſteigende Nebel uns Zuſchauern die in See gehenden Schiffe entzogen.

IV.

Skizzen aus dem Hamburger Volksleben.

1. Am Hafen.

Auf dem hohen Uferrande der Norder-Elbe, im Weſten Hamburgs, hat man an einigen Punkten überraſchend ſchöne Ausblicke auf Strom und Landſchaft. Früh am Morgen, wenn das Waſſer dampft und nur langſam der Luftbewegung oder dem Einfluß der Sonnenſtrahlen weicht, am ſonnig hellen Mittage oder Abends, immer iſt der Anblick des großen bewegten Strombildes gleich ergreifend und feſſelnd. Nie aber macht es einen gewaltigeren Eindruck auf den Beſchauer, als bei fliegendem Gewölb, wenn glühend heiße Sonnenblitze es zerreißen, und die ſmaragdenen Inſeln im vielgetheilten Strome bald mit weißlich blendenden, bald mit dunkel goldgelben Lichtoaſen bedecken. Will es dann ein glücklicher Zufall, daß eine friſche Briſe aus Weſten weht, die Zeit der Hochfluth den Strom weit über die grünen Inſelborde

aufrauſchen läßt, und eine Flotte ſegelbedeckter Kauffahrer, vom Purpurbrand der Abendſonne umglüht, dem Hafen zuführt, ſo wird ein ſolches Schauſpiel Jedem, der es mit Muße zu betrachten Gelegenheit hat, unvergeßlich bleiben.

Wir nahmen in ſo günſtigem Augenblicke unter der Veranda des neuerbauten Hotel Wietzel Platz, um ungeſtört das lebensvolle Bild betrachten zu können, das ſich vor uns entrollte. Da erſtreckt ſich zur Linken, von roth-braunem Dunſt halb verhüllt, die mächtige Handelsſtadt mit ihren Thürmen, deren Spitzen allein über die ſchwere Dunſtatmoſphäre emporragen. Zu unſern Füßen rollt die Elbe ihre falben Wogen in einem, hier mehrere tauſend Fuß breitem Bett, das etwa zum vierten Theile von den vor Anker liegenden Seeſchiffen erfüllt iſt. In Zeiten großen Verkehrs kann man die Zahl derſelben auf wenigſtens 800 anſchlagen. Der Maſtenwald mit ſeinem buntfarbigen Flaggen- und Wimpelſchmuck iſt dann nicht zu überſehen. Zwiſchen den Reihen dieſer Schiffe und im freien Strome kreuzen ſich Hunderte von kleinen Fahrzeugen, dieſe, um Güter vom Bord an's Land oder umgekehrt vom Land an Bord zu bringen, jene, von gewandten Ruderern geführt, um die Kommunikation zwiſchen dem Feſtland und den Inſeln aufrecht zu erhalten oder Schiffseigner, Kaufleute, Makler, Kapitaine ꝛc. an irgend einen Punkt im lebenerfüllten Hafen zu tragen. In kür-

zeren oder längeren Zwiſchenräumen wühlen die Schaufelräder eines Dampfbootes die ſchimmernden Wellen ſtärker auf, denn nicht nur das am linken Elbufer gelegene Harburg, auch die ſtark bevölkerten und vielbeſuchten Orte zu beiden Seiten der Niederelbe werden durch eine geregelte Dampfſchiffsverbindung in den engſten Verkehr mit Hamburg geſetzt. Gewöhnlich ſind dieſe Schiffe mit zahlreichen, nicht ſelten mit Hunderten von Menſchen erfüllt, die eine Luſtfahrt nach Teufelsbrück, Nienſtätten, Blankeneſe, Harburg, Stade oder Cuxhaven machen, und dann fehlt ſelten ein Muſikkorps auf dem Fahrzeuge, das heitere Melodien aus beliebten Opern oder einen munteren Lanner'ſchen oder Strauß'ſchen Walzer erklingen läßt.

Plötzlich ſteigt über den roſig ſchimmernden Segelſchwingen der ſtromaufwärts gleitenden Schiffe eine hohe ſchwarze Rauchſäule auf, die ſich, in krauſes Gewölk zerflatternd, ſeitwärts nach Finkenwärder zieht, und einen grauen Schatten auf die grüne Landſchaft wirft. Bald darauf wird der ſchwarze Rumpf eines überſeeiſchen Dampfers zwiſchen den Segelſchiffen ſichtbar, und wenige Minuten ſpäter rauſcht einer jener cyklopiſchen Leviathane langſam dem Lande zu, die eine Erfindung unſeres Jahrhunderts ſind und dem internationalen Verkehr andere, faſt an's Wunderbare ſtreifende Bahnen angewieſen haben.

Sofort mehrt ſich die Zahl Derer, welche zu jeder Tagesſtunde an dem eiſernen Geländer der Quai-Einfaſſung vor dem Hafenthore lehnen. An der Landungsbrücke drängen ſich Männer, Frauen, Kinder ohne Unterſchied des Ranges. Stämmige Packträger in blaugeſtreiften Blouſenjacken eilen nach dem Schiffe, aus deſſen Sicherheitsventil jetzt in weißen Säulen mit pfeifendem Geziſch die bewegende Kraft des Dampfes fährt. Die wohlgenährten Droſchkenkutſcher beeilen ſich ebenfalls, der Landungsbrücke möglichſt nahe zu kommen, um Paſſagiere aufzunehmen, kurz, das bunte Durcheinander der Hülfbereiten und Neugierigen, das bei keiner Landung fehlt, bietet dem ferner ſtehenden Zuſchauer ein erheiterndes Bild rührigſter Thätigkeit und geſündeſten Volkslebens.

Bald aber wird Ohr und Auge auf einen andern, noch viel anziehenderen Gegenſtand hingeleitet. Mitten im geordneten Knäuel der vor Anker liegenden Schiffe, wo bisher nur ein Zuſammentreffen vieler Jollen und ſchwer beladener Boote bemerkbar war, hört man laute, weithin vernehmbare, wenn auch nicht immer verſtändliche Rufe einer feſten männlichen Stimme. Gleich darauf erfüllt einförmiges Johlen ſingender Stimmen die Luft, das zwar nicht melodiſch, wohl aber eigenthümlich klingt. Ketten klirren, das knackende Geräuſch gezahnter Eiſenräder kreiſcht dazwiſchen. Ein Boot, von zwei oder drei

Ruderern getrieben, schießt zwischen den Ducs d'alben *) in den freien Strom heraus, und schleppt hinter sich ein Tau. Wir sehen die Jolle nur einige Augenblicke, dann verschwindet sie wieder, wird nochmals sichtbar, und bald darauf zittert das Tau in der Luft und schlingt sich um einen der Hafenpfähle, von kräftigen Matrosen geschickt und unter taktartigem „Hai-ho!" gehandhabt. In dem Schiffsgewirr macht sich eine Bewegung bemerkbar. Die Masten eines Vollschiffes gleiten langsam an den sie umgebenen Raaen anderer Schiffe vorüber, und der Ruf einiger Zuschauer am Quai: „Nun legt es aus!" sagt uns, daß ein zur Abfahrt bereites Fahrzeug so eben Anstalt trifft, den Hafen zu verlassen.

Es ist ein Packetschiff, das einige Hundert Auswanderer an Bord hat — und mit eintretender Ebbe stromabwärts segeln will. Kopf an Kopf gedrängt, stehen die Heimathmüden auf dem Deck des Fahrzeuges, mit erstaunten Mienen bald das Gewühl im Hafen, bald die arbeitenden Matrosen betrachtend, die des Kapitains Kommandoruf auf die Raaen beordert hat, um hier die Segel zu entfalten und den einige Striche südlich

*) Ducs d'alben nennt man die Pfähle, welche, gewöhnlich fünf bis sechs an der Zahl, oben mit starker Kette umgürtet, im Hafen eingerammt sind, um die Schiffe daran befestigen zu können.

gelaufenen Wind zu benutzen. Unwillkürlich duckt ſich mancher Aengſtliche, wenn er die gelenken Menſchen mit katzenartiger Geſchwindigkeit die Wanten *) hinanlaufen, ſich in das Takelwerk ſchwingen und hier, oft nur mit einem Fuße auf ſcheinbar dünnem Seile ſich haltend, die ſchwerſten Arbeiten raſch und ſicher vollbringen ſieht. Andere winken mit Hüten und Tüchern Verwandten und Bekannten am Strande zu, wo zwiſchen den Zuſchauern auf Kiſten und Kaſten, mit blanken Blechgeſchirren behangen, ein Trupp anderer Auswanderer ſitzt, und regungslos auf den bewegten Strom und das langſam fortziehende Schiff hinausblickt. Noch Anderen, die mit ſchwerem Herzen vom altem Vaterlande ſcheiden, zittert eine Thräne im kummerſchweren Auge. Das alte Elend liegt vielleicht hinter ihnen, aber die Sorge, die mit ihnen grau geworden, haben ſie nicht zurücklaſſen können. Ein Häuflein Kinder, noch unzurechnungsfähig und darum leicht befriedigt, hockt auf den zum Strome hinabführenden Treppen, ſie halten ſich feſt umſchlungen, und geben ihre Verwunderung über die neue Welt, die ihnen entgegentritt, durch laute Ausrufe zu erkennen. Aber Niemand achtet auf dieſe rührende Kindergruppe. Man hat keine Zeit, die Flut läuft ab, die Sonne ſinkt, weit unter Altona, wo

*) Die mit Strickleitern verſehenen Seitentaue der Maſten.

der Strom sich fast zur Bucht ausweitet, thürmen sich Wolken auf und verheißen zur Nacht windiges Wetter. „An Bord, an Bord!“ mahnt dringend die harte Stimme des Bootführers, die Kinder werden seitwärts gedrängt, die Mutter drückt sie seufzend an sich, und bald ist die Familie zwischen ihren aufgeschichteten Habseligkeiten neben andern Schicksalsgenossen im schaukelnden Boote untergebracht.

Inzwischen hat das seewärts segelnde Auswandererschiff die zu Berg kommende Flotte erreicht. Ihre Segel bedecken fast die ganze Breite des Stromes, dessen Wogen jetzt wie geschmolzenes Erz im Abendsonnenlicht funkeln. Und so weit das Auge reicht, es gewahrt immer mehr Segel, diese wie dunkle Flecken in der Luft sich abzeichnend, jene blendend weiß, andere wieder purpurfarbig, je nachdem ein greller Sonnenstrahl oder der Schatten einer vorüberziehenden Wolke sie streift. Ueber dem Borde des in See gehenden Schiffes wirbelt weißlicher Rauch auf, der Schuß einer Schiffskanone hallt dumpf wieder an dem geräuschvollen Ufergelände, ihm folgt ein zweiter und dritter, die aufkommenden Schiffe flaggen, und einem zerrinnenden Schatten gleich zerfließt das Fahrzeug in den sonnig-feuchten Nebeln, die der Abend über den schweigenden Strom breitet.

Dieſe raſch wechſelnden Bilder entrollt der Hafen Hamburgs vor unſern Blicken faſt jeden Tag, wenn wir Zeit haben, einige Stunden ſeiner Beſchauung zu widmen. Der Abend läßt dieſe dissolving views nicht untergehen, er ändert ſie nur. Das Lichtbild verwandelt ſich in den ſchattigen Abdruck einer Laterne magica, wird aber vielleicht, gerade weil die Alles beleuchtende Sonne jetzt mangelt, nur um ſo intereſſanter und anziehender ſich geſtalten.

Von der Inſel Steinwärder, wo die ſchwarzen Rauchkegel hoch ragender Schornſteine und die ſchmutzig-rothe Dampfſchicht, welche über einem flammenden Schlackenfelde ſich bald hebt, bald ſenkt, die große Thätigkeit viel beſchäftigter Fabrikanlagen uns verräth, kehren Schaaren von Arbeitern um dieſe Zeit zur Stadt zurück. Feiert in jenen Werkſtätten des Materialismus auch nicht die Arbeit, ſo treten für die Nacht doch Andere ein. Moderne Fabriken, die mit Dampf arbeiten, geben dem Menſchen keine Ruhe, weder Tag noch Nacht. Wie der Bergmann im lichtloſen Schacht den Unterſchied von Tag und Nacht aufhob, weil es ihm gleich war, ob er bei Sternenſchein vor Ort das Fäuſtel ſchwingt, oder im Licht der allbeleuchtenden Sonne, ſo thut es in unſerer erwerbſüchtigen, zeitgeizigen Gegenwart auch der Fabrikherr, weil er ſonſt

nicht Schritt halten kann mit dem Raffinement der aus kluger Zeitbenutzung geldmachenden Konkurrenz.

Gleichzeitig verstummt das Gelärm auf den Werften, die schrillende Säge, welche Holz zu Schiffsplanken schneidet, schweigt, die letzten Dampfschiffe legen an, Alles bereitet sich vor, das Tagewerk zu beendigen und auszuruhen von den Lasten, unter denen man geseufzt. Von den aufsegelnden Schiffen erreicht eins nach dem andern den schützenden Hafen, und bald verläßt ein Theil der Equipage die schwimmenden Gebäude, um vielleicht nach Monate langer, gefahrvoller Reise endlich wieder den schwankenden Fuß auf die ernährende Mutter Erde zu setzen.

Nun taucht die Sonne, noch einmal einen langen heißen Abschiedskuß der Welt zuwerfend, hinter dem rollenden Wasserspiegel unter, hüben und drüben, bald fern bald nah, bald trüb' bald hell, blitzt ein Licht, ein Flämmchen, ein Gasfunken auf, und ein neues Leben, das Leben der Nacht, das in großen Seestädten sich ganz eigenthümlich gestaltet, beginnt innerhalb und außerhalb der Thore. Statt aber diese nächtliche Seite Hamburgs näher in's Auge zu fassen, wenden wir uns lieber einer Klasse Menschen zu, die man im Binnenlande auch nur dem Namen nach kennt, die aber ohne Frage unter allen modernen Menschen wenigstens Europa's noch im-

mer die meiſte Urſprünglichkeit ſich bewahrt hat, wenn ſchon zugegeben werden muß, daß dieſe Urſprünglichkeit ſich auf Koſten menſchlicher und ſittlicher Bildung nur zu oft mehr als billig in die Bruſt zu werfen pflegt, wir meinen die Matroſen, dieſe wilden Sprößlinge der Natur, die ungezogenen Kinder einer harten Wirklichkeit, die unerſchrockenen, kaltblütigen Jünger Neptun's und Aeolus', die trotz ihrer ſturmvollen Weltfahrten doch bis auf den heutigen Tag die Kultur noch nicht dergeſtalt beleckte, daß ſie ihr innerſtes Weſen umzugeſtalten vermochte.

---

2. Matroſen am Lande.

Im Jahre 1855 beſuchten den Hamburger Hafen 4593 Seeſchiffe mit einer Bemannung von im Ganzen 40,102 Köpfen. Da nun in der lebhafteſten Verkehrszeit durchſchnittlich die Zahl der vor Anker liegenden Schiffe auf 500 bis 600 veranſchlagt werden darf, ſo läßt ſich immer annehmen, daß faſt ununterbrochen zwiſchen 3000 bis 4000 Seeleute ſich in Hamburg auf-

halten. Dieſe anſehnliche Menge fremder, größtentheils ſehr junger oder doch in dem kräftigſten Lebensalter ſtehender Menſchen gibt dieſer Stadt einen phyſiognomiſchen Ausdruck, von welchem der Binnenländer ſich ſchwer eine Vorſtellung machen kann. Weil aber ohne dieſe wichtige Menſchenklaſſe aller Seehandel, alle Schifffahrt undenkbar wäre, die Matroſen mithin ein unentbehrliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft ſind, und an dem Beſtehen, Blühen und Wachſen bedeutender Seeſtädte mittelbar einen unberechenbar großen Antheil haben, will ich verſuchen, ihr Thun und Treiben in der Zeit zu ſchildern, wo ſie ausruhen von den Strapatzen langer Seereiſen, und wo ſie ſich am Lande zu neuen Mühen, zu neuen Kämpfen mit den empörten Elementen ſtärken.

Der Matroſe germaniſchen Stammes, von welchem hier vorzugsweiſe die Rede iſt, ſtellt ein ganz eigen geartetes Doppelweſen dar. Er iſt ein Anderer am Bord ſeines Schiffes, ein Anderer am Lande. Dort hat er keinen eigenen Willen, er iſt unterthan der abſoluten Herrſchergewalt des Kapitains, welchem die Führung des Fahrzeuges anvertraut wurde. Mechaniſch, ſchnell, mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Kraft und Gewandtheit vollzieht er den Befehl des Kapitains. Er denkt nicht nach über das, was ihm geheißen wird und thut er es wirklich, ſo kleidet er ſeine Gedanken wenigſtens

nicht in Worte; denn blind muß der Gehorsam sein, soll ein Schiff glücklich die Weltmeere befahren, und Ordnung und Sitte aufrecht erhalten werden. In der ganzen Welt herrscht daher kein größerer Absolutismus, als auf einem in Fahrt gesetzten Schiffe, nirgend werden republikanische Tendenzen und die Weisheit der Vielregierungskunst lauter verlacht, als auf solch' einem schwimmenden Holzbau. Leider artet der Absolutismus dieses Schiffregimentes oft in Despotismus aus, was weder geschehen sollte, noch, wenn bekannt, gebilligt wird, immer aber dürfte der allerschlimmste Despotismus noch mehr zu empfehlen oder wenigstens mehr zu loben sein, als nachgiebiges, lässiges Regiment. Ein Kapitain, der auf seinem Fahrzeuge nicht unumschränkter Gebieter, nicht Selbstherrscher im weitesten Sinne des Wortes ist, also nur sich und seinem Gewissen Rechenschaft abzulegen hat über sein Thun, der würde eine höchst traurige, in den meisten Fällen sogar eine verächtliche Rolle spielen. Darum gehören Talente, gründliche Willenskraft, unerschrockenes Wesen und Geistesgegenwart, endlich größte Selbstbeherrschung verbunden mit angeborener Humanität zu den vorzüglichsten und im Grunde unerläßlichen Eigenschaften eines guten, zuverlässigen, seiner wichtigen Stellung vollkommen genügenden Kapitains. Der Matrose weiß dies, und sollte er anfangs Zweifel hegen, so werden ihm

dieſe ſchon während der erſten Seereiſe benommen. Das Leben auf der See lehrt ihn, daß es nicht anders ſein kann und darf, und dieſe Ueberzeugung allein läßt ihn oft ſogar die härteſte Behandlung ſchweigend ertragen. Er weiß, daß jede Widerſetzlichkeit unnachſichtig geahndet wird. Darum gehorcht er blindlings und harrt, ſelbſt unter den größten Entbehrungen, unter rauher Behandlung geduldig aus.

Schon dieſe Andeutungen werden genügen, unſern Leſern zu ſagen, daß die Stellung eines Matroſen keineswegs eine beneidenswerthe genannt werden kann. Mancher glaubt, ein Matroſe führe das freieſte, intereſſanteſte und luſtigſte Leben von der Welt, mache die lehrreichſten Reiſen, ohne einen Kreuzer dafür ausgeben zu dürfen, und kehre alsbald mit Schätzen beladen zurück, um am heimiſchen Strande auszuruhen und in behaglichen Erinnerungen an das Vergangene ſein Leben zu genießen. Die Wirklichkeit miſcht dieſem ſonnig ſchönen Phantaſiegemälde ſehr viele harte Schlagſchatten bei, eins nur bleibt auch dem entſtellteſten ſolcher Bilder unverkürzt: die vielen Erfahrungen, das nie ermattende Intereſſe, eine Menge wunderbarer, angenehmer und unangenehmer, heiterer und grauenvoller Abenteuer.

Dies Abhängigkeitsverhältniß, das wohl zuweilen in eine drückende Sklaverei ausarten mag — wenigſtens

wollen dies Manche behaupten — hört auf, sobald das Schiff seinen Bestimmungsort erreicht hat und der Anker in den Grund rollt. Daher das laute Jauchzen aller Matrosen beim Erblicken des Hafens, der Jedem eine Heimath zu sein dünkt; daher das Grüßen und Jubeln, wenn das schwer beladene Fahrzeug in den Hafen legt und ungezählte Genüsse dem nach Leben und Freiheit, nach willkürlicher Bewegung und ausgelassenem Thun lüsternen Matrosen vom nahen Strande entgegenwinken. Er hat sich Wochen, Monden, vielleicht Jahr und Tag beherrschen, alle Leidenschaften in sich ertödten, jeder freien Willensregung sich begeben müssen, und es drängt ihn jetzt mit der ganzen Ursprünglichkeit eines an Geist und Körper gesunden Menschen, den so lange gefesselten Leidenschaften und Gelüsten den Zügel schießen zu lassen. Sehnsuchtsvoll aber schweigend harrt er des Augenblicks, wo der Kapitain das Zauberwort ausspricht, das ihn frei und unabhängig macht. Das Fallreep verschmäht er, um die Jolle zu erreichen, an einem Tauende läßt er sich herab vom Klüverbaum, um schon im Niederschweben ein paar Luftsprünge zu machen vor Lust und Freude. Dann legt er die Riemen ein, holt weit aus und treibt den schaukelnden Nachen mit langen Ruderschlägen dem Lande zu.

Da steht er nun, ein freier zwar, aber auch ein etwas herabgekommener Mann. Seine Kleidung empfiehlt ihn

nicht. Sie ſieht ſchäbig aus und trägt die Spuren vieler böſer Tage. Die Zahl der Theerflecke auf den prall anliegenden Beinkleidern von ehedem weiß geweſenem engliſchen Leder iſt nicht zu berechnen, die Mütze zeigt verſchiedene Löcher auf, das grobe Hemd verdient nicht mehr die Wohlthat einer Wäſche. Auch mit dem Schuhwerk ſieht es mißlich aus; denn von Sidney in Auſtralien iſt bis Hamburg, beſonders wenn man unterwegs noch Shangai einen Beſuch abſtattet und auf der Rückreiſe ein paar fliegende Stürme zu überſtehen hat, ein weiter Weg. Sturzſeen über Deck ſind böſe Gäſte, und wenn der Matroſe Tag und Nacht derartigen Salzwaſſerbädern ausgeſetzt war, muß zuletzt auch der ſauberſte Junge ein übles Ausſehen bekommen.

Dieſem Uebelſtande weiß indeß ein Matroſe echten Schlages ſehr bald abzuhelfen. Kaum hat er den Fuß an's Land geſetzt, ſo wird mit einigen Kameraden zuerſt ein Schlafbaas aufgeſucht, entweder ein Bekannter oder, iſt der Matroſe noch fremd, ein ihm empfohlener Mann. Der Schlafbaas iſt aller Matroſen, die ſich ihm anvertrauen, ſorgender Vater und Vorſehung. Auf ihn verläßt ſich der Sohn der Meere, ihm ſchenkt er unbedingtes Vertrauen. Heikel und ſchwer zu behandeln iſt der Glückliche überhaupt nicht, den der Kiel des Schiffes mit heiler Haut in den Hafen bringt. Er trägt alſo, falls der um-

sichtige Baas dies nicht ohne Worte schon errathen sollte, diesem seine Wünsche vor, nennt ihm seine Bedürfnisse und drängt nebenbei zu größter Eile. Denn Zeit mag er nicht verlieren, um nur ja recht lustig und möglichst rasch leben zu können. Dazu bedarf er aber vor Allem schmucker Kleider, und diese dem gutherzigen Jungen zu verschaffen, der in kaum einem Jahre zwei Mal die Linie passirt ist, trifft der Baas sofort schleunige Anstalt.

In unmittelbarer Nähe des Hafens, mit der Aussicht auf das wimmelnde Schiffsgewühl gibt es Läden, wo auch der verwöhnteste Matrose Alles bekommen kann, was sein Herz begehrt. Dahin führt jetzt der Schlafbaas seinen Pflegling, und während dieser aus den ihm vorgelegten Herrlichkeiten auswählt, was seiner Figur angemessen ist, was ihm am besten zu Gesicht steht und was er selbst am liebsten leiden mag, unterhält der Baas den Händler, bedingt mit ihm den Preis, und das Geschäft wird abgeschlossen, ohne daß der neu zu equipirende Matrose ein Wort darüber verliert. Wenige Käufe gehen so rasch und so zu gegenseitiger Zufriedenheit beider Parteien vor sich. Wenn der Matrose kauft, ist er immer ein Gentleman. Pfui doch, wer möchte handeln, wenn man sich ein nettes Stück Zeug auf den Leib schaffen will! Ueberlaßt das den Leuten von Fach. Ma-

troſen rechnen nicht, das ſind galante, genial geſinnte und genial lebende Burſche, die buchſtäblich nach dem Worte der Schrift handeln, und immer nur für den einen Tag ſorgen, deſſen Sonne ihre Pfade beſcheint. Ganz recht. „Sorget nicht für den andern Morgen; es iſt genug, daß jeglicher Tag ſeine eigene Plage hat!“

„Aber wer bezahlt für ſolchen ſtockfremden Matroſen?“ höre ich den Leſer fragen. „Niemand,“ lautet darauf die Antwort. Die Begleitung des Baaſes genügt vollkommen, und iſt dem Händler ſo gut, wie der beſte acceptirte Wechſel. Er weiß, auf welchem Schiffe der ſchmucke Junge, der ſich ſo eben bei ihm fein herausſtaffirt hat, in Heuer ſteht, wie der Kapitain ſich nennt, welchem Rheder es zugehört und von wannen es kommt. Dies genügt, denn damit wird zugleich angedeutet, daß die Mannſchaft des Schiffes nach Verlauf einiger Tage für die ganze Dauer der Reiſe ihre Löhnung oder, wie man in der Seemannsſprache ſagt, ihre „Heuer“ empfängt. Darauf hin hat jeder Matroſe offenen Kredit. Er darf ſich kaufen, was ihm gefällt, was ſein Herz begehrt, am Tage der „Abmuſterung“ fällt ja ſicher das Geld.

Ein Beinkleid von gewöhnlich blauem, oft auch ſchwarzem Tuche, eine ſeidene Weſte, eine kurze mit Sammet verbrämte Jacke, welcher der Schmuck blanker Knöpfe

nicht fehlen darf, ein buntes Seidentuch loſe um den Hals geſchlungen, das wieder in Ordnung gebrachte Haar mit glänzender Ledermütze bedeckt; ſo tritt der neu gekleidete Matroſe in die Welt, und beginnt ein Leben, das mit den Worten in dulci jubilo ſich allein richtig bezeichnen läßt. Er iſt jetzt ein feiner Mann in ſeinem Sinn, völlig Herr ſeiner Zeit, unabhängig, und da das Blut fröhlicher Jugend in ſeinen Adern pulſirt, denkt er auf nichts, als wie er in der kurzen Zeit ſeines Aufenthaltes am Lande jegliche Zerſtreuung ſich verſchaffen, jedes Vergnügen bis auf die Hefen ausſchlürfen mag. Um dieſem Leben in Saus und Braus mit ganzer Seele ſich hinzugeben, bedarf er weiter nichts, als Geld, denn er weiß, daß in See- und Handelsſtädten dem freigebigen Manne alle Thüren ſich erſchließen, daß er mit klingender Silbermünze ſich Alles, was käuflich iſt, zueignen kann.

Darum erwartet er mit Sehnſucht den Tag der „Abmuſterung.“ Zwar fehlt es ihm nicht an dem Nothwendigen, denn er hat ja Kredit, und der Baas macht gern ſeinen Banquier, allein es genirt doch den freien Sohn der Meere, daß er nicht nach Belieben über die Kaſſe des Fremden verfügen darf. Er muß Maß halten, und das iſt eine Eigenſchaft, die unter hundert Matroſen kaum einer beſitzt, wenn ſie am Lande weilen. Endlich

aber bricht der heiß ersehnte Tag an, die Mannschaft wird zum Shout bestellt, und in rosigster Laune, wenn es sich thun läßt, in zwei, drei, vier und mehr offenen Wagen, kommt die elegant gekleidete Equipage am Hause des Shout an.

Der Wassershout, gewöhnlich nur Shout genannt, ist eine sehr wichtige Person, die man in Städten des Binnenlandes nicht kennt. Je größer die Seestadt, je bedeutender ihre Schifffahrt ist, desto einflußreicher wird die Stellung des Wassershout. Ihm nämlich liegt es ob, die Mannschaft jeglichen Schiffes, das einem Rheder der fraglichen Handelsstadt oder einer Gesellschaft von Rhedern gehört, einzurolliren, jedem Einzelnen ein Exemplar der Disziplinar-Ordnung bei Unterzeichnung des sogenannten Heuer-Kontraktes zu behändigen und diese der Mannschaft laut vorzulesen. Kurz er nimmt eine polizeiliche Stellung ein, die in großen Seestädten zu den einträglichsten Staatsämtern gehört. So veranschlagte man z. B. das Jahreseinkommen des Hamburger Wassershout auf 20,000, ja mehr Mark Cour. (8000 Thlr. pr. Cour.). In der Wohnung dieses Mannes empfängt auch der Seemann seine Gage nach jeder glücklich beendigten Reise, die, je nachdem sie von kurzer oder langer Dauer war, bald in einer kleineren, bald in einer größeren Summe besteht. Dies Auszahlen der Gage oder Heuer an die

Mannschaft oder Equipage eines Schiffes, womit der bisherige Kontrakt erlischt, heißt die Abmusterung.

Folgen wir jetzt einer Anzahl Matrosen zum Hause des Shout. Es sind lauter junge, kräftige Burschen von gedrungenem Körperbau, sauber, ja elegant gekleidet. Leichter Sinn- und Lebenslust funkelt aus den Augen Aller. Ihr Auftreten ist fest, etwas plump, Selbstbewußtsein mit einer nicht gar zu kleinen Beigabe von Trotz, den eine sorglose Gutmüthigkeit mildert, fehlt Keinem. Sie sind heiter, einige lustig gestimmt, und während der Steuermann ihre Ankunft im Bureau des Shout meldet, unterhalten sich die Uebrigen, die Straße wie ein Fahrzeug, das gegen den Wind lavirt, mehrmals kreuzend. Einige gehen Arm in Arm, rauchen Cigarren, und lassen kein vorüber wandelndes Dienstmädchen ungeneckt ziehen. Auf Mädchen scheinen es überhaupt Alle abgesehen zu haben, denn wo ein Lockenkopf sich am Fenster zeigt, dahin richten sich die Blicke der jungen Leute gewiß. Nur ist ihr Geschmack nicht dem Feinsten, am allerwenigsten dem Zarten zugewandt. Was diesen meerdurchpflügenden Menschen gefallen soll, muß derb, nicht zerbrechlich, mehr robust als zierlich sein. Darum auch haben jene rothbackigen Huldinnen, die dort auf den Zugängen einiger Kellerwirthschaften sitzen, Blumen im Haar und ein Lied auf den Lippen tragen, eine unwiderstehliche Anziehungs-

kraft für die müssig Harrenden. Jetzt lassen sich ein paar verstimmte Harfen mit entsetzlich klirrenden Saiten hören, heisere Stimmen heben dazu ein lautes Lied an, das in kreischenden Schreitönen häuserweit zu vernehmen ist, und die Ohren aller Umwohner grausam peinigt. Dazu lockt das über der Kellerthür prangende Schild mit dem segelnden Schiff, an dessen Gaffel die Hamburger Flagge weht, und mit lautem Hurrah stürmt der ganze Trupp die Treppe hinab, nimmt Platz auf den braunrothen Bänken in dem deckenniedrigen Gastzimmer, und begehrt Wein und Grog in nicht geringen Quantitäten.

Nur, wer mit eigenen Augen sich von der Trinkfähigkeit solch' junger Seeleute überzeugt hat, kann begreifen, was sie zu leisten im Stande sind. Matrosen genießen Alles rasch und mit seltenen Ausnahmen, im größten Uebermaße. Zu viel kann es diesen vom Augenblick und dessen Gunst lebenden Menschen nicht leicht werden, zu toll geht es ihnen nie zu. Nur so erklärt sich's, daß gewöhnlich eine kurze Stunde hinreichend ist, die Köpfe der schnell lebenden, gesundheitstrotzenden Gesellen etwas zu illuminiren. Schon begleiten hämmernde Faustschläge taktartig das Saitengekreisch der Harfen, schon entschlüpft Einzelnen ein Juchschrei, schon stimmen Andere in unharmonischem Unisono die Melodie des Liedes an, das eben geklimpert wird; da unterbricht ein Wink und Ruf

des Oberſteuermannes das Frohleben der Glücklichen. Die Heuer iſt abgezählt, die ein paar Stunden früher in großen Säcken zum Shout getragen wurde, und Jeder, vom Steuermann abwärts bis zum Kochsmaat und Kajütenwächter, kann den ihm zukommenden Antheil davon in Empfang nehmen.

Jubelnder als ſie hinabſtieg in den Keller, ſtürzt die Mannſchaft jetzt die Stufen hinan, der Eine mit ein paar gewaltigen Sätzen die Breite der Straße überſchreitend und ungeſtüm das Haus des Shout betretend, der Andere den Rundreim eines eben geſungenen Liedes vollends zu Ende trällernd, wieder Andere in verſchobenen Dreiecken oder die Figur eines Kegelſchnittes auf ihrem Wege beſchreibend. Endlich verliert ſich auch der Letzte ſtolpernd auf der Hausdiele des Shout, dieſe ſchließt ſich, in den Kellern aber klimpern die Harfen fort und die grell ſchreienden Stimmen der fahrenden Virtuoſinnen girren in lauter verlockenden Tönen. Es dauert nur kurze Zeit, dann öffnet ſich die Thür des Shout von Neuem und mit freudeglänzenden Geſichtern gehen, ſpringen, ſtolpern und rennen die Abgemuſterten heraus, ſchwere Geldbeutel tragend — den ſauren, in einem ruheloſen, fortwährenden Gefahren ausgeſetzten Leben erworbenen Verdienſt eines ganzen Jahres! Daran jedoch denkt der Matroſe in dieſen Momenten höchſtens Glückes nicht. Er

jubelt, denn er iſt ein vermögender Mann; ſein Geiſt ſchwärmt, ſeine Phantaſie füllt ſich mit Bildern, wie er ſie liebt, wie er ſie ewig lange Monden entbehren mußte. Jetzt beſitzt er, was ihm Genuß, Zerſtreuung, Vergnügen, wie nur das Land ſie bieten, verſchaffen kann, und ohne weiter hinaus, ohne auch nur an die allernächſte Zukunft zu denken, ſinnt er nur darüber nach, wie er ſein Leben einrichten ſoll, um alle Herrlichkeiten, die ihm ſeine von Wein und Porter bereits erhitzte Phantaſie vorzaubert, recht heiß, recht lange, recht von Grund aus durchzukoſten.

Vorerſt vertieft er ſich wieder in die Kellerräume. Abermals wird Wein, Porter, Ale, Grog, Punſch, kurz was vorhanden iſt und was der Uebermuth des plötzlich reich Gewordenen begehren mag, aufgetragen. Die hundert Mal gehörten Lieder werden auf's Neue begehrt und geſungen, manchmal auch geſchrieen, um nicht zu ſagen, gebrüllt. Trommelnd begleiten zehn, zwanzig und mehr Fäuſte den Tact der Melodie, die oft von einem Huſſah, einem gellenden Jubelſchrei, einem jauchzenden Lachtriller unterbrochen wird. Darauf folgen Toaſte, dem Schiffsherrn, dem Kapitain, der nächſten Reiſe, den Schönen und ihren Schweſtern geltend, welche die Harfe ſchlagen oder ſchlagen könnten, jeder eingeleitet mit dem

Kommandoruf: Eins, zwei, drei, worauf ein wände-erſchütterdes „Hurrah“ lang gedehnt nachhallt.

Dies Toben währt ſo lange, bis die Nüchternſten unterhaltendere Erheiterungen vorſchlagen. Dem Redebegabteſten bleibt der Sieg. Man bezahlt die Zeche, wenn es nicht bereits geſchehen ſein ſollte, denn Geld iſt ja in Ueberfluß vorhanden. Harte preußiſche Thaler und däniſche Spezies rollen und klirren auf Tiſchen und Bänken. Einer der Luſtigſten ſpielt Fangeball mit ſeiner Heuer, indem er das ſilbergefüllte Taſchentuch, das er als Börſe benutzt, emporwirft und wieder auffängt, bis der loſe geſchürzte Knoten ſich löſt, und ein wahrer Jupiterregen ſich über Haupt und Schultern des ausgelaſſenen Jongleurs ergießt. Dies Intermezzo erhöht noch die Heiterkeit der Ueberglücklichen. Alles bückt ſich, fällt wohl auch und ſtößt ſich, um das in alle Ecken rollende Silber wieder einſammeln zu helfen, und da Jeder grundehrlich iſt, ſo befindet ſich der Luſtige alsbald wieder im vollen Beſitz ſeines Eigenthumes, das er jetzt in allen Taſchen, nicht eben ſehr ſicher, ſo gut es gehen mag, unterbringt.

Inzwiſchen iſt es vor den Kellern ſehr lebhaft geworden. Es warten hier nicht nur eine Anzahl Droſchken, um die Jubilirenden weiter zu befördern, wenn ihnen die Kellerräume zu eng und dunſtig werden, auch Bittende, dem einſt ſchön geweſenen Geſchlecht zugehörend, haben

ſich eingefunden, um die Mildthätigkeit der jungen Männer in Anſpruch zu nehmen. Gewiß, man hat ein Recht, der Mehrzahl junger Matroſen eine gewiſſe Rohheit vorzuwerfen, dies äußerlich rohe Weſen ſchließt aber durchaus eine ihm tief in's Herz gewachſene Gutmüthigkeit und Nächſtenliebe nicht aus. Wenige geben lieber und mit heitererem Geſicht, als der Matroſe, der ſeinen ſchwer verdienten Lohn ſo eben eingeſäckelt hat. Der Vornehme und Reiche, dem mit zitterndem Flehwort die darbende Armuth um ein Almoſen bittet, verabreicht wohl, iſt er gut bei Laune, dem Bittenden einen Schilling, der abgemuſterte Matroſe dagegen gibt ohne Widerſtreben großmüthig, zu oft leider nur ohne zu fragen, ob dieſe Freigebigkeit auch angewandt ſei und gute Früchte trage. Er gibt, weil er beſitzt, und da er mit Zukunftsſorgen ſich nie das Herz beſchwert, ſo gibt er Jedem, der zu rechter Zeit die Hand ausſtreckt, wenn er ſich, immerfort ſingend und johlend, in die Sammtpolſter des Wagens wirft, daß die Glasſcheiben oft klirren und brechen. Nun iſt der Wagen voll, ein Ueberzähliger ſpringt trotzdem noch mit geraden Beinen hinein, ein Anderer ſchwingt ſich gelenken Fußes zum Kutſcher auf den Bock, die glänzenden Ledermützen der Exaltirten wirbeln unter grüßendem Hurrahgeſchrei in der Luft, und mit dem Geſange des von deutſchen Matroſen noch immer hoch in Ehren ge-

haltenen Liedes: „Schleswig-Holstein ꝛc.“, an das ſich viele große, erhebende und wehmüthige Erinnerungen knüpfen, donnern die fortrollenden Wagen über das holperige Pflaſter.

Durch ſeinen Beruf an ſtarke Aufregungen gewöhnt, hat der Matroſe wenig Sinn für feine und ſtille Genüſſe. Bei ihm muß Alles ätzend und geräuſchvoll ſein. Wo es recht laut, recht wild und toll zugeht, da befindet er ſich am wohlſten. Auch am Lande kann er nicht leben, ohne im Getümmel, das ihn umtoſt, das Brechen aufgewühlter Meereswogen, die fürchterlichen Schauer alle Maſten und Planken eines Vollſchiffes erzittern machender Sturzſeen zu fühlen. Die Luſt an ſolchen Vergnügungen ſteigert ſich bei ihm mit der wachſenden Erhitzung durch geiſtige Getränke, und hat er bisher an ſich gehalten, jetzt, wo er über ein kleines Vermögen verfügt, vermag er den Lockungen nicht länger zu widerſtehen, die in der weltbekannten Vorſtadt Hamburgs, in den Tanzſälen St. Pauli's tauſend und aber tauſend Seefahrern winken.

St. Pauli oder „der Hamburger Berg,“ wie man früher ſagte, iſt das Paradies aller Matroſen und wird es ſo lange bleiben, als Hamburg ſich eines blühenden Seehandels zu erfreuen hat.

Es ist der Mühe werth, das Treiben in jenen Lokalen, wo der junge Seemann vorzugsweise gern verkehrt, zu betrachten, obwohl wenig Gutes davon gesagt werden kann. Ein Splitterrichter thut besser, seine Schritte niemals dahin zu richten, denn man opfert hier weder der keuschen Vesta noch den Grazien. Es ist ein Stück Urweltsleben, das sich vor unsern Blicken entfaltet, ein Leben, wie es nur zügellose Genußsucht, blind waltende Leidenschaft und die lechzende Gier nach heißester Sinnenlust zu schaffen vermag. In diesen großen Etablissements, welche die Eigenschaften von Wirths- und Kaffeehäusern, von Tavernen und Grogschenken, von Tanzsälen und Tempeln feiler Venuspriesterinnen in sich vereinigen, schwelgt sich der Matrose während seines Landaufenthaltes müde und satt. Hier lockt grelle Musik ihn zum rasenden Tanze, in dem er sich mit hochgeschürzten, heißglühenden Nymphen schwingt, bis athmendes Keuchen der Brust ihm Ruhe gebietet. Freigebig wirft er mit den eben erst eingesäckelten Silberstücken um sich, jeden Händedruck lächelnder Schönen, jede Liebkosung schmeichelnder Hände theuer bezahlend. Wein, Punsch, Grog, Rigus, Champagner fließen in Strömen. Die Lust macht ihn rasend, er wüthet förmlich im Genusse, und so lange noch eine Geige klingt, ein Triangel klirrt und der verführerische Glanz einer weißen Schulter seine Sinne kitzelt, stürzt

er sich von Genuß zu Genuß. Nur physische Erschöpfung gebietet ihm, dem maßlosen Schwelgen endlich ein Ziel zu stecken.

Zweierlei ist zu bewundern bei diesen allwöchentlich mehrmals sich wiederholenden Festins, die „In die vier Löwen," wie auf dem Schilde zu lesen steht, oder in den „Drei Kronen" und andern Lokalen stattfinden, ich meine die unverwüstliche Ausdauer der menschlichen Natur und die Ordnung, welche ungeachtet des wahrhaft dämonischen Durcheinanders dennoch fast immer aufrecht erhalten wird. Denn hier dominirt nicht etwa der deutsche Matrose allein, in diesen Sälen, wo man ein Chor thyrsusschwingender Bacchantinnen im Arm halbtrunkener Faune wieder aufleben zu sehen meint, hier hat der gelbliche Finne mit seiner kugelrunden Pudelmütze, der schlanke elastische Sohn Andalusiens mit dem feuerängigen Don Juansantlitze, der ewig kühle Engländer, der klotzige derbe Jüte vom Lymfjord, der rasche, kecke und dabei immer galante Bonvivant aus der Provence, der phlegmatische Holländer, der tückisch blickende Mulatte und der finstere Mohr, dessen dunkles Antlitz unter dem feuerrothen Tarbusch wahrhaft satanisch glänzt, gleichen Antheil und vollkommen gleiches Recht an Allem, was es Anziehendes und Begehrenswerthes für ihn gibt. Die Hölle Dante's würde um ein ergreifenderes Bild reicher

ſein, hätte der Dichter derſelben nur eine Nacht ſolchem Matroſen- und Phrynenballe beigewohnt. Der Anblick dieſer wild entfeſſelten Sinnenluſt, die nichts weiter will, als maßlos ſchwelgen im Genuſſe, hat etwas ſataniſch Erhabenes. Es iſt ein Bild hölliſchen Freudentaumels in irdiſcher Goldumrahmung. Man wird feſtgehalten und abgeſtoßen davon, bezaubert und angewidert, aber das Auge iſt gebannt von dem Geiſte, der dieſe Welt beſeelt, die matt und röchelnd erſt beim Grauen des Tages in bleiernen Schlaf verſinkt.

Es kommt nicht ſelten vor, daß jubelnde Matroſen an der Seite ihrer Auserwählten in zwei oder drei bacchantiſch durchlebten Nächten den ganzen Verdienſt einer Jahresreiſe, d. h. zwiſchen 200 und 300 Thalern pr. Cour. verausgaben. Man hat aber nie gehört, daß ſie ob ſolcher Verſchwendung ſich trübe Gedanken oder gar Vorwürfe machten. Ein tüchtiger Matroſe bleibt ſtets geſucht, der Hafen liegt voll ſegelfertiger Schiffe, eine neue Heuer iſt alſo bald gefunden. Und wenn dann nach wild durchlebten Tagen und Nächten, die ihn niemals gereuen, eine neue Monatsgage in ſeiner Taſche klingt, wagt er doch noch einen letzten Gang in den verführeriſch glänzenden Hörſelberg auf St. Pauli, vor deſſen Pforte kein getreuer Eckard abwehrend ſitzt, denn „Morgen“ ſingt die lebensluſtige geſchürzte Lippe:

»Morgen geht's in die wogende See!«

Wozu ſollte er ſich kaſteien! Wozu enthaltſam ſein? Wenn Neptun ihm grollt und die Meerfei verlangend die kühlen Arme nach ihm ausſtreckt, kann er ſchon wenige Tager ſpäter auf dem Seemannsleichenpfühl grüner Algen oder in den phantaſtiſchen Gemächern der Korallenkönigin zum ewigen Schlummer gebettet liegen.

---

3. Hohes Waſſer.

„Wenn es noch ein paar Stunden ſo fortweht, giebt es Hochwaſſer.“ Dieſe oder ähnlich klingende Worte hört man in Hamburg und weiter elbabwärts im Frühjahr, Herbſt und Winter zu verſchiedenen Malen. Selbſt die Sommermonate bleiben nicht immer ganz davon frei. Der Bewohner des Binnenlandes fragt mit Recht: Was hat man darunter zu verſtehen? Auch bei uns, und zumal in gebirgigen Gegenden, giebt es zuweilen Hochwaſſer, der Wind aber hat damit nichts zu ſchaffen. Plötzlich hereinbrechende Unwetter, Wolkenbrüche mit Hagelſchlag verbunden machen die Gießbäche und Wildwaſſer anſchwellen, und die reißend aus Bergſchluchten und Thalklüften hervorſtürzenden Gewäſſer überſchwemmen dann binnen wenigen Stunden fruchtbare Saatfelder, Wieſen,

Dörfer und Städte, und verbreiten weithin Schrecken und Verderben.

In Hamburg, wie überhaupt in den Niederungen zwischen Ems, Weser, Elbe und Eider hat das Wort „Hochwasser“ eine andere Bedeutung. Für gewöhnlich flößt dasselbe, wie oft es auch gebraucht werden mag, Niemand Furcht ein. Man ist daran gewöhnt und weiß, wie man zu sagen pflegt, Bescheid damit. Allein es treten Fälle ein, wo auch dem Erfahrensten die Haare vor Angst zu Berge steigen, und wo im drängenden Augenblicke der furchtbarsten Gefahr selbst der Gleichgültigste und Phlegmatischste nur an die Rettung des eigenen Lebens und der ihm Angehörigen denkt. Hamburg würde entweder gar nicht gegründet worden oder bis auf den heutigen Tag ein ganz unbedeutender Ort mit Fischerei und dürftigem Handel geblieben sein, wenn nicht Fluth und Ebbe den Unterbau seiner Häuser bespülte. Fluth und Ebbe sind auch die Grundursachen des Hochwassers, von welchem ein beträchtlicher Theil der gewaltigen Stadt alljährlich zu verschiedenen Malen heimgesucht wird, das aber, wenn es die gewöhnlichen Marken der Hochfluthen nicht übersteigt, mehr Anlaß zu heitern Auftritten als zu haarsträubenden Schreckensscenen giebt.

Zweimal innerhalb des kurzen Zeitraumes von vierundzwanzig Stunden ebbt und fluthet die Meereswoge.

Unter normalen Witterungsverhältniſſen dauern im Allgemeinen Ebbe ſowohl wie Fluth etwa ſechs Stunden, doch darf man dieſe Friſt nicht gar zu buchſtäblich nehmen. Die Dauer von Ebbe und Fluth hängt mehr oder weniger von örtlichen Verhältniſſen, und insbeſondere von geringerer oder weiterer Entfernung eines Ortes von dem Weltmeere ab. An den Küſten des großen atlantiſchen Oceans ſteigt die gewöhnliche Fluth doppelt ſo hoch, ja an einzelnen Stellen noch höher, als etwa bei Cuxhaven. In Hamburg und den zunächſt gelegenen Orten der Niederelbe ſchätzt man die Höhe einer gewöhnlichen Fluth auf fünf Fuß, und die Zeit des ſteigenden Waſſers wird auf reichlich fünf Stunden berechnet, während die Ebbe oder die Zeit des fallenden Waſſers ſieben Stunden dauert. Ohne dieſes regelmäßig ſich wiederholende Anſchwellen und Sinken der Meereswoge, das hier nicht weiter erklärt werden ſoll, würde die Schifffahrt auf der Elbe gleich Null ſein, das Flußbett des Stromes trotz ſeiner großen Breite und ſeiner gewaltigen Waſſermaſſe in wenigen Jahren verſanden und ſeine Mündung höchſt wahrſcheinlich ſich in ein aus zahlreichen Inſeln beſtehendes, von Sümpfen umgebenes ungeſundes Delta verwandeln. Fluth und Ebbe allein ſind es, denen Hamburg ſeine Größe, ſeine Handelsblüthe, ſeinen Reichthum, ſeine Wichtigkeit als Welthandelsſtadt verdankt.

Die mit steigender Fluth aufrollende Meereswoge trägt die schwerbefrachteten Handelsflotten auch ohne Mithülfe des Windes den Strom hinauf und läßt sie ungehindert die Untiefen passiren, die sich in großer Menge in der Elbe vorfinden und das Ab- und Aufsegeln stark beladener Seeschiffe erschweren. Die Ebbe leistet ähnliche Dienste, indem sie das Auslaufen der Schiffe aus dem Hafen erleichtert und die enormen Massen von Sand und allerhand faulen Stoffen dem Meere zuführt, das sie in seinem ewig bewegten Wallen und Sieden zu Atomen zerschlägt.

Heftig wehende oder lange anhaltende Winde bleiben niemals ohne Einfluß auf Ebbe und Fluth. Starker Ostwind schwächt z. B., wenn er längere Zeit in gleicher Richtung fortweht, in Hamburg die Fluth dergestalt ab, daß sie sich nur wenig bemerklich macht. Die Wassermasse der Elbe ist zu solchen Zeiten mächtiger als die aus der Nordsee heraufrollende Fluthwoge, die ihrerseits von der Gewalt des Ostwindes zurückgehalten wird. Sie kann den Ebbestrom nicht überwältigen und kämpft so lange mit ihm, bis dieser die Fluth überwindet und sie in's Meer zurückdrängt.

In solchen Zeiten, die häufiger im Sommer als im Winter eintreten, sind die zahlreichen Fleethe (Canäle) Hamburgs fast wasserlos, und der Verkehr zu Wasser

im Innern der Stadt, ſo wichtig für die handeltreibende Bevölkerung derſelben, wird in höchſt empfindlicher Weiſe geſtört. Der Kaufmann kann weder Waaren vom Bord der Seeſchiffe auf leichte Weiſe mittelſt großer, flacher Kähne, Schuten genannt, in ſeine an den Fleethen gelegenen Speicher ſchaffen laſſen, noch durch dieſelben Behikel Schiffe mit Kiſten und Ballen, die in den Speichern aufgeſtapelt liegen, befrachten.

Das umgekehrte Verhältniß tritt ein, wenn der Wind in entgegengeſetzter Richtung, alſo aus Weſten weht. So lange er eine gewiſſe Stätigkeit behält oder, wie der Seemann ſich ausdrückt, „friſche Briſe“ bleibt, wirkt er wohlthätig auf Schifffahrt und Handelsverkehr. Unter friſcher Briſe aus Weſten iſt die Elbe lebhaft bewegt; ſie rollt und wogt, und trägt auf ihrem breiten Rücken zahlreiche Nachen, Jollen, Ewer, kleinere und größere Seeſchiffe mit und ohne Segel. Die Fleethe wimmeln von ſich durch einander drängenden Schuten; viele tauſend Hände ſind auf den Fahrzeugen wie in den Speichern beſchäftigt, und im Hafen, wie am Hafenquai herrſcht vom grauenden Morgen bis in die ſinkende Nacht hinein lebhafte Thätigkeit und fröhlichſtes Leben.

Unbequem und nicht ſelten zum Verderben wird aber der Weſt- und insbeſondere der Nordweſtwind, ſobald er ſich zum Sturme ſteigert. Dann thürmen ſich die Wogen

der Nordſee zu Bergen auf, und bei ſteigender Fluth treiben ſie die Gewäſſer der dem Meere zuſtrebenden Flüſſe mit ſolcher Gewalt zurück, daß ſie, in ihrem naturgemäßen Laufe behindert, ſich ebenfalls aufſtauen und nunmehr zugleich mit den eindringenden Meereswogen rückwärts fluthen. In ſolchen Fällen wächſt die Fluth zur Sturmfluth, die Sturmfluth aber erzeugt immer hohes Waſſer. Wie die Bewohner der Alpen mit Lawinen, ſo ſind die Bewohner Hamburgs vertraut mit hohem Waſſer. Heißt es doch ſogar im Sprüchwort, es dürfe nicht zuwintern, ehe die Keller geſpült ſeien!

Was ein ſolches „Kellerſpülen“ ſagen will, das muß man mit anſehen, um ſich einen Begriff von der Herrlichkeit deſſelben machen zu können. Wir nehmen an, es tritt Hochwaſſer ein oder das Kommen deſſelben wird erwartet. Die ganze Nacht ſchon wehte es ſtark, d. h., wie man im Binnenlande ſich ausdrückt, es ſtürmte, daß die Wetterhähne umknickten, von den Firſten der Dächer Ziegelſteine herabpraſſelten, und hie und da ein alter Baumſtamm, der das Beugen und Nachgeben verlernt hat, mit ſammt dem Wurzelwerk aus dem Erdboden geriſſen ward. Das nennt man an den Seeküſten „ſtarkes oder hartes Wehen.“

Trotz des furchtbaren Tobens in der Luft aber war die Sache nicht bedenklich, und kein Menſch kümmerte

ſich um das Pfeifen und Heulen des Sturmes. In einer der niedrigſten Straßen der Stadt im St. Katharinenkirchſpiel befindet ſich eine ſehr beſuchte Barbierſtube. Fünf Sandſteinſtufen, jede beinahe einen Fuß hoch, führen von der engen Straße zu derſelben, doch muß der Eintretende, der hier Geſchäfte hat, zuvor die „Diele“ (Hausflur) eines Mannes paſſiren, der mit alten Mobilien handelt. Zum Zeichen ſeines Geſchäftsbetriebes hat der Mobilienhändler auf eine der Steinbänke an den Seiten der Treppe zwei alte Stühle über einander geſtellt. Die Hausthür ſelbſt ſteht offen. Durch dieſelbe erblickt man im dunkeln Innern der Diele allerhand Urväterhausrath: eine Kommode mit Meſſingbeſchlag; darauf eine Stutzuhr, die nicht mehr geht; einen Spiegel mit halb blindem Glas; eine Moderateurlampe, die man aufpumpen kann, ſo viel man will, ohne den Docht darin zum Brennen zu bringen. Tief im Hintergrunde Kleiderſchränke von unſicherer Farbe, und ganz vorn im hellſten Tageslicht, ſchräg an die Kommode gelehnt, das Portrait einer ehrſamen Bürgersfrau, das hierher gewandert iſt, weil beim letzten Umzug der Familie in dem neu gemietheten Logis kein Platz zu finden war, um es aufzuhängen. Unter der Barbierſtube, fünf Stufen tief, iſt der Eingang zu einer jener zahlloſen Kellerwohnungen, welche Hamburg eigenthümlich ſind. In dieſer wohnt ein

gealterter Schuhmacher, Meiſter Pech sen. Er wohnt ſchon lange in dieſem engen, dunſtigen Keller; denn es lebt ſich da gut, weil er eine ſtarke, viel verbrauchende Kundſchaft hat, die, was in Hamburg über Alles geliebt wird, prompt bezahlt und gar nicht dingt. Faſt ſämmtliche Arbeitsleute aus den nächſten ſechs bis ſieben Straßen, eine Menge Ewerführerknechte und andere Perſonen, die ſtarkes Fußzeug brauchen, laſſen bei Meiſter Pech sen. arbeiten, und allen dieſen ſtrammen, wohlgenährten Leuten fehlt es nicht an Geld. Bei ihnen gilt an jedem Sonntage und nicht ſelten auch nach Feierabend in der Woche, der Grundſatz: „Geld ſpielt gar keine Rolle?“ In gewöhnlich verſtändliches Deutſch überſetzt heißt es: es kommt uns nicht darauf an, einen Thaler mehr oder weniger auszugeben. Gehen ſie etwas ſpät vergnügt nach Haus, ſo tröſten ſie ſich wohl gegenſeitig mit den Worten: „Wat deiht's, wi hebbt et man ja!“

Zwiſchen zehn und elf Uhr Vormittags ſpringt ein Küper eilig die fünf Stufen zur Hausflur hinauf, tritt in die Barbierſtube und ſetzt ſich zurecht. „Man flink!“ ruft er dem Dienſt habenden Gehülfen zu, der ſchon Seife in ſeinem Meſſingbecken zerſchlägt. „Ich habe an den „Vorſetzen,“ am „Baumwall“ und am „Stubbenhuk“ zu thun, und muß mich eilen. In zwei, drei Stunden giebt's Hochwaſſer.“

Der Gehülfe hält dem Eiligen das Becken ſchon unter das Kinn, da kracht ein Kanonenſchuß von der Baſtei Erikus, daß die Scheiben klirren. Dieſem folgt gleich darauf ein zweiter und dritter. Der Gehülfe vergißt das Einſeifen.

„Man flink!“ wiederholt ungeduldig der Küper. „Ick heff' keen Tid to verleeren! Der Wind is umloopen; weiht Nordweſt zu Nord!“

Der Barbier beeilt ſich, daß der Küper unter dem flimmernden Meſſer mit den Augen blinzelt. Der geſchickte Mann aber verſteht ſein Geſchäft, und glatt, wie er es nur wünſchen kann, ſteht der Eilige auf und wirft ſeinen Doppelſchilling auf den Tiſch.

„Wird's ſchlimm?“ fragt der neugierige Gehülfe und wirft einen Blick auf die Straße, die ſich bei den Kanonenſchüſſen mit höchſt unnützen Jungen von neun bis zwölf Jahren füllt, die alle in Holzpantoffeln über das ſchlechte Pflaſter klappern und dabei ununterbrochen in den jauchzenden Jubelruf ausbrechen:

„Hurrah! Hochwater, keen School! Hurrah! Hochwater, keen School! Een, twee, dree, Hurrah!“

Meiſter Pech sen., den Knieriemen in der Hand, die Mütze ſtark nach hinten gerückt, taucht aus ſeiner Kellerwohnung auf und ſieht ſich mit bedenklichen Blicken um. Die jubelnden Jungen ſind verſchwunden. Man hört

nur noch das Geklapper ihrer Pantoffeln und unarticulirte Töne aus der Ferne. Sie haben den kürzesten Weg zum nächsten Fleeth eingeschlagen, wo sich ein Fluthmesser befindet, um zu sehen, wie hoch das Wasser steht und wie hoch es wohl bis zu Eintritt der Ebbe noch steigen könne.

Da die wilde Jugend der Keller, Gänge und Säle nicht mehr zu sehen ist, richtet Meister Pech sen. seine Augen nach dem Himmel, wo die dunkelgrauen, fliegenden Wolken, die von Nordwest in rasender Eile über die spitzen Giebel fortziehen, ihn höchst nachdenklich stimmen. Er kehrt sich um und ruft seiner Frau zu, in möglichster Schnelligkeit Betten und Alles, was keine Nässe vertragen kann, nach „bawen" (nach oben) zu schaffen, ehe das Wasser komme. Gleichzeitig zeigt sich die klappernde und schreiende Jugend wieder in der Straße, unter der sich auch ein hoffnungsvoller Enkel des gut situirten Meisters befindet. Der Großvater jagt ihn mit einem Hieb seines Knieriemens in den Keller, ruft ihm zu: „Hilf Großmutter aufpacken!" und springt dann selbst nach in die dunkle, halb unterirdische Wohnung.

Die Alarmkanonen krachen auf's Neue, und in den Rinnsteinen der niedrigsten Straßen, beim Zippelhause und seiner nächsten Umgebung zeigt sich urplötzlich Wasser, als ob verborgene Quellen der Erde sich öffneten. Nun

beginnt ein Laufen und Rennen, ein Eilen und Haſten, als gälte es, einem grauſamen Feinde zu entfliehen. Alles, was niedrig wohnt, beſonders die Inhaber zahlloſer Keller, räumt aus. Wer nicht ausräumen kann, ſchiebt die größeren Mobilien zuſammen und improviſirt auf dieſen inmitten des Zimmers einen erhöhten Wohnraum. In Straßen, welche bei gewöhnlicher Sturmfluth — und eine ſolche iſt im eiligſten Anzuge — waſſerfrei bleiben, während ſich die tiefer gelegenen Kellerwohnungen mit dem fatalen Element füllen, retten ſich die Leute mit ihren beſten Sachen auf das Pflaſter und führen hier, ſo lange das Hochwaſſer andauert, ein ganz zufriedenes Lagerleben, wobei es an Scherz- und Witzworten ſelten fehlt.

In der erſten Zeit der ſteigenden Hochfluth giebt es Vergnügen und Luſt die Menge. Die unbändige Jugend ſammelt ſich an den zunächſt vom Waſſer bedrohten Orten, ſpringt über die mit jeder Minute breiter werdenden Bäche, lärmt, ſchreit, balgt ſich und durchwatet zuletzt die ganz überfluthete Straße, bis die Bewegung des Waſſers ſelbſt unheimlich wird, und auf der Oberfläche des jetzt zum Strome angeſchwollenen Baches die Spuren einer Wellenbildung ſich zeigen. Spurlos zerſtreut ſich der lärmende Schwarm, und an die Stelle der lauten Luſt tritt jetzt die Ruhe des bitterſten Ernſtes. Gurgelnd,

ſchäumend, brauſend ergießt ſich die Hochfluth aus allen Fleethen durch jeden Spalt, jede kleinſte Oeffnung in die angrenzenden Wohnungen. Der Strom zieht mitten durch Hausfluren, durch bis vor Kurzem bewohnte Zimmer, und auf Straßen und Plätzen, wo noch vor wenigen Stunden Kinder ſpielten, gleiten jetzt Nachen und Jollen, geführt von ſtämmigen Männern, die zum Schutz gegen die Wuth des raſenden Nordweſtſturmes den echten Hut des Seemannes, den wetterdichten Südweſter, tragen.

Je höher das Waſſer ſteigt, deſto ſtörender wirkt es auf den Verkehr ein. An allen lebhaften Uebergangspunkten bilden ſich Gruppen harrender, unruhiger, oft verdrießlich werdender Menſchen. Viele lockt nur die Neugierde herbei, Andere aber haben jenſeits des heftig durch die Straßen wogenden Stromes unaufſchiebbare Geſchäfte und wiſſen nicht, wie ſie über das zwei bis drei Fuß tiefe Waſſer kommen ſollen. Eine Zeit lang behilft man ſich mit Wagen. Aber dieſe Wagen müſſen mit einer hinreichenden Anzahl Menſchen beſetzt ſein, damit ſie der Kraft des Stromes Widerſtand leiſten können. Später, wenn die Fluth immer mehr anſchwillt, kann die Verbindung der überflutheten Straßen mit den vom Hochwaſſer frei gebliebenen nur noch durch Kähne erhalten werden.

Bei solchen Vorgängen macht die Speculation, welche in Hamburg den meisten Menschen angeboren ist, sofort ihre Rechte geltend. Bei jedem Hochwasser, das immer mehrere Stunden lang anhält, ist auf bequeme Weise ein Stück Geld zu verdienen. Droschkenkutscher haben ihre Taxe, die sie einhalten müssen, wenn ihre Passagiere die Sätze derselben ebenfalls ihrem Gedächtnisse gut eingeprägt haben. Zu Fuhren durch's Hochwasser aber giebt es weder Droschken noch für Jollen und andere Fahrzeuge festgesetzte Preise. Deshalb wird der Preis nach den Personen, welche übergesetzt zu werden begehren, nach der Eile des Geschäftigen, nach der wirklichen oder vorgeblichen Schwierigkeit der Passage und nicht selten nach bloßer Laune bestimmt.

„Betalen!" (bezahlen) das ist das Wort, das mit fester Stimme und trotziger Miene von Jedem unzählige Male ausgesprochen wird, der so glücklich ist, an einem der besuchtesten Uebergangspunkte den Fährmann zu spielen. Zu diesem Dienst stellen sich die verschiedensten Individuen ein, und da Begehr nach beschleunigter Passage allgemein ist, so findet in der Regel Jeder seine Rechnung dabei. Nicht ungewöhnlich ist das Tragen Eiliger durch's Wasser. Besonders kräftige und schmucke Männer, deren Körperformen die beste Empfehlung für ihre Anerbietungen sind, legen sich vorzugsweise auf das „Ueber-

tragen". Aus Galanterie bieten sie ihre Dienste natürlich zuerst dem weiblichen Personal an, das ängstlich trippelnd an der schmutzig gelben Wasserfläche, die so ungastlich durch die Straßen fluthet, hin und wieder geht. Junge, hübsche Kleinmädchen und gewandte Köchinnen leisten selten der freundlichen Einladung langen Widerstand. Ist es doch immer besser, einem Einzelnen sich anzuvertrauen, als mit Mehreren zugleich in einem meistentheils zu schwer beladenen Nachen die Ueberfahrt zu unternehmen. Ohnehin hat der stämmige Mann in seinen gewaltig hohen Wasserstiefeln bereits dargethan, daß er an Kraft und Ausdauer dem heiligen Christophorus wenig nachgeben dürfte.

„Was kostet's?" fragt eine sauber gekleidete Köchin, die sehr feines Schuhzeug trägt, und die ihre blendendweiße Mütze mit breitem Rosa-Bindeband vortrefflich kleidet, den sie ansprechenden Christophorus.

„Veer Schilling, Kölsch (Köchin)", lautet die Antwort, indem er der ängstlich auf das wallende Wasser Blickenden die offene Hand hinhält.

Die Köchin hat sich verspätet. Das prächtig farbige Tuch, welches den schmalen Korb unter ihrem Arme bedeckt und das ihr die Herrschaft zum Anzuge erst neu gekauft hat, damit sie auf der Straße gehörig damit prahlen kann, streift fast das schmutzige Pflaster. Schnell

entſchloſſen zieht ſie das Portemonnaie und entnimmt demſelben ein Vierſchillingsſtück — morgen beim Handel mit der Vierländerin läßt ſich die kleine Ausgabe wohl wieder verdienen — und vertrauensvoll reicht ſie dem ſchmunzelnden Manne die Hand.

Ein lautes „Hurrah!“ der gaffenden Menge begleitet den Abzug des Trägers mit ſeiner ſchönen Laſt. Mitten im Strome, der dem ſtarken Manne bis über die Kniee ſtrudelt, ſeufzt das junge Mädchen ängſtlich und klammert ſich feſt um den Hals des Retters. Chriſtophorus bleibt ſtehen und blinzelt die Aengſtliche mit verliebten Augen an.

„Lüttje Köksch, hat Se Bange?“

„Man to! Man to! antwortet die Geängſtigte.

„Ick mut erſt en Trinkgeld hebben.“

„Drüben . . . gern,“ ſtottert das Mädchen.

„Nee, mien lütt Deern, glick up de Stell'!“

Die Köchin will abermals ihr Portemonnaie ziehen, der ſchreckliche Mann aber lacht kopfſchüttelnd und fährt fort:

„Geld hebb' ich genog, ich will, dat mi de lüttje Köksch enen Söten (Kuß) gift. Will Se oder will Se nich? Beer Foot Water ſün hier; ick ſmiet Se glick dal (nieder).“

Das erſchrockene Mädchen faßt ſich ein Herz und erfüllt, um wieder auf's Trockene zu kommen, das Ver-

langen des Unerbittlichen. Dieſer lacht wie ein Kobold und ſetzt unter lautem Gekreiſch der drüben Stehenden die Erröthende auf feſtem Boden ab.

Scenen ſolcher und ähnlicher Art kommen bei Hochwaſſer am hellen Tage häufig vor, in der Nacht iſt man weniger geneigt zu Scherzen. Dann überwiegt das Gefühl der Bangigkeit auch bei den an Hochwaſſer Gewöhnten jede heitere Neigung. Man kann nicht wiſſen, welchen Verlauf die Sturmfluth nimmt, und um ſich auch gegen das Schlimmſte zu ſichern, ſind alle Bedrohte nur auf Rettung ihrer Habe und ihrer Familien bedacht. Je häufiger die Lärmkanonen ſich hören laſſen, die das Wachſen des Waſſers verkündigen, deſto ſchweigender arbeiten die Menſchen in den überflutheten Quartieren. Man hört nur vereinzelte Zurufe und Commandoworte, und ſieht rothen Laternenſchein über den zitternden Wellen ſchimmern.

---

4. Auf der Bleichenbrücke.

Wie in allen großen und volkreichen Städten iſt auch in Hamburg das Leben auf Straßen und Plätzen ein mannigfach wechſelndes und nach den Stadtvierteln ſehr

verschiedenes. Im Nordostende, wo durch den großen Brand des Jahres 1842 einige glänzende Straßen mit luxuriös eingerichteten Häusern entstanden, wohnt jetzt größtentheils die vornehme, d. h. die reiche Welt, und das hastige Drängen und Treiben der Geschäftsleute, der Händler und Ausrufer aller Art verliert sich nach und nach oder wird doch nicht störend. Dagegen wimmeln alle Straßen und Plätze, die den Neubau begrenzen, zum Theil auch dieser selbst noch von handeltreibendem und geschäftigem Volk. Charakteristisch für das Volksleben sind besonders die zahlreichen Landungstreppen an den breiteren Fleethen, wo täglich Hunderte von Kähnen und jenen schnellen Seglern der Elbe anlegen, welche die große Stadt mit Grünwaaren, Milch, Fischen, Kartoffeln, Geflügel und hundert anderen zur Ernährung ihrer Einwohner unentbehrlichen Gegenständen versehen. In dieser Hinsicht bieten alle den Hafen begrenzende Straßen von früh bis zum Abend ein höchst belebtes Bild eigenthümlichen und unterhaltenden Treibens, und von allen dem Verkehr offen stehenden größeren Plätzen ist keiner betrachtenswerther als der Hopfenmarkt, wo der Gemüse-, Obst- und Fischhandel seinen Hauptsitz aufgeschlagen hat und alle Arten von Hökern ihre Einkäufe machen.

Eine ganz beſondere Art Menſchen ſind die Hamburger Fiſchfrauen. Ihr Ruf und Ruhm iſt ein alter und verbreitet ſich weit über das Weichbild der Handelsrepublik. Es ließen ſich von dieſen originellen Perſönlichkeiten viele Geſchichten erzählen, doch müſſen wir damit zurückhalten, theils weil das Idiom, in dem allein ſie erzählt werden können, der Mehrzahl unſerer Leſer kaum verſtändlich ſein würde, theils weil gerade die originellſten Auslaſſungen dieſer derben Naturkinder zart empfindende Seelen leicht unangenehm berühren dürften.

Jede hökernde Perſönlichkeit hat in Hamburg ihre beſondere Region, wo ſie entweder allein oder mit einigen Befreundeten, welche gleiche Rechte in Anſpruch nehmen, herrſcht. Fremde Eindringlinge werden da ſo leicht nicht geduldet, wenigſtens dürfte dies erſt nach langen, lauten und harten Wortkämpfen, denen ſich möglicherweiſe auch Beweiſe fühlbaren activen Widerſtandes zugeſellen könnten, möglich ſein. Ergießt ſich nun dieſe Unzahl meiſtentheils laut ſchreiender Straßenhändler durch alle Quartiere der Stadt, dann entwickelt ſich ein ganz neues, buntes und gewöhnlich ſehr munteres Leben. Die Brodhändler, welche früh am Morgen zuerſt ihre Kunden mit friſchem Backwerk verſorgen, je nach Wunſch und Geſchmack der Einzelnen, haben um die Zeit, wo der Handel der Ausrufer beginnt, ihre Morgengeſchäfte beendigt.

Sie verhalten ſich ſtets ſchweigſam, denn es gebricht ihnen an Zeit. Auch geſtattet ihr Handel kein Feilſchen. Da ſie immer die Erſten in jedem Hauſe, auf jeder Etage ſind, welche den Bewohnern derſelben etwas bringen, ſo übernehmen ſie in der Regel auch die Rolle des Weckers. Das Klopfen und Klingeln des Brodmanns ſagt der Köchin des Hauſes, daß es für ſie und ihre Mitdienſtboten hohe Zeit ſei, ſich den Armen des Schlafes und den ſüßen Träumen, die Morpheus über ihr ruhendes Haupt fortflattern läßt, durch einen ſchnellen Entſchluß zu entreißen.

In jedes Haus, in jeden Keller, in Gänge, Höfe, auf Säle und Plätze dringen die unermüdlichen, vor keinem Hinderniſſe, vor keinem Begegniſſe, vor keiner noch ſo finſtern, ſteilen und engen Treppe zurückſchreckenden Händlerinnen, dieſe mit heiſerer Fiſtelſtimme ihr ewiges: „Kantüffeln (Kartoffeln), ſöte (ſüße) Kantüffeln!“ rufend, jene in länger gezogenen und breiteren Tönen friſche junge Gemüſe anbietend. Keine Händlerin aber ſchreit lauter und tapferer, als die ſtämmige Fiſchverkäuferin, der man es ſchon von Weitem anſieht, daß ſie ſich für eine Perſon von Wichtigkeit hält, und daß ſie genau weiß, was ſie will. In der Regel zeigt ſie entſchloſſene, derbe Geſichtszüge von energiſcher Farbe, die ihr nicht immer die ſcharfe Luft auf dem Waſſer angeblaſen hat.

Dieſen Händlerinnen könnte man den Beinamen der ſingenden geben, denn ihr Ruf hat ſtets durch die Eigenthümlichkeit des Tonfalles eine geringe Aehnlichkeit mit höchſt mißlungenen Geſangesverſuchen. Bald hoch, bald niedrig, bald laut, bald leiſe, bald knarrend, bald ſchmelzend, bald gellend, bald jauchzend, bald ſcharf pronoucirt, bald zaghaft zitternd entringt er ſich hundert und aberhundert Kehlen, und lockt die harrenden Freunde und Freundinnen der eßbaren Bewohner des Meeres und der Flüſſe an Fenſter und Thüren. Jeder Hausbewohner erkennt ſeinen Händler an der Stimme, an der Originalität der Melodie, welche die zungengewandten Verkäuferinnen ſich ſelbſt dazu erfunden haben. Stinte werden anders ausgerufen als Dorſche und Schellfiſche, Steinbutten anders als Schollen, Zungen anders als Elb- und Seebut. Der Ruf: „Bütt, labendige Bütt!“ kann ein muſikaliſches Ohr zur Verzweiflung bringen, wenn er ſich ſtundenlang von Minute zu Minute in immer gleichem Tone wiederholt.

Wird die Waare raſch verkauft, ſo gönnt ſich die Händlerin das Vergnügen einer Unterhaltung mit ſolchen Begegnenden, von denen ſie weiß, daß ſie ihr Rede ſtehen. Ein paſſender Ort zu ſolcher Zwieſprach findet ſich immer, namentlich mitten in der belebten Stadt. Namentlich verweilen die Händlerinnen gern auf den zahlreichen

Brücken, welche über die vielen Fleethe führen, und von denen die meisten stattliche und hohe Steingeländer tragen. Hier gibt es gewöhnlich auch an heißen Tagen etwas Luftbewegung, auf der Wasserstraße selbst gleiten Nachen, Jollen, Schuten, Torfewer und andere Fahrzeuge hin und her, und diesem und jenem Schiffer läßt sich ein Scherzwort zurufen, was sicher nicht unerwidert bleibt. Auch gewähren die meisten Brücken hübsche Aussichten, oder man kann die zahlreichen Vorüberwandelnden mustern und sie der schonungslosesten Kritik unterziehen. Und gewöhnlich sind ganz besonders die Fischverkäuferinnen ebenso beißende Kritiker, als sie das Anpreisen ihrer eigenen Waare meisterhaft verstehen, die sie jedoch höchst ungern einer Kritik unterwerfen lassen. Am lebhaftesten ist natürlich der Verkehr auf denjenigen Brücken, welche die großen Hauptstraßen unter einander verbinden und gleichsam in das Herz der Stadt führen. Als solches hat man die Umgebungen der Börse und Bank zu betrachten, die alltäglich von vielen tausend Geschäftsleuten oder von deren Abgesandten und Beauftragten besucht werden. Auch liegen mehrere Posten in der Nähe, die zu gewissen Stunden des Tages von harrenden Menschen förmlich belagert werden, um Briefe, die mit der amerikanischen, australischen oder ostindischen Post ange-

kommen sind und deren Ausgabe mit Ungeduld erwartet wird, in Empfang zu nehmen.

Auf einer dieser vielbesuchten Brücken, die „Bleichenbrücke," führen wir den Leser. Sie verbindet zunächst die Straßen „große Bleichen" und „Neuerwall," führt in ihrer Verlängerung als „Adolphsbrücke" unmittelbar nach Bank und Börse und weiter über die „Börsenbrücke" in die vom Brande nicht berührte Altstadt. Nach Westen vermittelt sie den Verkehr mit dem Straßengewirr der stark bevölkerten Neustadt. Sie bildet also einen wichtigen und stets sehr stark belebten Uebergang über das breite Bleichenfleeth, in dessen Nähe nach Westen zu der Brand des Jahres 1842 erlosch.

Von der „Bleichenbrücke" blickt man südwärts auf alte Gebäude von wenig anziehender Bauart, über deren Dächer in der Ferne der höchste Thurm der alten Hansestadt, der Michaelisthurm mit seiner gewundenen Treppe im Durchsicht emporragt. Nach Norden ruht das Auge auf lauter neuen, hohen, gewaltigen Gebäuden aus, welchen der stumpfe Thurm des Stadtposthauses ein malerisches Relief gibt. Hier, wie an vielen anderen Punkten der großen Stadt, spazirt gewöhnlich eine junge oder doch noch für jung geltende Vierländerin auf und ab, am linken bloßen Arm, den bis zum Ellenbogen ein weißes Hemd lose umfängt, ein zierliches Körbchen mit

duftenden Blumen, in der rechten Hand einige Sträußchen, die um die Zeit, wo die ersten Erdbeeren zu reifen beginnen, sich in schöne große, zwischen Blättern ruhende Erdbeeren verwandeln. Das niedliche Kind, das mit seinen drallen Waden gewaltig coquettirt, auch weiß, zu welchem Zwecke sich glänzende, sanft blaue Augen gebrauchen lassen, versäumt es nicht, jedem vorübergehenden Herrn den Weg mit den Worten zu vertreten: „Sträußchen, Herr?“

Der Handel mit Sträußchen allein mag wenig ergiebig sein, denn eingeborene Hamburger haben gewöhnlich große Eile, wenn sie straßauf, straßab gehen, und lassen sich ungern in ihren Geschäftsgängen stören. Nur jugendliche Flaneurs und müßige Fremde, deren Zahl in der guten Jahreszeit allerdings sehr bedeutend zu sein pflegt, sind weicheren Herzens und setzen die Sträußchenverkäuferinnen, sei's auch nur, um ihre auffallend originelle Tracht bequemer mustern zu können, in Nahrung. Einträglicher mag der Blumenhandel selbst sein, welcher die Vierländerinnen in die Häuser Vornehmer und Geringer führt. Sie verstehen ihre in der That ausgesuchte und vortreffliche Waare meisterlich anzupreisen und besitzen nebenbei meistentheils auch jenes geschickte Talent des Quälens, das am sichersten zum Ziele führt. Der Gequälte kauft, um doch wieder Ruhe zu bekommen.

Neben die Vierländerin, die einem galanten Käufer eben noch einen ſchmachtenden Blick nachwirft, pflanzt ſich jetzt ein ſtarker, vierſchrötiger Mann. Er trägt ein gut erhaltenes Schurzfell, eine kurze Tuchjacke mit großen ſilbernen Knöpfen und einen ſehr glatt gebürſteten Cylinder. Es iſt ein Quartiersmann, eine gar wichtige Perſönlichkeit in Hamburg; denn den Quartiersleuten muß der Kaufmann und Rheder unendlich großes Vertrauen ſchenken. Unter ſeiner Controlle ſtehen die zahlreichen Arbeiter verſchiedenſter Art, deren der große Handelsverkehr einer Seeſtadt nicht entbehren kann. Dieſer ſeiner Stellung ſich bewußt, zeigt der Quartiersmann auch meiſtentheils ein ernſtes Geſicht. Einen Scherz indeß zu rechter Zeit verachtet er auch nicht, ſelbſt wenn er zu derben Entgegnungen führt.

Der Quartiersmann hat Zeit. Er will vermuthlich nach einer der Poſten gehen, um Briefe für ein Handelshaus in Empfang zu nehmen, oder er hat ſonſt eine Beſtellung, aber die Stunde iſt noch nicht gekommen, und da kann man ein wenig „ſnacken“ (plaudern). In ſolchen Momenten iſt der Anruf einer Fiſchhändlerin ganz am Platze. Eine der ſtattlichſten ſchreitet auf den Quartiersmann zu, deſſen Geſchmack ihr nicht unbekannt iſt. Sie ſtellt ihre Körbe mit den Fiſchen neben ſich, legt die Tracht dazu, ſtemmt beide Arme in die Seiten und

ſpricht zu dem phlegmatiſch ſich zu ihr hinwendenden Manne, der bequem am Geländer lehnt:

„Scheune (ſchöne) fette Braſſen, Hanſey? Oder lütte Brataale? Ock ſpringende Stint' heff ick! Man billig, Hanſen, ſpottbillig!“

Hanſen fragt ruhig nach dem Preiſe, findet dieſen aber ſelbſtverſtändlich zu theuer und bietet deshalb gar nicht. Damit jedoch iſt die Fiſchfrau nicht zufrieden. Sie will ihre Waare durchaus los werden, was auch nöthig iſt, denn die Braſſen ſind nicht ſchön, die Stinte nicht ſpringend, die Bütt haben ſogar einen ziemlich ſcharfen Geruch, den ſelbſt der friſche Luftzug auf der Brücke nicht ganz verweht. Nur die langen, dünnen Aale winden ſich in dem ſandigen Bette, das die Grauſame ihnen trotz des Thierſchutzvereins bereitet hat, damit ſie ihr unterwegs nicht entſchlüpfen.

Widerſpruch vertragen nur wenige Fiſchfrauen. Sie halten ſich für infallibel wie der heilige Vater in Rom, aber ſie ſind nicht ſo höflich und mild wie dieſer. Der geringſte Tadel — und einen ſolchen erlaubt ſich der Quartiersmann auf nochmals erfolgte Anrede — ſetzt ſie in Feuer und Flamme. Das rothe Geſicht wird noch röther, die Lippen zittern, das rollende Auge der Erzürnten verkündigt ein entſetzliches Unwetter. Aber der Zorn verſetzt ihr den Athem. Die ſchwer Gekränkte muß

erſt Luft ſchöpfen, um ihre Rede beſſer in Fluß zu bringen. Da kommt zum Glück ein Störenfried dazwiſchen, der die Erbitterte durch ſeinen Ruf beſänftigt. Auch ihn, den heiſern Ueberall und Nirgends, kennt die robuſte Frau von der Holzbrücke am breiten Fleeth. Sie weiß, der geizige Aaron von der dritten Elbſtraße iſt nicht ſehr eigen. Ihm alſo wendet ſie ſich zu und bietet ihm die halb verdorbenen Fiſche mit der unſchuldigſten Miene von der Welt und mit einer Liebenswürdigkeit an, die dem ſchlauen Quartiersmann ein heiteres Lächeln entlockt.

Aaron läßt die Redſelige ſich ausſprechen. Dann hebt er ein Stück der Waare, mit denen er hauſirt und bis in den ſpäten Abend hinein raſtlos die Straßen durchwandert, ohne die trocken werdende Zunge durch einen friſchen Trunk zu erquicken. Sein allbekannter Ruf, den er Jahr aus, Jahr ein erklingen läßt, bleibt ſich immer gleich:

„Allerhand Band kooft, 'nen Schilling die Ehl' (Elle)! Naſſe Waare! Billige Waare! Natt, natt, natt, natt! (naß.) Ko — o — o — oft!“

Die Fiſchfrau kauft jedoch nicht, der Quartiersmann eben ſo wenig, die Vierländerin lacht ſehr ſchalkhaft, und Aaron ſchlüpft, ſeinen Ruf wiederholend, vorüber,

um die Bleichen hinunter in der belebteren Fuhlentwiete ſein Heil zu verſuchen.

Lärmender geht es an vielen Straßenecken und auf den größeren Plätzen zu. Hier ſiedeln ſich ſpäteſtens in der zehnten Morgenſtunde verſchiedene Karrenhändler an, die ohne Ausnahme dem auserwählten Volke Gottes angehören, das ſich der Verheißung nach gemehrt hat und noch mehren ſoll wie Sand am Meere. Die ambulanten Karrenhändler übertrifft an Rührigkeit, Lebendigkeit und Redſeligkeit kein anderer Erdgeborner. Sie ſind in ihrer Art die vollkommenſten Geſchöpfe Gottes auf dieſer Welt, doch mögen ſie nicht immer dem Ebenbilde ganz gleichen, nach dem ſie geſchaffen wurden. Der Karrenhändler hat Alles, was Menſchen brauchen können, und iſt fabelhaft billig. Portemonnaies, die auch in dem wohlfeilſten Laden das Stück zwölf Schillinge oder eine Mark koſten, bekommt man hier für 3 und 4 Schillinge. Gehandelt wird nicht. Karrenhändler ſind die einzigen jüdiſchen Kaufleute, die ſtreng auf feſte Preiſe halten. Findet ſich als Nachbar oder feindſeliges Gegenüber ein noch billigerer Verkäufer ein, ſo beſiegt ihn der um eine Kleinigkeit theuerere Händler durch die Kraft ſeiner Stimme und nimmt im Nothfalle einen Mitſchreier an, mit dem er dann die herrlichſten Duette anſtimmt.

Um Karrenhändler bilden sich stets Gruppen. Viele schauen, hören, lachen, Andere kaufen und verlocken noch Andere zu gleichem Thun, und da alle Gegenstände weit unter dem Werth verschleudert werden, so ist Abends, wenn die Schatten sich verlängern, die Karre leer. Schreien kann der glückliche Kaufmann freilich nicht mehr, aber sein Gesicht strahlt vor Glück und Wonne, denn er kehrt mit gefüllter Börse nach Hause, um am nächsten Tage irgendwo anders mit ganz andern Handelsartikeln das lucrative Geschäft mit gleichem Glücke fortzusetzen.

Gibt es nicht Scandal in Folge etwa eintretender Mißhelligkeiten, was bisweilen, verhältnißmäßig aber doch selten vorkommt, so kann der unparteiische Wanderer im Vorübergehen sich göttlich amüsiren. Denn dann kommt die Polizei, es sammeln sich Hunderte, und das Lärmen und Schreien schließt entweder mit sanfter Abführung des heftigen Schreiers, oder man schließt, zur Versöhnung durch den Vermittler ernstlich ermahnt, Frieden, und das lustige Intermezzo löst sich in Wohlgefallen auf.

Gotha. — Druck von Emil Kramer.

Bei **W. Opetz** in Gotha ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus dem Leben eines italienischen Patrioten.

1820—1822.

Denkwürdigkeiten

vom

Grafen Giovanni Arrivabene,

Senator des Königreichs Italien.

Mit sechs ungedruckten Briefen von **Silvio Pellico.**

Aus dem Italienischen

von

Dr. **Eduard Burckhardt.**

Autorisirte deutsche mit vielen biographischen Notizen über die hervorragendsten Märtyrer der italienischen Freiheit, als **Graf Confalonieri, Alexander Manzoni, Graf Andryane** ꝛc. vermehrte Ausgabe.

1861. In 8°. eleg. broch. — Preis 18 Sgr.

Wie bekannt träumten Piemont, Lombardei und Neapel schon 1820—1822 ein einiges Italien. Alle Männer von Gefühl, welche an der Spitze dieser Bewegung standen, oder des Verbrechens der Vaterlandsliebe verdächtig waren, bezahlten dafür mit ihrem Kopfe oder mindestens ihrer Freiheit.

Des Carbonarismus verdächtig, wurde Arrivabene im Mai 1821 angehalten und schließlich mit mehreren Anderen in das Gefängniß St. Michael von Murano abgeliefert. Aus dieser Art von Grab wurde er den 10. December desselben Jahres wieder entlassen. Kaum in Freiheit gesetzt, entschließt er sich mit mehreren Freunden sein Vaterland zu verlassen. Er betritt gegen Ende 1822 den Boden der freien Schweiz, welche ihm die Gastfreundschaft verweigert. Gezwungen, eine andere Zuflucht zu suchen, geht er nach Paris; hier erfährt er, daß die österreichische Regierung ihn und acht seiner Landsleute als Hochverräther zum

Tode verurtheilt hat. Sich nicht mehr sicher glaubend, flüchtet er nach England und später nach Belgien.

Glücklicher als viele seiner Leidensgefährten, war es ihm noch beschieden, die Wiedergeburt seines Vaterlandes zu erleben und wurde dem greisen Patrioten von seinem König noch die Ehre zu Theil, im ersten italienischen Senate Sitz und Stimme zu erhalten.

Das Buch ist mit wichtigen Aktenstücken über die den hervorragenden italienischen Patrioten von der österreichischen Regierung gemachten Prozesse, sowie mit einem kurzen Abriß über die geheimen Gesellschaften Italiens, als die Carbonari, Adelphi 2c. bereichert.

Erinnerungen eines Rothhemdes.

Vier Monate Feldzug unter Garibaldi in Sicilien und Neapel.

Von

Durand-Brager.

Mit 7 Illustrationen im Texte.

Deutsch von

Dr. Eduard Burckhardt.

In 18°. eleg. broch. — Preis 20 Sgr.

Mit vielem Geschick erzählt der Verfasser die interessanten Ereignisse, deren Augenzeuge er war, und weiß dadurch das Interesse des Lesers bis zum Ende zu fesseln.

Denkwürdigkeiten
des
Lorenzo da Ponte von Ceneda.
(Freund und Mitarbeiter **Mozarts.**)
Aus dem Italienischen
von
Dr. Ed. Burckhardt.

1861. In 8°. eleg. broch. sat. — Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Es ist das vielbewegte Leben eines Mannes von Geist, Talenten und Kenntnissen, das uns hier nach seinen eigenen Aufzeichnungen geschildert wird. In prunklosen Worten theilt der Verfasser seine mannigfachen Erlebnisse mit; aber mit so großer Unbefangenheit er auch spricht, kann er es doch nicht verhüllen, daß er, seiner guten Eigenschaften ungeachtet, und trotz der Bekanntschaft mit ausgezeichneten oder hochgestellten Personen, in die Classe der »liebenswürdigen Abenteurer« gezählt werden muß. Aber gewiß thut weder dieser Umstand dem Interesse seiner Denkwürdigkeiten in den Augen der Leser Eintrag, noch der fernere, daß Schreibart und Charakter sehr an die weiland berühmten Memoiren Casanova's erinnern, deren Frivolität sie jedoch nicht erreichen, obgleich auch von da Ponte manches galante Abenteuer erwähnt wird. Er geht jedoch dabei nicht mit solcher Behaglichkeit in die Details ein, wie sein Landsmann, sondern läßt mehr errathen, was Casanova ganz unumwunden erzählt und oft sogar mehr, als Recht ist, ausmalt. (Glocke Nr. 145.)

„Christenthum oder Bekenntniß?"
„Quell- oder Röhrenwasser?"

Zu Nutz und Frommen des evangelischen Volkes.

9 Bogen in 8°. eleg. broch. — Preis 10 Sgr.

Inhalt.

Einleitendes Wort. — Die Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche. — Das Abendmahl. — Taufe und Teufel. — Das Wort Gottes. — Erbsünde und Rechtfertigung allein durch den Glauben. — Glaube und Kirche. — Die Nutzanwendung.

Gebunden von
C. W. F
in Gö